

«Wir gründen auch Hochschulgruppen»

DIG-Vorsitzender Reinhold Robbe über neue Wege zur Jugend.

SEITE 12



Hildesheimers moderne Erben

Bei der «Kahal Adass Jisroel» kommen ständig junge Familien hinzu

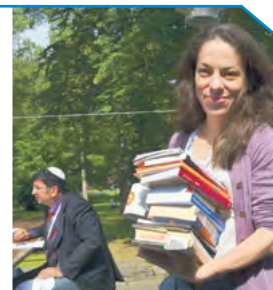
SEITE 17



«Zum Abkühlen in den See...»

Rückblick auf Limmud 2014 mit Jonathan Marcus

SEITE 19



WORT DES HERAUSGEBERS

Liebe Leserinnen und Leser, das Erscheinen einer neuen – besonders einer jüdischen – Zeitschrift bietet freudigen Anlass für mich als Herausgeber, sich mit einem erklärenden und gleichermaßen zuverlässigen Grußwort an Sie, den interessierten und geneigten Leser, zu wenden.

Erklärend, weil es durchaus nicht selbstverständlich ist, in unserer heutigen informations-geprägten Welt des Internets, der neuen riesigen Netzwerke und der dicht besetzten Medien-Landschaft mit einem weiteren Printmedium an den Start zu gehen, das Lücken schließt und Ihnen die wichtigen Informationen und interessanten und lesenswerten Beiträge und Meinungen bietet, die in den Mehrheits-Medien – unbewusst oder zumeist bewusst – keine oder nur unzulänglich unserem Minoritäten-Interesse entsprechende Beachtung finden.

Freudig wende ich mich an Sie, weil es dem engagierten Redaktionsteam nach intensiver Vorarbeit und einer gehörigen Portion Enthusiasmus gelungen ist, Ihnen eine erste Nummer der «Jüdischen Rundschau» vorzustellen, in der die Vielfalt der Themenwahl genau dieses Anliegen kurzweilig und lebendig bedient. Wir verstehen uns als unabhängiges, weltoffenes Printmedium, das die Vielfalt der Entwicklungen im heutigen Judentum, aber auch generelle gesellschaftliche Trends in unserem Land kritisch widerspiegeln wird.

Die jüdische Gemeinschaft in der Bundesrepublik sitzt nicht mehr auf «gepackten Koffern». Sie ist in den letzten Jahrzehnten gewachsen, trotz der Schoah und ihrer spürbaren Nachwirkungen bis heute, was keineswegs selbstverständlich ist. Jüdische Geschichte, Gegenwart und Zukunft bleibt undenkbar ohne die enge Verbindung zur Tradition.

►► Fortsetzung auf Seite 2

J. B. O., Postfach 12 08 41, 10598 Berlin

(030) 54 71 02 50 (Mo.-Mi. von 10.00 bis 16.00)

redaktion@juedische-rundschau.de

(030) 23 32 88 60 (auch Anrufbeantworter)

www.juedische-rundschau.de

www.facebook.com/jrundschau

@jrundschau

Österreich 3,70 €
Schweiz 4,60 CHF



Bangen um die entführten Teenager



Drei israelische Teenager – Naftali Frenkel (16), Gilad Scha'ar (16) und Eyal Jifrah (19) - sind seit dem 12. Juni spurlos verschwunden. Nach Augenzeugenberichten waren sie per Anhalter im Westjordanland unterwegs von ihrer Talmudschule nach Hause. Zuletzt wurden sie im Siedlungsblock Gush Etzion gesehen. Berichten zufolge schaffte es einer der Jungen am 12. Juni spätabends noch, die israelische Polizei anzurufen und mitzuteilen: «Wir sind entführt worden.» Seitdem fehlt jegliche Spur von ihnen. Hunderte israelische Soldaten, aber auch palästinensische Sicherheitskräfte sind seitdem im Westjordanland unterwegs, um die Jungen und ihre möglichen Entführer zu

finden. Ende vergangener Woche nannte der israelische Geheimdienst Schin Beth erstmals die Namen von zwei Hamas-Aktivisten aus Hebron, die als Hauptverdächtige für die mutmaßliche Entführung gelten: Marwan Kawasme und Amer Abu Eischeh. Beide verbüßten wegen terroristischer Aktivitäten bereits Haftstrafen in Israel.

Hamas-Führer Khaled Meschal bestritt, Informationen zum Verbleib der Jungen zu besitzen, rechtfertigte andererseits aber die Strategie, durch Entführungen möglicherweise palästinensische Insassen aus israelischen Gefängnissen freizupressen. Mehr noch: Gegenüber dem Sender «Al Jazeera»

gratulierte der den Kidnappern, sollten sie tatsächlich so agiert haben, denn, so Meschal, «unsere Gefangenen müssen aus den Gefängnissen der Besatzungsmacht befreit werden».

Schon häufiger hatte es in der Vergangenheit Versuche der Hamas gegeben, israelische Bürger und Soldaten zu entführen – und dann gegen möglichst viele inhaftierte Palästinenser auszutauschen. Der spektakulärste Fall war die Entführung des israelischen Soldaten Gilad Shalit, der im Juni 2006 durch militante Hamas-Aktivisten von israelischem Territorium in den Gaza-Streifen entführt und dort an einem geheimen Ort mehr als fünf Jahre festgehalten worden war. Monatelang blieb unklar, ob Shalit überhaupt noch am Leben war. Ende 2011 wurde er gegen insgesamt 1027 palästinensische Häftlinge ausgetauscht.

Israels Premierminister Benjamin Netanyahu ist sich sicher, dass die Hamas hinter der Entführung steht. Er sieht die Entführung zugleich als Beweis für die Unwilligkeit der Hamas, im Rahmen einer palästinensischen Einheitsregierung auf friedlichem Wege mit Israel kooperieren zu wollen. Für den Präsidenten der Palästinensischen Autonomiebehörde, Mahmoud Abbas, kommt die Entführung ungelegen, da sie den Vertrauens-Kredit, den Teile der Weltöffentlichkeit der neuen palästinensischen Einheitsregierung zu zollen bereit sind, stark in Frage stellt und die Spannungen mit Israel definitiv verschärft.

Die Entführung von Naftali Frenkel, Gilad Scha'ar und Eyal Jifrah hat weltweit zu einer Welle von Empörung geführt, aber auch zu Solidarisierungswellen mit den Angehörigen, wie zu spontanen Solidarisierungskampagnen über die neuen sozialen Netzwerke wie Facebook. Hier läuft seit längerem die Kampagne «Bring Back Our Boys». Spontane Kundgebungen für die verschwundenen Teenager gab es schon weltweit, so auch im brasilianischen Rio de Janeiro am Rande der Fußballweltmeisterschaft. In Deutschland gingen Frauen, Männer und Jugendliche für die entführten Jungen bereits in Berlin, München, Frankfurt, Leipzig und anderen Städten auf die Straße. JR

Amerikas Rückzug – Europas Herausforderung

Vom renommierten Harvard-Politologen Samuel Huntington wissen wir einiges über «Demokratisierungswellen», den «Kampf der Kulturen» und die Gefährlichkeit einer rein ökonomischen Modernisierung. Huntington selbst war ein stets wacher Zeitgenosse, sogar das US-Außenministerium ließ sich von ihm beraten. Im Kontrast zu manchen anderen Intellektuellen vertrat er auch nach 1989 und dem Fall der Berliner Mauer eine «Geopolitik der Macht», die sich an westlichen Zivilisationswerten orientierte. Kurzum: Für Huntington hat sich Amerikas Führungsrolle – also globale Notwendigkeit – nie erledigt.

Huntington starb vor fünf Jahren, und die Welt ist seither noch unübersichtlicher und instabiler geworden. Eine neue «Demokratisierungswelle» hat fast nirgendwo stattgefunden, die Zahl der Regionalkonflikte ist eher noch gestiegen. Was in Nordafrika und im Mittleren Osten als «Arabischer Frühling» begann, hat sich in blutige Bürgerkriege, zivile Zerfallserscheinungen und neue Autokratien verkehrt. Aus dem Iran wird weiter munter Terror in den Südlibanon, nach Palästina und nach Israel «exportiert». Am östlichen Rand Europas riskiert der russische Mächtigen-Imperator Wladimir Putin mit militärischen Muskelspielen Chaos und Spannungen,

gipfelnd in der völkerrechtswidrigen Annexion der Krim. In Fernost beunruhigen die zunehmenden Gebietsansprüche der aufstrebenden Großmacht China. In Afrika bricht ein Religions- und Bürgerkrieg nach dem anderen aus, unterbrochen von Hunger- und Naturkatastrophen. Die Folge sind vermehrte Flüchtlingsbewegungen, grenzüberschreitende Konjunkturreinbrüche und eine weltweit steigende Terrorgefahr. Europa, der «Alte Kontinent», scheint auf dieses Szenario – gegen das sich jüngste rechtspopulistische Wahlgewinne und nationale Finanzkrisen noch verhältnismäßig überschaubar ausnehmen – kaum vorbereitet.

►► Fortsetzung auf Seite 2

Amerikas Rückzug – Europas Herausforderung

Es darf angenommen werden, dass die neuen globalen Turbulenzen bald auch auf die «heile westliche Welt» zurückwirken werden und ein entschlossenes, gemeinsames Handeln erfordern. Das betrifft nicht zuletzt eine europäische Außenpolitik, die ernst genommen und nicht belächelt werden sollte. Genau in diesem Kontext forderte Bundespräsident Joachim Gauck von Deutschland schon mehrfach ein stärkeres internationales Engagement, das in Ausnahmefällen auch militärisches Agieren – als quasi letztes Mittel – nicht ausschließt. Im Kampf für Menschenrechte oder für das Überleben unschuldiger Menschen sei es manchmal erforderlich, auch zu den Waffen zu greifen, so Gauck gegenüber Deutschlandradio. Für diese Einschätzung bezieht der Präsident nun «Prügel» von Links wie von Rechts. Erst kürzlich nannte ihn der Brandenburger Landtagsabgeordnete Norbert Müller (Linke) auf seiner Facebook-Seite einen «widerlichen Kriegshetzer». Gleichfalls auf Facebook zeigte der einstige CDU-Politiker und Nahost-Autor Jürgen Todenhöfer den Bundespräsidenten als bärtigen Dschihadisten mit Turban und Maschinengewehr – und bezeichnet ihn als «Sicherheitsrisiko». Gauck ist souverän genug, über solchen Entgleisungen und Anwürfen zu stehen. Seine eigenen Äußerungen wirken umso bemerkenswerter, wenn man das Stimmungsbild der Deutschen insgesamt betrachtet: Laut jüngsten Umfragen ist eine deutliche Mehrheit nach wie vor gegen Militäreinsätze mit deutscher Beteiligung eingestellt. Fast drei Viertel der Deutschen lehnen solche Einsätze sogar für den Fall ab, dass Konflikte nicht (mehr) durch Diplomatie oder Sanktionen gelöst werden können. Punktum.

Das allgemeine deutsche Unbehagen gegenüber allem Militärischen hat – angesichts der eigenen Kriegs- und Mordlust im 20. Jahrhundert – etwas durchaus Sympathisches.

Ebenso ist aber möglich, dass sich hinter dem postulierten Mainstream-Pazifismus ein echter Mangel an Verantwortungsbereitschaft verbirgt, der sich mit traditionellem Anti-Amerikanismus mischt. Eine Befindlichkeit, die gut zur Polemik der Müllers und Todenhöfers passen

Wollen Verbündeten. Was dies für den Westen, für die globale Welt und für kommende Konflikte bedeutet, kann noch niemand wirklich abschätzen. Die eher verhaltenen amerikanischen Reaktionen auf den Vormarsch der ISIS-Dschihadisten im Irak (siehe Beitrag auf Seite

abziehen. Dass sich die Amerikaner in neuen Krisenherden wie Syrien oder auch der Ost-Ukraine noch konkret einmischen werden, ist fast hundertprozentig ausgeschlossen.

Keine Nation und kein noch so starkes Bündnis kann jenes Macht-Vakuum ausfüllen, das die beginnende Defensive der Amerikaner erzeugt. Auch Europa ist nicht in der Lage, hier «einzuspringen», ohnehin ist der «Alte Kontinent» derzeit stark mit internen Konsolidierungen und Interessenkonflikten beschäftigt. Doch es geht in diesen Tagen nicht nur um eine souveräne Ukraine, eine Schadensbegrenzung im Irak und die Verhinderung einer noch größeren humanitären Katastrophe in Syrien, als sie es ohnehin schon ist. Europa wird in seiner grundsätzlichen Bereitschaft zum Schulterchluss gefragt sein – im Bündnis mit den übrigen Demokratien, den USA und nicht zuletzt auch mit Israel. Denn der kleine Staat am Mittelmeerrand hat es sich nicht selbst ausgesucht, an der Nahtstelle zum Mittleren Osten und zu Afrika den gegenwärtig «letzten Außenposten» der Demokratie zu stellen. Und er hat sich – ähnlich wie die Türkei – ganz sicher nicht gewünscht, eines Tages geographisch direkt an der Grenze zu einem möglichen mittelöstlichen Flächenbrand zu liegen.

Amerika verdient Europas verlässliche strategische Partnerschaft – gerade jetzt, wo es einen erkennbaren Schritt zurück tut und wohl (Teil-)Verantwortung abgeben will. Israel braucht dauerhafte Sicherheitsgarantien, womit das Thema Iran und Atomkraft auf der Tagesordnung bleibt. Deutschland und Europa brauchen mehr Gewissheit über sich selbst und die Rollen, die man bereit ist, auch international auszufüllen. Joachim Gauck hat den Finger auf den wunden Punkt gelegt – selbst auf die Gefahr hin, an Popularität mächtig einzubüßen.

Olaf GLÖCKNER



Amerika wird defensiver. Barack Obama im Mai in New York.

würde, die Welt von morgen deswegen aber noch keinen Deut besser macht.

Und Amerika? Bei seiner Grundsatzrede in West Point im Mai hat US-Präsident Obama zwar weiter beteuert, dass Amerika «führen müsse». Andererseits haben alle verstanden, dass die einzig verbliebene Supermacht sich nur noch in Ausnahmefällen im Ausland engagieren wird. Schon gar nicht im Alleingang, eher noch in Abstimmung mit den traditio-

3) geben einen Vorgeschmack auf kommende Unwägbarkeiten. Dabei ist die demokratische Umgestaltung des Irak eine der größten amerikanischen Herausforderungen der letzten 11 Jahre gewesen, unabhängig davon, wie man zum Einmarsch der US-Armee im März 2003 steht. Auch in Afghanistan ist schwierig einzuschätzen, welchen Weg das Land nun langfristig einschlagen wird. Die verbliebenen US-Truppen werden dagegen wohl in jedem Fall

WORT DES HERAUSGEBERS

Deshalb finden Sie auf unseren Seiten neben rabbinischen Kommentaren auch viele Berichte über Gemeindeereignisse, charismatische Persönlichkeiten, theologische Diskussionen und schließlich auch Ratschläge zur jüdischen Lebensführung.

Ich bin zuversichtlich und fest davon überzeugt, dass unsere neue Monatszeitung im komfortablen Format, im frischen Look und mit ihrem inhaltlichen Engagement eine breite Leserschaft begeistern und als treue Freunde gewinnen wird.

Leider wird diese Freude und Genugtuung überschattet von einem – seit dem Zweiten Weltkrieg hierzulande und im gesamten europäischen Raum – nicht mehr da gewesenen und weiter wachsenden Ausmaß an Anfeindung jüdischen Lebens sowie nur halbherzig bemäntelten anti-jüdischen Vorbehalten. Die Öffentlichkeit zeigt sich dagegen kaum immun. Und während sich Mainstream-Medien und weite Teile der europäischen Politik gegen besseres Wissen bemühen, die Entsäkularisierung und Aushöhlung unserer freiheitlich-demokratischen Strukturen durch den vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten immer stärker und offensiver gewordenen ideologischen Islam zu verharmlosen und seinen in den Wurzeln verankerten, integrationsfeindlichen, aggressiven und gewalttätig-intoleranten Weltherrschaftsanspruch ebenso kleinzureden wie den nahezu global agierenden islamistischen Terror, erreicht die Dämonisierung und Delegitimierung des Staates Israel – der einzigen vorhandenen Demokratie im gesamten Mittleren Osten – fast täglich groteskere Züge.

Beinahe tägliche Raketenangriffe auf das Gebiet und die Bewohner Israels, weltweite Anschläge auf jüdische Einrichtungen, Ermordungen oder Verschleppungen jüdischer Menschen – wie jüngst den Teenagern Naftali Frenkel, Gilad Scha'ar und Eyal Jifrah geschehen – lösen bei der Mehrzahl der hiesigen Medien und der europäischen Öffentlichkeit und Politik kaum Anteilnahme oder Sympathie mit den unschuldigen Opfern und deren Familien aus. Die Berichterstattung ist – anders als bei Verteidigungsaktionen Israels – meist bemüht, Verständnis für die nahezu ausschließlich islamischen Täter und ihren Tod-bringenden Terror zu erzeugen, und das heißt: Schuldzuweisungen gegen die jüdischen Opfer zu konstruieren.

Die Fakten- und Geschichts-verdrehend konstruierten Verurteilungen und die ohne Ansehen von Ursache und Wirkung zur beliebten Gewohnheit unseres Mainstreams gewordene, auf dem Islam-Auge einseitig erblindete Dauerkritik an Israel ist weder gerecht noch objektiv. Sie entspringt vielmehr – nur unzulänglich durch das vermeintlich moderne Gewand der «objektiven Israelkritik» bemäntelt – der tradierten, unbelehrbaren ewig-gestrigen Perpetuierung des althergebrachten Antisemitismus brauner und anderer Couleur und verstärkt und bedient in unheiliger Allianz mit dem an Bedeutung zunehmenden Islam und Teilen der heutigen Linken und grünen Bewegung die in Deutschland und Europa für antijüdische Ressentiments nur allzu aufnahmebereite Grundhaltung.

Zunehmender Schutzbedarf jüdischer Einrichtungen, tätliche Angriffe und No-Go-Areas in zahlreichen Städten Europas für als Juden erkennbare Bürger sind nur der unmittelbar sichtbare Teil des sich drastisch zu Ungunsten der jüdischen Minderheiten verändernden politischen und gesellschaftlichen Klimas. Trotz der inhaltsleeren und ohne jede emotionale Beteiligung als Alibi produzierten Sprechblasen der alljährlichen Holocaust-Gedenktags-Rituale ist jüdisches Leben in Europa wieder angreifbar und verwundbar geworden. Der antijüdische Vorbehalt hat längst die extremistischen Ränder verlassen und lebt bereits wieder, breit akzeptiert und beinahe unangefochten, unter den einseitig verschlossenen Augen von Mainstream-Politik und –Medien.

Gerade deshalb ist die Gründung und Herausgabe der neuen «Jüdischen Rundschau» als ein Zeichen der Zuversicht und des unverrückbaren Glaubens des Herausgebers und seines Redaktionsteams zu verstehen, dass die freiheitliche demokratische Grundordnung Europas und der Schutz seiner nicht-militanten, auf dem Boden der Demokratie stehenden, integrationsbereiten Minderheiten auch die gegenwärtigen, leider viel zu zahlreichen Krisen überstehen werden.

Diesem Ziel hat sich unsere neue Publikation vorbehaltlos verschrieben, und hierbei freue ich mich auf Ihre Unterstützung.

Ihr Dr. Rafael Korenzecher
Herausgeber

JÜDISCHE RUNDSCHAU

Unabhängige Monatszeitung

Herausgeber:

J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH

Verlag:

J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH

Postfach 12 08 41, 10598 Berlin

Tel.: (030) 54 71 02 50

Fax: (030) 23 32 88 60

E-Mail: redaktion@juedische-rundschau.de

www.juedische-rundschau.de

Chefredakteur: Michail Goldberg

Leitender Redakteur: Olaf Glöckner (olaf.gloeckner@juedische-rundschau.de)

Layout: Maria Pokrovskaya

Kontaktmöglichkeiten

• per Post: J. B. O. GmbH, Postfach 120841, 10598 Berlin

• per Mail: redaktion@juedische-rundschau.de

• per Telefon: (030) 54 71 02 50

• per Fax (auch Anrufbeantworter): (030) 23 32 88 60

• per Website: www.juedische-rundschau.de

Werbeabteilung:

Tel.: (030) 54 71 02 51

E-Mail: werbung@juedische-rundschau.de

Druck: Pressedruck Potsdam GmbH

Friedrich-Engels-Str. 24, 14473 Potsdam

Die Zeitung erscheint monatlich. Abonnementpreis: frei Haus jährlich 35 € einschließlich 7% MwSt.

Alle in dieser Zeitung veröffentlichten Beiträge unterliegen dem Urheberrecht. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Der Verlag haftet nicht für die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben und für die Werbung. Für unaufgeforderte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen. Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion. Für fernmündlich und handschriftlich erteilte Anzeigenaufträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

© Copyright AFP Agence France-Presse GmbH – Das mit dem Kürzel «AFP» gekennzeichnete Bildmaterial dieser Seiten ist urheberrechtlich geschützt und ausschließlich für die persönliche Information bestimmt. Jede weitergehende Verwendung, insbesondere die Speicherung in Datenbanken, Veröffentlichung, Vervielfältigung und jede Form der gewerblichen Nutzung sowie die Weitergabe an Dritte – auch in Teilen oder in überarbeiteter Form – ohne explizite Zustimmung der AFP GmbH ist untersagt. Es gelten AGB vom 01.05.2014 und Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 01.05.2014

ISIS-Vormarsch und viele Fragezeichen

Staatenstabilität und Friedensgespräche sind in Nahost derzeit problematisch – eine Analyse

Von Klaus FABER

Mit jedem Tag scheint der Nahe Osten mehr aus den Fugen zu geraten, die Negativ-Meldungen überschlagen sich. Momentan beherrschen die islamistischen Terrortruppen von ISIS die Schlagzeilen. Die Abkürzung «ISIS» geht auf die englische Übersetzung aus dem Arabischen zurück: Islamic State in Iraq and Syria. Der entsprechende arabische Organisationsname enthält als letztes Wort «esch-Scham», mit der ursprünglichen Bedeutung «links» und «Norden». Wenn man vom früheren Midian, dem heutigen Nord-Hedschas, nach Osten blickt, liegt links «esch-Scham» (und rechts, weit im Süden, der Yemen). Die Bezeichnung «esch-Scham» war vor dem Ersten Weltkrieg in osmanischer Zeit als Regionalname, aber auch als Name für Damaskus, verbreitet. Der Regionalname umfasste damals das heutige Syrien, Teile des heutigen Irak, die heutigen Staaten Libanon, Israel, Jordanien, die heutigen palästinensischen Autonomiegebiete und Teile im Norden des heutigen saudi-arabischen Staates. «Großsyrien» könnte eine einigermaßen zutreffende Übersetzung ins Deutsche sein.

Es ist kein Zufall, dass sich die ISIS-Selbstbezeichnung in einem wesentlichen Bestandteil nicht auf die aktuellen, nach dem Ersten Weltkrieg von den europäischen Teilungsmächten gezogenen Staatsengrenzen bezieht. Das «Unglück» für die Sunna-Minderheit im Irak – deren Interessen die islamistische Terrororganisation ISIS in al-Qaida-Nachfolge vertreten will – begann nach der anzunehmenden ISIS-Sicht im Rückblick mit der Bildung des irakischen Staates durch die britische Kolonial- und Mandatsmacht. Die früher, in der osmanischen Zeit übliche Territorialbezeichnung «Irak» bezog sich eher auf den Süden des heutigen irakischen Staates. Dort lebte seit langem eine überwiegend schiitische Bevölkerung. Anders als dies im französisch-britischen Sykes-Picot-Abkommen von 1917 zur Aufteilung der osmanischen Territorien zunächst vorgesehen war, konnten die Briten das eigene Gebiet unter Einschluss der früheren osmanischen Provinz Mossul bis zur heutigen türkischen Grenze ausdehnen. Das Mossul-Gebiet verfügte ursprünglich über eine kurdische, sunnitische Mehrheit. Es wurde von den Briten in den von ihnen konzipierten neuen irakischen Staat eingegliedert.

Schiiten, Sunniten, Kurden

In diesem neuen Irak gab es einen von den Briten nach einer Volksabstimmung eingesetzten sunnitischen Monarchen, König Faisal, dessen haschemitische Familie von den wahhabitischen Saudi-Heeren aus Mekka vertrieben worden war. Faisal hatte mit Lawrence gegen die Türken gekämpft. Heute stellen im Irak die Schiiten ungefähr 60 Prozent der Bevölkerung, den Rest neben kleineren christlichen und anderen Minderheiten, z. B. den überwiegend kurdischsprachigen Jesiden, die Sunniten. Sieht man von den durch die europäischen Mächte gezogenen Territorialgrenzen einmal ab, gibt es von Syrien, Jordanien über Saudi-Arabien bis zu den sunnitischen arabischsprachigen Gebieten im Irak ein zusammenhängendes Sunna-Territorium. Die arabischen Sunniten im Irak sind also erst durch die europäische Grenzziehung nach dem Ersten Weltkrieg in eine Minderheitenlage geraten. Die sunnitisch-arabische Vorherrschaft im Irak wurde andererseits erst durch den Irakkrieg von 2003 beendet.

Wie wird sich die Lage im Irak und Syri-

en entwickeln? Es ist kaum vorstellbar, dass die ISIS-Milizen die irakische Hauptstadt Bagdad erobern können. In den ISIS-Reihen befinden sich offenbar gut motivierte ausländische Kämpfer, darunter europäische Islam-Konvertiten, auch aus Deutschland. Das wirft Fragen zum Verhalten der sich immer weiter von Demokratie und Pluralismus wegbewegenden, Sunna-orientierten Erdogan-Türkei auf. Die europäischen Dschihadisten gelangen häufig über die Türkei zu den islamistischen Kämpfern in Syrien und im Irak. Der Rückweg führt oft ebenso über die Türkei. Aus kurdischen Kreisen in Syrien wird immer wie-



Schiitische Frauen im Irak auf der Flucht vor ISIS-Dschihadisten.

der der Vorwurf erhoben, die ISIS-Einheiten würden aus der Türkei mit Waffenlieferungen unterstützt, was die türkische Regierung dementiert. Im Nachbarland Syrien, das über eine klare sunnitische Bevölkerungsmehrheit verfügt, beherrscht ISIS einen größeren Teil der östlichen, an den Irak angrenzenden Landesregionen. Die Regierung Syriens, die seit der militärischen Machtergreifung (unter der Baath-Flagge) in den 1960er Jahren von der Minderheit der Alawiten dominiert wird, steht mit der Islamischen Republik Iran, mit der von dieser geführten Terrororganisation Hisbollah und in gewissem Umfang auch mit Russland im Bündnis. Sie bekämpft ISIS, aber auch andere syrische Widerstandsgruppen. Das schiitische Mullah-Regime im Iran bildet das Bindeglied zum Irak. Es unterstützt die von Maliki geführte, schiitisch ausgerichtete Bagdader Regierung im Kampf gegen ISIS. In Syrien stehen die ethnisch-religiösen Minderheiten eher an der Seite von Assads Regierung in Damaskus. Die Führung der kurdischen Gebiete in Syrien und ihrer Militäreinheiten tendiert in dieser Hinsicht mehr zu einer neutralen Position.

Kurdistan Sonderrolle

Demokratischen Verhältnissen kommen im Irak und in Syrien allein die irakischen Gebiete der kurdischen Autonomieregierung unter Präsident Masud Barzani nahe. Hierhin flüchten irakische Christen, die im Übrigen zu großen Teilen den Irak verlassen haben, und neuerdings auch sunnitische arabischsprachige Einwohner Mossuls, die sich der ISIS-Herrschaft entziehen wollen. Die kurdische Autonomieregierung hat auf die durch die ISIS-Expansion geschaffene Lage reagiert. Sie hat, auch um den ISIS-Vormarsch zu stoppen, große, zwischen der schiitischen Zentralregierung und ihr umstrittene Gebiete, darunter auch Ölfördergebiete, um die mehrheitlich kurdische Stadt Kirkuk militärisch besetzt und ihrer Administration eingegliedert. Für die Ambivalenz der Verhältnisse spricht die relativ neue Kooperation zwischen der Türkei und der kurdischen Autonomieregierung. Diese Kooperation hat zum Bau einer Pipeline aus Irakisch-Kurdistan in die Türkei geführt, die kurdisches Öl zu einem

türkischen Mittelmeerhafen weiterleitet. Auf diese Weise wird ohne Erlaubnis der irakischen Zentralregierung Öl aus Kurdistan exportiert. Gute Beziehungen hat die kurdische Autonomieregierung unter Masud Barzani offensichtlich zu Israel.

Als Ausweg aus den komplizierten und instabilen Bürgerkriegsverhältnissen im Irak und in Syrien wird in den westlichen Medien häufiger eine Teilung der beiden Länder erörtert. Die Idee eines unabhängigen Kurdistan auf irakischem und syrischem Gebiet findet vielleicht die größte Unterstützung. Weiter gehende Neugliederungsvorschläge, die z. B. die Gründung eines

sunnitischen Staats in Ostsyrien und im Westirak bis nach Mossul und Tikrit anstreben, sind in absehbarer Zeit dagegen kaum zu realisieren. Sie würden einen Sieg einer Bürgerkriegsseite oder einen erheblichen militärischen Aufwand (wie z. B. im früheren Jugoslawien) zur Durchsetzung und Sicherung der neuen Grenzen erfordern. Nach der von Obama verfolgten Rückzugspolitik fehlen für eine westliche Intervention

die politischen Grundvoraussetzungen. Waffenstillstandsvereinbarungen, Absprachen mit humanitären Zielsetzungen oder andere sachlich begrenzte Abkommen sind aber denkbar, im Kurdistan-Fall auch eine de-facto-Anerkennung etwa durch die Türkei. Dass auf dem Weg zu diesem Zwischenziel iranische und vom Iran geförderte Militärverbände einen sinnvollen Beitrag, z. B. im Irak, leisten können, ist nicht anzunehmen, auch wenn in der US-Politik mit diesem Gedanken, bezogen auf eine Irakstabilisierung, unsinnigerweise gespielt wird.

Auswirkungen auf Israel

Die Bürgerkriegszustände in Syrien und im Irak haben längst auch Auswirkungen auf andere Länder, einschließlich Israel. Die Ausdehnung der Bürgerkriegskämpfe auf den Irak macht deutlich, dass in vielen Nachbarländern Israels staatlich-politische Instabilität zu den zu erwartenden politischen Grundmerkmalen gehört. Das gilt neben dem Libanon auch für Jordanien, ein nur scheinbar politisch stabiles Land, wie die Präsenz der islamistischen Muslimbrüder inner- und außerhalb des Parlaments zeigt. Ägypten kann seit der Machtergreifung der Muslimbrüder und ihrem Sturz, die jeweils durch Wahlen legitimiert wurden, ebenso nicht mehr unter allen Gesichtspunkten als Hort der Stabilität angesehen werden.

Wären die jetzt sichtbar gewordenen strukturellen Gefährdungen Ägyptens während der Zeit der ägyptisch-israelischen Friedensverhandlungen (1978/79) erkennbar gewesen, wäre es wohl kaum zu einem israelischen Rückzug aus dem ganzen 1967 besetzten Sinai-Gebiet, damit übrigens auch der großen Mehrheit aller 1967 besetzten Gebiete und der Räumung aller dort bestehenden israelischen Siedlungen einschließlich der Stadt Yamit, gekommen. Der Grad der Staaten- und sonstigen Vertragspartnerstabilität bildet einen legitimen Maßstab für die Prüfung, ob und in welchem Umfang z. B. territoriale Verzichtleistungen erbracht werden und wie insgesamt sicherheitsrelevante Materien (etwa zur Bildung entmilitarisierter Zonen oder zur Luftraumüberwachung) vertraglich geregelt werden können. In Kurzform: Wenn Zweifel bestehen, ob der Vertragspartner die Vereinbarungen ein-

halten kann und will, muss dieser Umstand Auswirkungen auf den Vertragsinhalt haben.

Im Nahen Osten haben nicht nur Kriegereignisse und die Politik Einfluss auf die Verhandlungschancen und Konfliktlösungen. Ein wesentlicher Faktor ist ebenso die verbreitete antisemitische Agitation, vor allem diejenige, die sich gegen die Existenz eines möglichen Vertragspartners – Israel – richtet. Eine neue Studie der amerikanischen ADL (Anti Defamation League) vom 13. Mai 2014 über den globalen Antisemitismus hat in diesem Zusammenhang zu erschreckenden Erkenntnissen geführt. Global vertritt nach der ADL-Untersuchung etwa ein Viertel der erwachsenen Weltbevölkerung antisemitische Positionen. Die Betroffenen bejahen beispielsweise Aussagen dahingehend, dass «die Juden» für die meisten Kriege Verantwortung tragen, zu viel über den Holocaust sprächen, zu viel Macht auf den Finanzmärkten oder in den Medien und zu viel Einfluss auf die US-Regierung besäßen – oder einfach zu sehr auf sich selbst bezogen seien. Spitzenwerte in der Antisemitismusbilanz halten die arabischen Staaten, die höchsten weltweit – 93% der Bevölkerung – der Gazastreifen und das Westjordanland, hohe Werte einige nicht-arabische muslimische Staaten, z. B. die Türkei, aber außerhalb dieses Kreises in gleicher Höhe auch Griechenland – 69% – und andere europäische Staaten. Der Iran erhält – für einige überraschenderweise – einen im Vergleich mit den arabischen Staaten nicht so hohen Wert von 56 Prozent.

Verhandeln mit antisemitischen Terroristen?

Ohne einen entschiedenen Kampf gegen den in der Nahostregion grassierenden Antisemitismus wird es keine Erfolgchancen für einen palästinensisch-israelischen Friedensvertrag geben können. Es gibt grundsätzlich keine Rechtfertigung für Antisemitismus jeder Art und für Rassismus, ebenso wenig wie etwa für Kindesmissbrauch oder Sklaverei. Das wird im politischen Diskurs über Nahostfragen häufig nicht beachtet. Ein Beispiel ist dafür der EU- und der deutsche Umgang mit der offen antisemitischen Terrororganisation Hamas, auch in der jüngsten politischen Auseinandersetzung um die neue palästinensische Einheitsregierung. Was eine israelische Regierung dazu bewegen soll, mit einer Formation über ein Friedensabkommen zu verhandeln, deren tragender politischer Teil Hamas in ihrem Programm die Vernichtung Israels fordert, ist ohnedies nicht nachzuvollziehen.

Man muss bei der Beurteilung der Verhandlungschancen zwischen den Palästinensern und Israel die Verhältnisse in der Region, wie sie auch im ISIS-Vormarsch zu erkennen sind, und die Stärke derjenigen Kräfte, die grundsätzlich nicht an einer belastbaren Friedensregelung interessiert sind, realistisch einschätzen. Die neuen Territorialgewinne von ISIS sollten Anlass für einen Kurswechsel geben, der sich weniger an antiisraelischen Vorurteilen und an zu kurzfristig angelegten Verhandlungserwartungen orientiert. Ziel sollte eine tatsächlich ausgewogene, realistische europäische Politik im Nahen Osten sein. Dazu muss auch Deutschland einen Beitrag leisten.

Der Autor Klaus Faber, Staatssekretär a. D., arbeitet als Rechtsanwalt und Publizist in Potsdam. Er publiziert u. a. zu juristischen, wissenschafts- und bildungspolitischen Fragen, zur EU-Politik und zu Nahost-, Islam- und Antisemitismusfragen.

«Donbass ist unser Gazastreifen»

Josef Zissels, Präsident der Vereinigung jüdischer Organisationen und Gemeinden in der Ukraine, über Hilfe für Kriegsflüchtlinge, falsch verstandene Neutralität und Mut zur Demokratie

Herr Zissels, noch vor einem Jahr schien die jüdische Gemeinschaft in den postsowjetischen Ländern überall ähnlich zu sein, mit gemeinsamem geschichtlichen Hintergrund und gemeinsamer Mentalität. Doch plötzlich hat die Auseinandersetzung zwischen Russland und der Ukraine diese Einheit gespalten. Kam das für Sie unerwartet?

Überhaupt nicht. Ich betrachte das nicht als Spaltung, sondern als eine weitere, obwohl sehr radikale Diskussion, als Ergebnis eines langen und natürlichen Ausdifferenzierungsprozesses. Vor 23 Jahren, als die Sowjetunion zerbrach, waren wir alle sowjetische Juden. Unsere gemeinsamen Nenner waren die Erfahrung mit staatlichem Antisemitismus und Minimalkenntnissen vom Judentum. Danach sind die Juden der Ukraine – genau wie jene in anderen GUS-Staaten – einen langen Weg der Veränderung gegangen. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, wie sich im Januar 1991 – es gab noch die UdSSR – Vertreter jüdischer Gemeinden aus mehreren Sowjetrepubliken für eine zentralistische Dachorganisation aussprachen. Aber die «Ukrainer» und «Balten» bestanden darauf, dass es unabhängige jüdische Strukturen in jeder Republik geben sollte, die ihre Tätigkeit miteinander koordinieren können. Schon damals haben wir unterschiedliche Vorstellungen gehabt.

Das ukrainische Volk entscheidet derzeit über seine Zukunft. Die getroffenen Entscheidungen sind nicht immer konsequent, aber es ist ohne Zweifel ein europäisches Modell, das immer mehr Anhänger findet. Es gibt aber durchaus auch gegensätzliche Entwicklungen: ein Teil des Landes orientiert sich nach Westen, ein anderer dagegen nach Osten. Auch die jüdische Gemeinschaft ist nicht frei von solchen Gegensätzen. Die Tatsache, dass postsowjetische Länder unterschiedliche gesellschaftliche Wege eingeschlagen haben, führt dazu, dass auch die Juden dieser Länder ihre eigenen «Identifikations Spuren» bekamen. Es war meiner Meinung nach aber absehbar: wenn es irgendwann zum Konflikt zwischen postsowjetischen Ländern kommen sollte, dann wird es auch die jüdischen Gemeinschaften treffen.

Aber man sagt, alle Juden seien füreinander verantwortlich. Kann man die Politik nicht zurückstellen, wenn es um das Wohl und die Sicherheit der Gemeinden geht?

Man kann und soll es auch tun, bis es zum Widerspruch mit den nationalen Interessen des Landes kommt. Seit es länderübergreifend jüdische Communities gibt, haben wir es so gehandhabt, dass die internationalen Gremien sich nie ohne Zustimmung in die inneren Angelegenheiten einer Ländergemeinde einmischen. So war es bei den Konflikten zwischen Aserbaidschan und Armenien, zwischen Russland und Georgien. Und ich hoffe, es bleibt auch jetzt so.

Wenn es um die jüdische Gemeinde geht, helfen wir den Juden unabhängig von ihren politischen Überzeugungen. Ich finde das selbstverständlich. Nachdem kürzlich in Mariupol während eines Armeeeinsatzes ein prorussisch-separatistisch agierender Jude gefallen ist, habe ich die Gemeinde angerufen und Hilfe für die Familie angeboten. Allerdings habe ich eine harsche Absage gekriegt: Die Gemeinde wollte keine Hilfe von «Handlangern der Kiewer Junta». Die

jüdische Gemeinschaft in der Ukraine ist im Moment geteilt, genauso wie das Land geteilt ist. Aber wir haben bereits nach der Annexion der Krim zu Pessach dorthin zwei Tonnen mit Matzen geschickt. Und keiner hat gesagt: «Was kümmern uns diese Separatisten?» Genau so sind wir bereit, Flüchtlingen aus den Kampfgebieten zu helfen, unabhängig davon, welche Richtung – Kiew, Krim oder Israel – sie für sich wählen. Das ist keine ideologische Frage.

Eine vernünftige Einstellung. Aber warum kritisieren Sie dann die neutrale Position im russisch-ukrainischen Konflikt, den die internationalen jüdischen Organisationen bevorzugen? Von dort kommen recht moderate Töne, wohl um die jüdischen Gemeinden in Russland nicht zu gefährden.

Das ist recht einfach zu beantworten: Weil ich diese «doppelte Buchführung» nicht mag. Juden existieren in dieser Welt, um den Völkern Frieden und Weisheit zu bringen. Und wenn sie nichts dafür tun, um Krieg zu stoppen, dann verfehlen sie ihre eigene Be-

Ich spreche häufig davon, wie man diesen Krieg stoppen kann, wer der Aggressor und wer das Opfer ist. Oft wird mir dann ein Konzept von «positiver Neutralität» nahegelegt, das ich als unmoralisch empfinde, weil es den Aggressor und das Opfer gleichstellt. Und das ist in meinen Augen ein Verrat am Opfer.

Dieser Konflikt hat in Wirklichkeit eine globale, prinzipielle Dimension. Was kann Israel und die ganze jüdische Welt dem Iran denn noch vorhalten, wenn er nach einer Atombombe strebt? Die Ukraine hat seiner Zeit auf das drittgrößte Nuklearwaffenarsenal der Welt verzichtet – gegen Garantien, die, wie man heute weiß, nichts wert sind. Warum sollte dann der Iran auf die Atombombe verzichten? Wenn heute wie vor 100 Jahren die Weltordnung durch grobe Gewalt bestimmt wird, dann sollen wir das auch ehrlich benennen. Oder verstehen die Juden trotz ihrer eigenen Erfahrung nicht, wohin das Schweigen führt? Warum sollen die Juden schweigen, wenn ein Land ganz klar

Bedingen die heute katastrophalen russisch-ukrainischen Beziehungen, dass zugleich auch das Verhältnis zwischen den jüdischen Gemeinden zerbricht?

Wir haben nicht vor, die russische jüdische Gemeinschaft zu bekämpfen. Die Beziehungen sind nicht zerbrochen, aber sie sind komplizierter geworden. Man sollte bedenken, dass die Situation der russischen Juden viel komplizierter ist, obwohl der Krieg ja auf unserem Boden geführt wird. Leider sind die Juden in Russland zu Geiseln des Systems geworden und haben in bestimmter Weise das «Stockholm-Syndrom» entwickelt. Dieses Land baut seinen «Eisernen Vorhang» von innen viel schneller, als die Welt das von außen tut. Deswegen nehme ich die Reden von jüdischen Offiziellen aus Russland nicht sehr ernst – ich verstehe deren Motivation. Ich heiße sie nicht gut, aber ich verstehe sie. Und ich verstehe auch, dass die Diskussion zwischen einer als Geisel genommenen Gemeinde und der Gemeinde in einem demokratischen Land, das einen Verteidigungskrieg führt, gelinde gesagt, schwierig ist. Leider gibt es in Russland

keine einzige jüdische Organisation, die die Politik von Putin verurteilt hätte. Aber es gibt genug einzelne Juden, die das tun. Die Liste der jüdischen Putin-Anhänger ist genau so lang wie die Liste seiner jüdischen Gegner.

Aber auch in der Ukraine wird die neue Macht nicht von allen Juden unterstützt...

Die Ukraine als Land trifft heute ihre zivilisatorische Wahl. Einige Juden machen da mit, andere nicht. Das ist ihr gutes Recht. Aber ich bin mir sicher, dass die Mehrheit der Juden das europäische Modell – einen Rechtsstaat ohne Korruption und Autoritarismus – bevorzugt, und nicht die russische Realität. Leider geschieht das alles auf dem Hintergrund eines Krieges, der auch die jüdische Gemeinschaft betrifft. Der Donbass ist unser Gazastreifen. Die Ukraine muss nun lernen, einen permanenten Kriegszustand auszuhalten, weil sie selbst diesen Krieg nicht stoppen kann und die Weltgemeinschaft noch nicht bereit ist, das zu tun.

Man muss aber sagen, dass es auch einen positiven Aspekt gibt. Nicht den Krieg selbst natürlich. Aber vor unseren Augen wird ein Mythos geboren, der besagt, dass die Ukrainer ihre Freiheit verteidigt haben und ihre engsten Verbündeten dabei die Juden waren. Das ist natürlich eine Übertreibung, aber es öffnet neue Möglichkeiten für uns und unsere Kinder – für alle, die ihr Schicksal mit der Ukraine verbinden.

Seit dem Zerfall der UdSSR ist schon eine neue Generation entstanden. Und mit jedem Jahr werden die russischen und ukrainischen Juden sich wohl noch weiter voneinander entfernen. Aber dieser Identitätsunterschied schließt Dialog und Zusammenarbeit nicht aus.

Es gibt schon ukrainische Juden, mit denen ich nur Ukrainisch spreche. Identitätswechsel ist ein langer Weg, den jeder von uns sich anders vorstellt. Wir werden uns immer mehr von den russischen Juden unterscheiden und uns langsam aus Juden in der Ukraine in ukrainische Juden verwandeln.

Das Gespräch führte
Michael GOLD



Josef Zissels (links) bei einer Ansprache an Maidan-Demonstranten in Kiew im Winter 2014.

stimmung. Der World Jewish Congress hat schon mehrfach Aggressoren – auch potentielle – scharf verurteilt. Als der WJC scharfe Resolutionen zur iranischen oder türkischen Politik verabschiedete, hat man da vielleicht auf die hiesigen jüdischen Gemeinden Rücksicht genommen? Der WJC-Resolution zur Ukraine fehlt dagegen einfach das Rückgrat. Wenn du das Böse nicht verurteilst, dann unterstützt du es indirekt. Sicher, es ist keine Haltung der WJC-Repräsentanten zugunsten Russlands. Es ist nichts Persönliches, eher «business as usual». Ich selbst habe als stellvertretender WJC-Vorsitzender durchaus die Möglichkeit, meine Position auch öffentlich zu machen. Allerdings befürchtet man, sie wird dann als generelle Position des WJC empfunden, was sie aber nicht ist. Diese Befürchtungen haben einen sehr einfachen Hintergrund: Einige WJC-Leader verdienen Geld in Russland und möchten sich ihre Geschäfte nicht verderben lassen. Aber auch die, die keine finanziellen Interessen in Russland haben, möchten Russland nicht reizen. Die Ukraine dagegen stellt für sie keine wirkliche Gefahr dar.

versucht, ein anderes Land mit Gewalt zu besiegen?

Die Verfechter der «positiven Neutralität» argwöhnen, dass die Juden sich zu oft in «nichtjüdische» Angelegenheiten – wie beispielsweise Revolutionen – einmischen, was nur wieder die Ressentiments gegen alle Juden stärken würde...

Dieses Argument scheint mir nicht sehr stichhaltig. Im 19. Jahrhundert fanden in Europa mehrere Revolutionen statt. An allen nahmen die Juden teil. Hat jemand von ihnen dafür büßen müssen? Juden sind immer sozial aktiv und nehmen an politischen Prozessen teil. Sehr oft sogar auf beiden Seiten ein und desselben Konflikts. Und jede Seite hat dabei ihre Argumente, die sie mit Zitaten aus Thora und Talmud untermauert.

Sehr unpassend finde ich aber die Vergleiche zwischen den Majdan-Aktivistinnen und Bandera und Schuchewitsch. Man wiederholt ständig: «Habt ihr das wergessen?» Nichts haben wir vergessen. Aber nach dem Majdan hat die Ukraine in ihrem Pantheon die neuen Helden, und drei von denen sind jüdischer Abstammung.

«Häretiker»? «Spione»? «Ungläubige»?

Systematisch wird im Iran die Bahai-Gemeinschaft zerstört – doch die Welt schaut weg

Von Wahied WAHDAT-HAGH

Regelmäßig berichten die Medien in Deutschland und anderswo über den Verlauf der Atomverhandlungen mit dem Iran, die mal als aussichtslos und mal als positiv eingestuft werden. Selbst im Kampf gegen dschihadistische Verbände im Irak wird nun überlegt, eng mit dem Iran zu kooperieren, oder sogar gemeinsam mit ihm zu kämpfen. Fragen, die sich mit den permanenten Menschenrechtsverletzungen im Iran beschäftigen, sind dabei auffällig in den Hintergrund getreten.

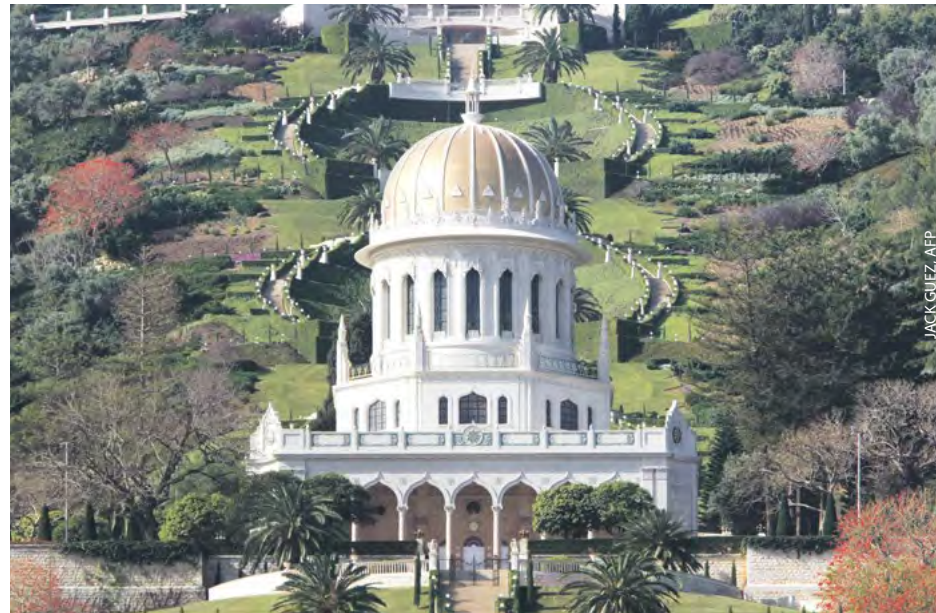
Dabei bleibt gerade die Menschenrechtssituation im Iran erschreckend. Dort werden auch unter der Präsidentschaft von Hassan Rohani im Verhältnis zur Bevölkerungszahl mehr Menschen hingerichtet als sonst irgendwo auf dieser Welt. 2013 wurden nach den Angaben der Boroumand-Stiftung 739 Menschen hingerichtet, und im laufenden Jahr sind es bereits 362.

Laut dem Bericht des UN-Menschenrechtsrats vom März 2014 werden die Mitglieder der im Iran anerkannten Religionen, Juden, Christen und Zoroastrier im juristischen System diskriminiert, indem sie härtere Strafen für dieselbe Straftat bekommen als Muslime. Noch alarmierender ist jedoch die Situation für die Anhänger der Bahai-Religion. Sie scheint der Lage der Juden in den 30er Jahren im nationalsozialistischen Deutschland nicht unähnlich. Seit 2004 wurden mindestens 734 Bahai verhaftet, und 136 von ihnen sind gegenwärtig in Haft. In dem besagten UN-Bericht heißt es, dass den Bahai vorgeworfen werde, einer «häretischen Sekte» anzugehören, mit «Verbindungen zu den ausländischen Feinden.» Sie würden meist wegen «Spionage und Propaganda gegen das herrschende System» verurteilt werden. Und sie würden als «ungeschützte Ungläubige» eingestuft.

Tatsächlich ist die systematische Verfolgung der Bahai zu einem signifikanten Merkmal der neuen totalitären Herrschaft der iranischen Islamisten geworden, und sie hat eine lange Vorgeschichte. Die Babi-Religion, die theologisch als die Vorläuferbewegung der Bahai-Religion gilt, wurde im 19. Jahrhundert auf Befehl des schiitischen Klerus gänzlich vernichtet. In einem vergessenen Genozid wurden rund 20.000 Babi getötet. Den Bahai wird heute vorgeworfen, «Spione Israels» zu sein. Dabei begann die Geschichte der Bahai auf dem Boden des heutigen Israel im Jahr 1868. In Orten in der Umgebung von Haifa und Akko verbrachte der Religionsstifter Baha'u'llah (1817–1892) viele Jahre seines Lebens im Gefängnis. Er ist in Bahji bei Akko begraben. Die sterblichen Überreste von Bab wurden erst am 21. März 1909 auf dem Berg Karmel in Haifa beigesetzt.

Israel gilt neben dem Iran als eines der beiden «heiligen» Länder für die Bahai. Die Pilgerorte gelten als Gedächtnisstätte, und in Israel sind die heiligen Stätten der Bahai, im Gegensatz zu jenen im Iran, entsprechend geschützt. Dort existiert jedoch keine lokale Gemeinde. Dies ist auf eine Entscheidung des Religionsstifters zurückzuführen. Er sagte, dass eine Bevölkerungskonzentration an einem Ort nicht mit dem universellen Anspruch der Religion vereinbar sei. Der Aufenthalt der im Weltzentrum der Bahai arbeitenden Bahai wurde 1948 mit dem Staat Israel offiziell vereinbart. Da einige Hundert Bahai jedoch in Israel wohnen, wird ihnen von Teheran vorgeworfen, Spione Israels zu sein.

In der Pahlavi-Ära (1925-1979) setzte sich die Verfolgung der Bahai fort, auf Druck des Klerus. Gerade in jener Zeit gründeten die Ba-



Der berühmte Tempel der Bahai im israelischen Haifa.

hai ihre ersten modernen Schulen, die auch von Mädchen besucht werden konnten. Die Bahai glauben, dass im Zweifelsfall Mädchen eine bessere Schulausbildung als Jungen erhalten sollen, falls es finanzielle Probleme gäbe.

Gegen die Bahai wurden und werden stereotypisch ähnliche Verschwörungstheorien konstruiert, wie gegen die Juden. Die «Memoiren von Dolguruki» sind ähnlich wie die «Protokolle der Weisen von Zion» Fälschungen. Dort enthaltene Lügen, die beispielsweise unterstellen, dass die Babi russische Agenten gewesen seien, werden bis heute im Iran verbreitet. Unter Mohammad Reza Schah Pahlavi wurde eine Gruppe, die sich «Hojatiye» nannte, aktiv. Diese islamische Gruppe arbeitete mit SAVAK, dem berüchtigten Geheimdienst des Schahs zusammen. Der berühmte Ajatollah Borujerdi war sehr gegen die Bahai. Schon dieser Ajatollah verbot den Handel mit den Bahai. Die Muslime sollten alle ihre Kontakte mit den Bahai abbrechen. Ajatollah Borujerdi erachtete sogar das Töten von Bahai als legitim. Ein anderer Ajatollah namens Rabbani Schirasi nahm das wörtlich: Er tötete persönlich einen bekannten Bahai, Habibollah Huschmand, mit Messerstichen. Durch persönliche Intervention von zwei anderen Ajatollahs wurde der Mörder, der einen der höchsten geistlichen Ränge besaß, sogar wieder nach einigen Tagen aus dem Gefängnis des Schahs entlassen. Der Mord hatte sich im Dezember 1948 ereignet.

In der Pahlavi-Ära war es gesetzlich festgelegt, dass die Bahai nicht zu den anerkannten religiösen Minderheiten gehören. Dies hatte zur Folge, dass sie im Regelfall keine staatlichen Ämter ausüben konnten. Sie wurden im Berufsleben auch unter dem Schah diskriminiert. Nach der Islamischen Revolution von 1979 wurde die Verfolgung dann systematisch durchgeführt. Ayatollah Khomeini hatte schon vor der Revolution die Bahai-Religion zu einem Feindbild für alle Anhänger der Islamischen Revolution gemacht. Jahrelang hatte er gegen die Bahai gepredigt, und in der «Islamischen Republik Iran» wurden seine Hassparolen zur Staatsdoktrin erhoben.

Das langfristige politische Ziel der Machthaber im Iran ist es offenbar, die iranische Bahai-Gemeinde zu zerstören. Dazu werden unterschiedlichste Wege gegangen. So Bahai werden beispielsweise systematisch daran gehindert, an den Universitäten zu studieren. Dies ist ein schwerer Schlag, weil Bildung für sie einen sehr hohen Stellenwert besitzt. Ihnen wird ebenso immer wieder freie unternehmerische Tätigkeit untersagt. Zudem werden heilige Stätten

offen und ohne Begründung zerstört. General Seyyed Hassan Firusabadi, Oberbefehlshaber der iranischen Armee, hat explizit angeordnet, dass der Wohnort aller Bahai identifiziert werde. Sollen eines Tages etwa alle Mitglieder der iranischen Bahai-Gemeinde zu Hause abgeholt werden?

Am 8. März 2009 hat das islamistische «Parlament» ein Budget von drei Millionen Dollar für den landesweiten Kampf gegen «Bahai, Sufis und Teufelsanbeter» bereitgestellt. Ähnlich wie beim «klassischen» Antisemitismus wird im Anti-Bahismus die Rolle der Bahai in der Welt verschwörungstheoretisch überhöht. Beispielsweise wird der britische Nachrichtensender BBC als «Bahai Broadcasting Company» bezeichnet. Aufgebrachte Massen reagieren auf die Hasspropaganda manchmal prompt, immer wieder werden Häuser von Bahai-Familien zerstört oder in Brand gesetzt. Sogar die staatlichen «Gewerkschaften» forderten schon, dass Optikerläden, deren Besitzer Bahai waren, geschlossen werden müssten. Auch Kopierläden, die Bahai gehörten, wurden geschlossen, doch vor allem Supermärkte sollen sie nicht führen. Denn sie gelten als «najis», als schmutzig. Auch Bahai-Ärzte werden mittlerweile aus Kliniken entlassen.

Ohne den vorherrschenden religiösen Fanatismus wären solche Entwicklungen vermutlich kaum vorstellbar. Doch es geht offenbar noch schlimmer. Das Blut der Bahai zu vergießen, gilt als «halal», als gottgefällig. Morde, die von Muslimen zum «Schutz der islamischen Werte» begangen werden, werden nicht geahndet. Das Gericht kann von einer Verurteilung absehen, wenn der Getötete als jemand gilt, dessen Blut nichts wert ist. Seit 170 Jahren, also seit dem Beginn der Geschichte der Bahai-Religion, ist kein einziger Fall bekannt geworden, bei dem ein iranisches Gericht den Mörder eines Babi oder eines Bahai tatsächlich auch juristisch verurteilt hätte.

Bahai-Gemeinden sind verboten, die Gemeindestrukturen sind atomisiert, sie dürfen als gesellschaftliche Subjekte nicht existieren, das heißt, sie dürfen ihre Identität öffentlich nicht kundtun. Ihre Gemeinschaft soll nach staatlichen Plänen zerstört werden. In Schiras wurde Anfang Mai 2014 erneut ein Bahai-Friedhof zerstört, von iranischen Revolutionsgardisten. Nicht nur, dass Präsident Rohani die Zerstörung des historischen Friedhofes nicht verhindert hat, er fährt mit der staatlichen Propagandalüge fort, dass Minderheiten im Iran frei seien und sich sicher fühlen könnten. Unter diesen Umständen bleibt höchst unklar, warum sich Rohani in der halben Welt nach wie vor als Reformgerier und dabei «Plus-Punkte» sammeln kann.

Die Situation der Bahai hat sich so zuge-spitzt, dass es an der Zeit scheint, ihre Verfolgung auch international als das zu benennen, was es ist. Gemäß dem «Rome Statute of the International Criminal Court» (Part 2, Article 7, 1.h) ist die systematische Verfolgung der Bahai ein Verbrechen gegen die Menschheit. Die dort genannten Kriterien dafür lauten: «Verfolgung einer identifizierbaren Gruppe oder Gemeinschaft aus politischen, rassistischen, nationalen, ethnischen, kulturellen oder religiösen Gründen, Gründen des Geschlechts im Sinne des Absatzes 3 oder aus anderen nach dem Völkerrecht universell als unzulässig anerkannten Gründen (...)»

Auch der Artikel 6 des genannten Rome Statuts über den Genozid trifft auf das Vorgehen gegen die Bahai zu. Dort heißt es, dass von Genozid immer dann gesprochen werden kann, wenn Mitglieder einer religiösen Gruppe getötet werden, wenn sie körperlich oder psychisch ernsthaft verletzt werden oder wenn die physische Zerstörung von Teilen der Gesellschaft oder ihrer Gesamtheit beabsichtigt wird. In Anbetracht der Tatsache, dass das khomeinistische Regime die Vernichtung der Bahai-Gemeinde im Iran systematisch durchsetzen will, mit «Erfolg» schrittweise auch die gesamte administrative Struktur der Gemeinde zerstört und Tausende in ihrem Recht auf Eigentum, Bildung, berufliche Tätigkeit und persönliche Freiheit gänzlich eingeschränkt hat, kann man von einem Genozid sprechen. Keine andere Minderheit im Iran ist einer solchen systematischen Unterdrückung und Verfolgung ausgesetzt. Die Demokratien dieser Erde sind nun wieder am Zug und sollten nach Wegen suchen, den drohenden Genozid doch noch zu stoppen.

Der Autor ist Politikwissenschaftler, Übersetzer und freier Publizist. Zuletzt erschien von ihm:

Der islamistische Totalitarismus, Über Antisemitismus, Anti-Bahismus, Christenverfolgung und geschlechtsspezifische Apartheid in der «Islamischen Republik Iran».

Peter Lang, Frankfurt/M. 2012, 334 S., ISBN 978-3-631-63569-8

Babi und Bahai-Religion

Bab (1819-1859) wird von den Bahai als ein Prophet Gottes gesehen. Er erklärte das islamische Gesetz im Frühjahr 1844, während er im Gefängnis inhaftiert war, für aufgehoben. Seinen religiösen Anspruch, den Weg zu einer neuen Weltreligion zu öffnen, erhob er am 23. Mai 1844. Das Ende der Zeiten breche «mit dem Kommen eines neuen Offenbarers» an. Damit brach die Babi-Religion mit der islamischen Theologie, wonach Mohammed als «Siegel der Propheten», als letzter Überbringer einer göttlichen Botschaft angesehen wird.

Baha'u'llah hatte eine Religion gegründet, die heute für ihre modernen humanistischen Vorstellungen bekannt ist. Die Bahai treten für Gleichberechtigung von Mann und Frau ein, für den Frieden zwischen den Religionen, für den Pluralismus, für die unabhängige Suche nach Wahrheit, für weltweite Abrüstung, für einen Weltgerichtshof, für eine gemeinsame Weltsprache, für einen demokratischen Weltbundesstaat, für die Menschenrechte und gegen den Rassismus. Die Bahai-Religion hat heute weltweit etwa 7 Millionen Anhänger.

«Asyl braucht individuelle Prüfung»

Josip Juratovic, der Integrationsbeauftragte der SPD-Bundestagsfraktion, über Südosteuropa, Antiziganismus, Integration in Deutschland und ein Friedensgebet im Vatikan

Herr Juratovic, am 6. Juni wurde im Bundestag über die Erklärung Bosnien-Herzegowinas, Serbiens und Mazedoniens zu sicheren Herkunftsländern beraten. Der Gesetzentwurf hat eine Asylverfahrensbeschleunigung und somit eine schnellere Ausweisung der Einwanderer zum Ziel. Wie stehen Sie, als Außenpolitiker und Berichterstatter für Südosteuropa sowie als Integrationsbeauftragter der SPD-Bundestagsfraktion zu diesem Thema?

Dieses Thema ist sehr komplex. Von der Gesetzgebung sind vor allem die südosteuropäischen Roma betroffen. Sie flüchten weniger wegen politischer Verfolgung, sondern wegen Diskriminierung und Armut. Dies sind wiederum keine Gründe, um politisches Asyl in Deutschland zu bekommen. Als Länder mit EU-Beitrittsperspektive müssen Serbien, Mazedonien und Bosnien-Herzegowina selbst den Minderheiten Schutz gewährleisten und ihnen ein Leben in Würde bieten. Trotzdem bin ich der Meinung, dass Asyl-Anträge individuell geprüft werden sollen und dass wir uns europaweit darum kümmern müssen, den Roma soziale Sicherheit zu geben. Mir ist es wichtig, dass in Deutschland und in Gesamteuropa die Minderheitenpolitik ernst genommen wird.

Kroatien und Slowenien sind schon der EU beigetreten. Sind die restlichen Ex-jugoslawischen Länder ebenfalls auf einem guten Weg, Mitglieder der europäischen Familie zu werden?

Ich habe mich vor ein paar Jahren im Bundestag sehr für den Beitritt Kroatiens engagiert. Dies werde ich auch für die weiteren südosteuropäischen Länder tun. Gerade der EU-Beitritt Serbiens ist ein Garant für die Stabilität und den Frieden in der ganzen Region. Jedoch sollten wir nicht außer Acht lassen, dass es in vielen Ländern des Westlichen Balkans neben der wirtschaftlichen Krise auch schwerwiegende andere Probleme gibt, wie Korruption und die Missachtung von Freiheits- und Menschenrechten. In Mazedonien gibt es keine klare Trennung zwischen der führenden Partei und dem Staat. Medien, Justiz und Verwaltung werden dort maßgeblich kontrolliert. Die Stärkung der unabhängigen Justiz auf dem Westbalkan ist unbedingt erforderlich. Außerdem müssen allen Menschen die gleichen Rechte eingeräumt werden: Nach dem Dayton-Friedensabkommen können sich in Bosnien und Herzegowina nur Menschen der drei konstitutiven Völker, der Serben, Kroaten und der Bosniaken, für das Amt des Präsidenten bewerben. Juden und Roma sind davon rechtlich ausgeschlossen. Deshalb müssen wir uns für demokratische Werte und für die baldige Umsetzung der Kapitel 23 und 24 (Justiz, Grundrechten und Innere Sicherheit) in der gesamten Region einsetzen. Es muss unser aller Interesse sein, diesen Prozess zu beschleunigen, damit im Westbalkan Frieden gesichert wird und Stabilität einkehrt.

Inwiefern wird die Roma-Bevölkerung im Westlichen Balkan diskriminiert?

Ich denke, dass die europäischen Roma im Rechtssystem gleichberechtigt sein sollten und in unserer Gesellschaft auch gleichwertig behandelt werden müssen. Auf dem Westlichen Balkan gibt es immer noch starke Vorurteile gegen die Roma. Sie werden als «Diebe» oder gar «Kinderräuber» beschimpft. Sie führen ein unwürdiges Leben in Arbeitslosigkeit und sind in Armenvierteln zusammengepfercht, wo es meist keine Wasser- und Stromversorgung gibt. Daher müssen sich die Verhältnisse vor Ort ändern. Die dortigen Politiker müssen da-

ran arbeiten, Vorurteile gegenüber den Roma abzubauen und sie nicht wie Menschen zweiter Klasse behandeln.

Europaweit gibt es verstärkt rechtsorientierte Parteien und Strömungen, die sich öffentlich gegen Minderheiten in ihren Ländern, wie z. B. gegen die Roma und gegen Juden, bekunden. Wie erklären Sie den verstärkten Antisemitismus und Antiziganismus in Europa?

Dieser Trend ist leider eine Folgeerscheinung der wirtschaftlichen Krise und der ansteigenden Arbeitslosigkeit. Rechtsorientierte Politiker haben schon immer mit den Ängsten und Gefüh-



Bundestagsabgeordneter Josip Juratovic.

len der Menschen gespielt, und diese können gerade dann für Fremdenfeindlichkeit aktiviert werden, wenn politische Instabilität herrscht oder eine lang andauernde wirtschaftliche Krise das Land erschüttert. Die Dämonen der Vergangenheit sind, wie wir sehen, in den Köpfen einiger Menschen immer wieder abrufbar.

Sie sind selbst als Migrant nach Deutschland gekommen, heute sind Sie Abgeordneter im Bundestag. Ein im Prinzip traumhafter Verlauf von Integration. Ist das typisch für Ihre Zuwanderergruppe?

Ich würde nicht sagen, dass das gerade für meine Zuwanderungsgruppe typisch ist. Es gibt viele Kroaten und auch andere Migrantengruppen, die sich in Deutschland recht schnell nach ihrer Ankunft in den 1970er Jahren integriert haben. Andere Personen wiederum sind über Jahre ausschließlich in ihren «communities» geblieben und hatten wenig Kontakt zur deutschen Gesellschaft aufgebaut – auch deswegen nicht, weil das Ziel der deutschen Politik und Gesellschaft nicht die Integration der Einwanderer war. Das hat sich spätestens seit der rot-grünen Regierung unter Gerhard Schröder verändert. Viele Menschen haben dann akzeptiert, dass Deutschland zum Einwanderungsland geworden ist und dass Integration gefördert werden sollte.

Wie ging es Ihnen, wenn Sie die vielen widersprüchlichen Entwicklungen und vor Jahren auch sehr kriegerischen Zustände in Ihrer einstigen Heimat – Jugoslawien beziehungsweise Kroatien – nach dem Ende des Kalten Krieges verfolgt haben?

Es war eine schwierige Zeit für uns alle. Ich persönlich war entsetzt festzustellen, zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig sind, wenn ein funktionierendes System aus den Fugen gerät. Und doch konnte ich bei den meisten Menschen Herzlichkeit und Solidarität verspüren. Von Deutschland aus haben wir versucht zu helfen, wo wir konnten. Ich zum Beispiel habe viele Flüchtlinge aus Bosnien und Herzegowina für

einige Jahre in mein Haus aufgenommen. Ich gründete außerdem, innerhalb der IG-Metall, die Organisation «Novi Most – Neue Brücke» in der sich alle Ex-Jugoslawen zusammengeschlossen haben, um nach friedlichen Alternativen zu den bewaffneten Konflikten zu suchen.

Glauben Sie, dass Deutschland mehr Bürgerkriegsflüchtlinge aus Syrien aufnehmen sollte?

Unser Außenminister, Frank-Walter Steinmeier, hat sich bereits dafür ausgesprochen, dass Deutschland mindestens weitere 10.000 syrische Flüchtlinge aufnehmen solle. Dies halte ich für eine richtige Entscheidung. Deutsch-

land hat im europäischen Vergleich bisher die meisten Bürgerkriegsflüchtlinge aufgenommen. Dennoch, für diese Menschen muss europaweit mehr getan werden. Die Traumata des Krieges belasten jetzt die syrischen Frauen, Männer und Kinder, aber solche Traumata setzen sich auch in den Nachkriegsgenerationen fort. Als Europäer wissen wir das! Und

ich denke nicht, dass es in unserem Interesse ist, in unserer unmittelbaren Nähe die Zerstörung einer Gesellschaft zu dulden. Daher müssen wir schnell handeln, unsere europäischen Außengrenzen für viel mehr Kriegsflüchtlinge öffnen und ihnen einen sicheren Aufenthalt in Deutschland und in anderen europäischen Ländern gewähren.

Die Integrationsbeauftragte der Bundesregierung, Aydan Özoguz (SPD), fordert das Kommunalwahlrecht für alle Ausländer in Deutschland. Teilen Sie diese Forderung?

Ich bin der Meinung, dass alle Steuerzahler das Recht haben mitzuzentscheiden, für welche Zwecke ihr Geld genutzt wird. Im kommunalpolitischen Bereich werden diese Mittel direkt umgesetzt, deshalb denke ich, dass spätestens nach fünf bis acht Jahren Ausländer mitentscheiden dürfen sollten, was mit den von ihnen bezahlten Steuermitteln vor Ort passiert. Übrigens haben wir in den 1970er Jahren das aktive und passive Wahlrecht für Ausländer bei den Betriebsratswahlen verankert. Auch den Betriebsräten mit vielen Mitgliedern mit Migrationshintergrund ist es zu verdanken, dass Deutschland heute die größte Volkswirtschaft in der EU und die viertgrößte der Welt ist.

Halten Sie den Integrationsverlauf bei den russischsprachigen Juden, die nach 1990 nach Deutschland kamen, bei bestimmten Aspekten – wie Spracherwerb und Bildungserfolge unter Jugendlichen – möglicherweise für beispielhaft auch für andere Gruppen?

Jüdische Einwanderer haben die Möglichkeit, deutsche Sprachkurse, die in den Jüdischen Gemeinden in Deutschland angeboten werden, zu besuchen. Dies halte ich für beispielhaft. Als Teil der jüdischen «community» verlieren sie hier nicht ihre Identität, andererseits aber integrieren sie sich in die deutsche Gesellschaft durch das Erlernen der deutschen Sprache.

Kanzlerin Angela Merkel ließ vor nicht allzu langer Zeit auf einem CDU-Parteitag verlauten, das Konzept der multikulturellen Ge-

sellschaft in Deutschland sei gescheitert. Wie haben Sie das empfunden?

Die Bundeskanzlerin hatte in der Tat vor vier Jahren die multikulturelle Gesellschaft in Deutschland für gescheitert erklärt. Dies halte ich nicht für richtig, denn wenn wir nur das Radio anmachen, dann stellen wir fest, dass dort zu 90 Prozent englischsprachige Musik läuft. Auch das gehört zur multikulturellen Gesellschaft. Die CDU/CSU kann nicht erwarten, dass sich alle Bürger/innen in Deutschland nur dem christlichen Menschenbild verbunden fühlen. Was ich aber befürworte ist, dass wir Phänomene, wie den so genannten Ehrenmord an jungen Mädchen, die sich in die deutsche Gesellschaft integrieren wollen, stark verurteilen. Ich erwarte, dass sich alle in Deutschland lebenden Menschen an das Grundgesetz und an die dort verankerten Werte kompromisslos halten.

2005 hat Deutschland erstmals ein Zuwanderungsgesetz verabschiedet. Heute schreiben wir das Jahr 2014. Würden Sie sagen, dieses Gesetz hat sich in der Praxis bewährt?

Die wichtigsten Neueregungen im Zuwanderungsgesetz waren das neu eingeführte Aufenthaltsgesetz für Menschen aus Drittstaaten sowie das Freizügigkeitsgesetz für Unionsbürger. Seitdem müssen Ausländer, wenn sie in Deutschland leben und arbeiten wollen, einen Integrationskurs belegen, was ich befürworte. Eine positive Neuregelung war auch, dass ausländische Studenten, wenn sie innerhalb von 18 Monaten nach ihrem Studium eine Arbeit bekommen haben, in Deutschland bleiben können. Trotzdem gibt es noch reichlich Gesprächs- und Handlungsbedarf: So müssen wir beispielsweise legale, aber auch illegale Einwanderer mehr vor kommerzieller Ausbeutung schützen.

Sie planen bald eine Reise nach Israel. Sind Sie der Meinung, dass das gemeinsame Gebet des Palästinenserpräsidenten Mahmud Abbas und des israelischen Staatspräsidenten Schimon Peres auf dem Friedensgipfel im Vatikan, zu der sie der Papst bei seiner Nahost-Reise eingeladen hatte, positive Folgen auf die israelisch-palästinensische Wechselbeziehung haben wird?

Das würde ich sehr begrüßen, denn schließlich haben die Juden, die Christen und die Muslime einen einzigen Gott, den Schöpfer aller Menschen. Und in allen drei Religionen wird dem Gott der Liebe und der Schöpfung gedient, so wie in allen drei Religionen die wahren Gläubigen Hass und Gewalt ablehnen müssen. Durch diese Tat erhoffe ich mir, dass die Menschen wieder Mut und Kraft für ein gemeinsames und friedliches Zusammenleben bekommen.

Das Interview führten Rahel KISCH und Olaf GLOECKNER

ZUR PERSON

Josip Juratovic ist SPD-Bundestagsabgeordneter für den Wahlkreis Heilbronn. Er ist der erste Abgeordnete mit kroatischem Migrationshintergrund. Juratovic ist Mitglied im Auswärtigen Ausschuss und in den Unterausschüssen «Zivile Krisenprävention, Konfliktbearbeitung und vernetztes Handeln» sowie «Vereinte Nationen, internationale Organisationen und Globalisierung». In den Parlamentariergruppen Bosnien-Herzegowina, Kroatien und Südosteuropa fungiert er als stellvertretender Vorsitzender. Im April 2014 wurde Juratovic zum Integrationsbeauftragten der SPD-Bundestagsfraktion ernannt.

Steuergeld für Anti-Israel-Kampagnen?

NGO-Monitor kritisiert deutsche Subventionierung von radikalen Gruppen

Von Ari ZUCKER

Eine gerade erschienene Studie des Jerusalemer Forschungsinstitutes NGO Monitor kommt zu dem Schluss, dass deutsche Entwicklungshilfegelder in nicht unbeträchtlicher Höhe an nicht-staatliche Organisationen (NGO's) gingen, die sich aktiv an der Dämonisierung Israels und an Boykottbewegungen gegen Israel beteiligen. Den entsprechenden Bericht «German Funding for Political Advocacy NGO's Active in the Arab-Israeli Conflict» stellte NGO-Direktor Gerald Steinberg Ende Juni in Berlin vor. Im Gegensatz zu den oft deklarierten hohen moralischen Ansprüchen, so Steinberg, würden auch von deutschen Hilfsorganisationen «nicht selten radikale Gruppen finanziert, die gegen eine friedliche Beilegung des israelisch-palästinensischen Konflikts arbeiten, Israel dämonisieren, sich an der BDS-Kampagne beteiligen und in einigen Fällen offen antisemitisch agieren.»

An der Finanzierung von NGO'S in Palästina und Israel, die sich in Kampagnen aktiv gegen Israel richten, seien alle deutschen Parteistiftungen sowie evangelische und katholische Hilfs-Netzwerke und weitere Organisationen beteiligt. Es seien damit aber auch Finanzierungen aus dem Bundesministerium für auswärtige Angelegenheiten und dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) relevant. Als aktuelles Beispiel nannte Steinberg eine für den 7. Juli in Berlin geplante internationale Tagung «The ICJ's Wall Opinion Revisited: Towards its Effective Implementation», welche an die vor zehn Jahren vom Internationalen Gerichtshof in Den Haag erfolgte Verurteilung des israelischen Mauer- und Sperrzaunbaus zu den palästinensischen Gebieten anknüpft. Die Konferenz wird gemeinsam von »Brot für die Welt«, «Misereor» und dem Menschenrechtszentrum der Universität Potsdam durchgeführt. Steinberg, der zugleich Politik-Professor an

der Bar Ilan Universität in Tel Aviv ist, betonte, dass es sich bei den eingeladenen Referenten zu weiten Teilen um «Anti-Israel-Aktivisten» handele. Im Besonderen kritisierte er die Einladung von Shawan Jabarin, dem Direktor der



Professor Gerald Steinberg, Direktor von NGO Monitor.

Organisation Al-Haq in Ramallah. Jabarin wird verdächtigt, Kontakte zur Terrorgruppe «Volksfront zur Befreiung Plästinas» (PFLP) zu unterhalten, die friedliche Kompromisse mit Israel grundsätzlich ablehnt. Aber auch die Referenten Hamdi Shaqura, Chantal Meloni, Manal Hazzan und Very Gowland-Debbas pflegen laut Steinberg Verbindungen mit radikalen palästinensischen NGO's, die stark in Delegitimierungsaktivitäten und Boykottmaßnahmen gegen Israel verwickelt seien.

Auch andere Wissenschaftler kritisierten die moralische Einseitigkeit und die Zusammensetzung der Referenten bei der geplanten «Mauer-Konferenz» bereits im Vorfeld. So schrieb der Berliner Antisemitismusforscher Clemens Heni zur geplanten Tagung: «Ist nicht die Entführung von drei israelischen Jugendlichen vor wenigen Tagen im Westjordanland Grund genug für jedwede Antiterrormaßnahme Israels? „Brot für die Welt“ möchte nun offenbar das Entführen von Israelis tolerieren, indem es einen wegen Beihilfe zum Terror gegen Israel verurteilten Mann wie Shawan Jabarin einlädt.»

Professor Steinberg bekundete bei der Präsentation der NGO-Monitor-Studie seinen Respekt dafür, in welcher vielfältiger Weise die Bundesrepublik unter anderem israelische Wissenschaftseinrichtungen unterstütze, äußerte aber zugleich sein Unverständnis über die Förderung von solchen NGO's, die aktiv gegen Israel und eine Aussöhnung arbeiten. «Verschiedenste NGO-Gruppen nutzen die erhaltenen

Gelder für Boykottkampagnen oder politische Forderungen, die in der Konsequenz ein Ende des Staates Israel bedeuten würden», sagte Steinberg. Er nennt diese Aktivitäten «soft power tools».

Die jährliche deutsche Unterstützung von NGO's in Palästina und Israel, welche zumindest einen Teil ihres Budgets zielgerichtet zur Dämonisierung und Delegitimierung Israels und zu Boykottkampagnen gegen Israel einsetzen, wird auf rund 4 Millionen Euro geschätzt.

«Allerdings geben die deutschen Parteistiftungen keine Auskünfte darüber, in welcher Höhe sie NGO's in den palästinensischen Autonomiegebieten finanziell unterstützen», beklagte auch Michael Spaney vom Mideast Freedom Forum Berlin. Ebenso wie NGO Monitor fordert das Mideast Freedom Forum von den deutschen Parteistiftungen eine Offenlegung der bisherigen Empfänger und eine Überarbeitung der Vergabekriterien. Organisationen, die Israels staatliche Existenz in Frage stellen, sollten vom Erhalt deutscher Steuergelder ausgeschlossen werden.

Besondere Kritik äußerte Gerald Steinberg an der Unterstützung der Organisationen «Zochrot» (unterstützt von der Rosa Luxemburg Stiftung, Medico International und Misereor), «Coalition of Women for Peace»/CWP (unterstützt von der Rosa Luxemburg Stiftung, Medico International und «Brot für die Welt»), «Al Haq» (unterstützt von der Konrad Adenauer Stiftung), EAPPI (unterstützt von «Brot für die Welt»), «Breaking the Silence» (unterstützt von Medico International und Misereor) und COMET-ME (unterstützt von Medico International).

«Warum soll der deutsche Steuerzahler dafür aufkommen», so der israelische Forscher, «wenn die beschriebenen Aktivitäten den eigentlichen humanitären Auftrag von Hilfs- und Entwicklungsorganisationen verfehlen?» Gerald Steinberg fordert mehr Transparenz und eine breite öffentliche Diskussion der deutschen NGO-Finanzierung. Unabhängige Kontrollgremien sollten in der Lage sein, Finanzierungen von anti-israelischen Kampagnen zu eruieren, und diese sollten gestoppt werden.

Den vollständigen Bericht «German Funding for Political Advocacy NGO's Active in the Arab-Israeli Conflict» finden Sie unter: www.ngo-monitor.org/data/images/File/GERMAN_FINAL.pdf

Kinderarmut stärker bekämpfen

Der UNICEF-Report 2014 kritisiert auch Missstände in Deutschland

Ausgrenzung und Gewalt zählen nach Einschätzung von UNICEF heute zu den größten Herausforderungen bei der Verwirklichung der Kinderrechte. Seit der Verabschiedung der UN-Konvention über die Rechte des Kindes vom 20. November 1989 konnte zwar weltweit die Kindersterblichkeit halbiert und der Anteil arbeitender Kinder um ein Drittel reduziert werden. Doch gerade die ärmsten Kinder sind von sozialen und medizinischen Fortschritten oftmals ausgeschlossen – in reichen wie in armen Ländern. Insbesondere die Prävention von Gewalt und Hilfen für benachteiligte Kinder müssten verbessert werden, so der UNICEF-Report 2014, der am 25. Juni in Berlin vorgestellt wurde.

Viele Details bleiben erschreckend: Jedes dritte Mädchen unter 18 Jahren auf der Welt – einige davon nicht einmal sieben Jahre alt – sei von früher und erzwungener Heirat betroffen. Mehr als 150 Millionen Mädchen und 73 Millionen Jungen erführen jedes Jahr sexuelle Gewalt. Besonders groß sei hierbei die Gefahr in Kriegsgebieten oder in Flüchtlingslagern. Schätzungsweise 300 Millionen Kinder unter fünf Jahren zeigten problematisches Verhalten sowie Aggressivität, weil sie in ihrem Umfeld Gewalt ausgesetzt sind. Mädchen und Jungen

würden sogar willkürlich zur Zielscheibe von Terror gemacht – wie bei den Entführungen Hunderter Schülerinnen in Nigeria oder bei gezielten Bombenangriffen auf Wohnviertel im syrischen Bürgerkrieg.

Das Risiko für Kinderrechtsverletzungen sei trotz zunehmender Aufmerksamkeit in Schulen, in Heimen und Jugendstrafanstalten weiterhin hoch. Armut und Überforderung sind auch häufige Ursachen für Gewalt in den Familien. 35 Länder haben bisher ein umfassendes gesetzliches Verbot von Gewalt durchgesetzt – darunter auch Deutschland. Doch leben in diesen Ländern nur fünf Prozent aller Kinder.

Auch Deutschland muss aus der Sicht von UNICEF die Ursachen von Ausgrenzung und relativer Kinderarmut stärker bekämpfen. Eine Längsschnittanalyse von UNICEF ergab, dass allein zwischen 2000 und 2010 rund 8,6 Prozent der deutschen Kinder und Jugendlichen langjährige Armutserfahrungen gemacht haben. Und allein 2012 haben Jugendämter über 40.000 Kinder in Obhut genommen – meist weil ihre Eltern überfordert waren.

«Ausgrenzung und Gewalt zählen zu den größten Bedrohungen für Kinderrechte», sagte die UN-Sonderbeauftragte zu Gewalt gegen Kinder, Marta Santos Pais. «Um ihre gravieren-

den Folgen zu überwinden braucht jedes Land eine nationale Agenda zum Schutz der Kinder vor Gewalt. Dazu gehört eine unabhängige Institution, die den Interessen der Kinder eine Stimme gibt und Beschwerden verfolgt, wenn Kinder ihre Rechte gefährdet sehen.»

«Wenn ein Land die Kinderrechte stärkt, stärkt es seine Zukunftsfähigkeit», erklärte Jürgen Heraeus, Vorsitzender von UNICEF Deutschland. «Wir brauchen eine Kultur des Hinsehens und funktionierende Netzwerke der Hilfe. Kinderrechte beginnen damit, dass es überall selbstverständlich wird, Kinder zu respektieren und ihnen zuzuhören.»

Vor dem 25. Geburtstag der Kinderrechte in diesem Jahr fordert UNICEF unter anderem, dass Kinder zum Maßstab einer zukunftsfähigen Gesellschaft werden. Damit die Kinderrechte überall auf der Welt durchgesetzt werden, braucht es stärkeren politischen Willen, angemessene Budgets und aussagekräftige Daten, um die Kinderrechte auch für alle benachteiligten Kinder zu verwirklichen.

Bei Kinderrechtsverletzungen, so die UNICEF-Vertreter, müsse weltweit «Null Toleranz» gelten. Missbrauch, Ausbeutung, Gewalt und Terror gegen Kinder müssen weltweit geächtet und verfolgt werden. Jedes Kind brau-

che Schutz und Hilfe im Krieg. In jedem Land der Erde müsse Gewalt an Kindern ausdrücklich verboten werden.

Kinderrechte gehören nach Ansicht von UNICEF Deutschland auch auf die internationale politische Agenda. Es müsse gelingen, dass kein Kind mehr an vermeidbaren Krankheiten oder Mangelernährung stirbt und dass jedes Kind eine gute Schulbildung erhält. Die Rechte der zukünftigen Generationen müssten Leitlinie bei der Festlegung neuer, nachhaltiger Entwicklungsziele nach 2015 sein. Deutschland sollte den G8-Vorsitz im Jahr 2015 nutzen, um konkrete Verbesserungen für Kinder weltweit voranzutreiben.

Weiterhin wird von UNICEF Deutschland gefordert, dass die Bundesregierung die internationalen verbrieften Rechte der Kinder umfassend verwirkliche. So müsse zum Beispiel der Kampf gegen Kinderarmut in Deutschland Priorität in Bund, Ländern und Gemeinden haben. Die Kinderrechte müssten explizit im Grundgesetz verankert und unabhängige Ombuds- und Beschwerdestellen für Kinder eingerichtet werden, wie sie in über 70 Ländern bereits selbstverständlich sind. JR

Weitere Informationen zum UNICEF-Report 2014 finden Sie unter: www.unicef.de/report2014

«Ziel ist die Repatriierung von 3,5 Millionen Diasporajuden»

Avigdor Lieberman über Israels nationale Prioritäten, Verhandlungen mit den Palästinensern, neue Visa-Regelungen und den Ukraine-Konflikt



Herr Außenminister, wie sollte Israel Ihrer Meinung nach künftig die Beziehungen zur jüdischen Diaspora gestalten?

Das jüdische Volk, egal wo seine Vertreter auch leben, ist eine einzigartige Nation, deren Herz in Jerusalem schlägt. Mit dem Glauben an die Zukunft des einzigen Staates, der allen Juden Zuflucht und Heimat bietet, leben wir auch heute. Aber die Verbindung zwischen Diaspora und Israel droht immer mehr zu einem abstrakten Begriff zu werden. Wenn sich das Interesse an jüdischer Bildung und Identität in der Diaspora nicht deutlich verbessert, kann sich diese Situation sogar noch verschlechtern. Die Tendenz zur Assimilation steigt jedenfalls rasant. In den USA besuchen beispielsweise nur 12 Prozent der jüdischen Kinder eine jüdische Schule, und viele von diesen Schulen können mit dem nationalen Bildungssystem nicht mithalten. Ähnlich sieht es auch bei jüdischen Gemeinschaften in anderen Ländern aus.

Es wäre falsch zu denken, dass diese Probleme ausschließlich die Diaspora tangieren. Das jüdische Volk sollten wir uns vorstellen wie einen ganzen Menschen: Wenn eine Krankheit ein einzelnes Organ befällt, bleibt das nicht ohne Folgen für den ganzen Körper. Und wenn die amerikanischen oder die russischen Juden ihre Bindung an das Judentum verlieren, beeinflusst das zwangsläufig ihre Haltung zu Israel. Genau das beobachten wir heute. In Großbritannien gibt es beispielsweise einen Trend, sich in keine heiklen Debatten einmischen zu wollen, da man sonst vielleicht wegen eines Mangels an «political correctness» angegriffen werden könnte.

Ich denke, wenn wir es versäumen, das nationale Selbstverständnis der Juden weltweit zu stärken, dann werden künftige Generatio-

nen ihre Bindung an die jüdischen Werte und ebenso an die Ideale des Zionismus verlieren. In der Konsequenz könnten sie ihre Bindung an das jüdische Volk sogar komplett verlieren. Ich glaube, dass der Weg zur Erneuerung des jüdischen Gemeinschaftslebens und zu einem stärkeren Zusammenhalt von Diaspora und Israel nur über eine spürbare Verbesserung der jüdischen Bildungsprogramme – einschließlich zionistischer Bildungsprogramme – führen kann. Die Schaffung eines umfassenden Netzes jüdischer Schulen quer durch die Diaspora ist aber nur ein Teil meiner Vision. Das größte Ziel sehe ich darin, während der nächsten zehn Jahre die Repatriierung von dreieinhalb Millionen Diasporajuden zu ermöglichen. Damit könnte die jüdische Bevölkerung in Israel auf mehr als 10 Millionen steigen. Ich weiß, dass viele meinen Plan als Utopie oder billige Propaganda betrachten. Aber erinnern Sie sich: die Ideen von Theodor Herzl wurden einst auch als Utopie belächelt. Heute beweist Israel an jedem Tag neu, dass derartige Visionen realisierbar sind, wenn dahinter auch der politische Wille und eine entsprechende Zielstrebigkeit stehen.

Viele Diaspora-Juden ziehen eine Einwanderung nach Israel nicht in Betracht, weil der Konflikt mit den Palästinensern ungelöst ist und regelmäßig eskaliert. Gegenwärtig sieht es so aus, als seien auch die Verhandlungen unter Moderation von US-Außenminister John Kerry gescheitert. Haben Sie eine Vorstellung, wie spätere Verhandlungen zwischen Israelis und Palästinensischer Autonomiebehörde aussehen könnten?

Da Abu Mazen an einer «Regierung der nationalen Einheit» unter Beteiligung der Hamas arbeitet, hat die israelische Regie-

rung diese Verhandlungen auf Eis gelegt. Mich persönlich überrascht diese Démarche nicht: ich habe schon mehrfach meine Befürchtung geäußert, dass Abu Mazen ein finales Abkommen mit Israel wohl nie unterzeichnen würde. Und die gegenwärtige Situation ist sehr komfortabel für ihn. Vielleicht hat er noch die von Leo Trotzki formulierte und einst selbst beim Studium an der Moskauer Universität der Völkerfreundschaft verinnerlichte Strategie der Zermürbung des Feindes im Kopf – eine Strategie, bei der es weder Krieg noch Frieden gibt. Jetzt genießt Abu Mazen das Image des Protagonisten einer nationalen Befreiungsbewegung, und damit reist er geschäftig durch die Welt. Man trifft ihn in New York und Paris öfter als in Tul Karem oder in Dschenin. Er scheint das zu genießen, aber sieht wohl weniger Bedarf, sich um die Schaffung von Arbeitsplätzen in den Autonomiegebieten zu kümmern.

Ein Deal mit der Hamas bedeutet allerdings nicht, dass er Gaza unter seine Kontrolle bekommen wird. Das Gegenteil scheint viel wahrscheinlicher: Die Hamas-Bewegung, die von den USA und der Europäischen Union als Terrororganisation eingestuft worden ist, wird mit großer Wahrscheinlichkeit die Kontrolle in Judäa und Samaria übernehmen. Und damit würde die neue palästinensische Regierung dann keinen Kurs auf Versöhnung, sondern in Richtung einer Zuspitzung des Konflikts einschlagen. Hamas könnte dann wieder klassischen Terrorismus betreiben und Abu Mazen die diplomatische Klaviatur dazu spielen. Das läuft auf Erpressung hinaus, und aus diesem Grund steht für uns gegenwärtig eine Wiederaufnahme der Verhandlungen nicht zur Debatte.

Wie schätzen Sie die gegenwärtigen Beziehungen Israels zur Europäischen Union, explizit zu Deutschland, und zu den USA ein?

Sowohl mit den USA als auch mit der EU unterhalten wir konstruktive und partnerschaftliche Beziehungen. Wir teilen gemeinsame demokratische Werte, aber das schließt Meinungsunterschiede in konkreten Fragen und Situationen nicht aus. Das ist ganz natürlich, da wir in erster Linie unserer Staatsraison verpflichtet sind, und man sollte auftretende Meinungsunterschiede nicht überbewerten. Unser Bündnis mit den USA ist strategischer Natur, und in den letzten Jahren hat diese Zusammenarbeit ein neues Niveau erreicht. Ich habe schon oft darauf verwiesen, dass die USA gezwungen sind, eine umfassende Antwort auf zahlreiche Herausforderungen der Gegenwart zu finden – vom Atomstreit mit dem Iran über den «Arabischen Frühling» bis hin zum Umgang mit Nordkorea. In dieser Haut möchte ich nicht stecken! Wir sollten die Position unserer Freunde verstehen und einen konstruktiven, partnerschaftlichen Dialog führen, ohne dabei aber unsere eigenen grundsätzlichen Interessen zu vernachlässigen.

Zu Deutschland haben wir ebenfalls hervorragende Beziehungen, und Deutschland ist ein starker und verlässlicher Partner in Europa. Was die EU insgesamt betrifft, haben wir aber schon häufig geäußert, dass ihre Politik im israelisch-palästinensischen Konflikt nicht ausgewogen und mit einer Art Doppelmoral belastet scheint. Andererseits hat sich unsere wirtschaftliche, wissenschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit mit den Eu-

ropäern nicht verringert, im Gegenteil, sie ist immer umfangreicher geworden.

Viel Bewegung erleben wir neuerdings auch wieder in der israelischen Innenpolitik. Sie selbst haben vor einiger Zeit angekündigt, dass Ihre Partei «Unser Haus Israel» bei den nächsten Parlamentswahlen keine gemeinsame Liste mit dem Likud bilden will. Manifestiert sich hier ein Zerwürfnis?

Trotz der Heterogenität der heutigen Regierungskoalition hat sie sich doch als beständig erwiesen. Manchmal entwickeln sich Krisen, die zu Neuwahlen führen können, aber bis jetzt konnten wir das vermeiden. Bei den letzten Knesset-Wahlen sind wir im Wahlbündnis mit dem Likud angetreten, obwohl uns die Nachteile dieses Schrittes klar waren. Aber wir ließen uns von der Staatsraison leiten, und es hat sich gelohnt: das nationale Lager hat seine Macht behalten. Beim nächsten Mal kandidieren wir aber mit einer eigenständigen Liste.

Ihre Partei fordert schon seit Längerem, die politischen Rahmenbedingungen in Israel zu reformieren. Wie stellen Sie sich das eigentlich vor?

Eine solche Reform ist unbedingt notwendig. Vor kurzem haben wir ein Gesetz zur Stabilisierung des politischen Systems durch die Knesset gebracht, das einen ersten Schritt hin zu dieser umfassenden Reform darstellt. Unter anderem beinhaltet das Gesetz eine Anhebung der Wahl-Sperrklausel und eine Verringerung der Ministerzahl.

Was versprechen Sie sich von der Aufhebung der Visumpflicht für Touristen aus Russland und der Ukraine?

Diese Regelung hat schon jetzt sehr positive Effekte sowohl für den Tourismus wie auch für andere Branchen entfaltet. Ich bin mir sicher, dass die bevorstehende Abschaffung der Visumpflicht für Reisende aus Georgien, Weißrussland und Moldowa ähnlich positive Wirkungen haben wird.

Können Sie kurz die israelische Position in Bezug auf die Entwicklungen in der Ukraine beschreiben?

Ein Spiegelbild dafür finden Sie in der israelischen russischsprachigen Internet-Community. In deren sozialen Netzen wird heftig gestritten. Einige unterstützen Russland, die anderen verteidigen die ukrainische Seite. Mein Standpunkt mag Ihnen merkwürdig erscheinen, aber in diesem Konflikt bin ich auf der Seite Israels. Ich habe eine große Wertschätzung sowohl für Russland als auch für die Ukraine, aber Israel hat seine eigenen Interessen. Unsere wichtigste Aufgabe besteht darin, die nukleare Aufrüstung des Iran zu stoppen und das Chemiewaffenarsenal in Syrien endgültig zu beseitigen. Um das zu erreichen, brauchen wir eine enge Zusammenarbeit mit den USA wie auch mit Russland – und nicht die Konfrontation zwischen diesen beiden Mächten. Aus diesem Grund versuchen wir alles in unserer Macht Stehende beizutragen, dass die Spannungen zwischen den USA und Russland abnehmen. Genau so hoffen wir auf eine baldige Verständigung zwischen Russland und der Ukraine. Sie ist nicht nur für diese beiden Staaten, sondern auch für die Stabilität der Weltgemeinschaft insgesamt bitter nötig.

Das Gespräch führte
Grigorij NEMIROWSKI

Euromaidan contra Neo-Eurasismus

Im Internet wird der Streit zwischen «ukrainischen» und «russischen» Israelis fast so emotional ausgetragen wie vor Ort. Dahinter zeigt sich zugleich ein weltanschaulicher Konflikt

Von Constantine LYUTYUK

Schaffte es schon vor Jahrzehnten der Fernseher, unsere Bilder von der Welt ganz wesentlich zu prägen, dann realisieren die neuen sozialen Netzwerke – allen voran Facebook und Twitter – das heute nur noch umso stärker. Wenn Menschen selbst auf den realen Alltag wenig Einfluss haben, entwickeln sie in den Netzwerken oft die Illusion, Einfluss auf größere Zusammenhänge nehmen zu können. Der russisch-ukrainische Konflikt macht da keine Ausnahme. Er hält die halbe Welt in Atem, selbst in Israel. Hier ganz besonders die russischsprachige jüdische Community, welche rund eine Millionen Menschen zählt, darunter Hunderttausende «Russen» einerseits und «Ukrainer» andererseits. Zwar fliegen hier keine Molotowcocktails, rollen keine Panzer, und es wird auch nicht aufeinander geschossen. Zum Glück hat der Konflikt hier nur eine eher virtuelle Form. Trotzdem gibt es kleine Opfer auf beiden Seiten, und wenn es «nur» zahlreiche abgebrochene Freundschaften auf «Odnoklassniki» oder Facebook sind. Ein polemischer und aggressiver Ton hat sich manifestiert, der beunruhigen kann. Das geht dann auch über das Internet hinaus. Hass-Graffiti sind längst keine Ausnahme mehr, ebenso Androhungen, Geschäfte in Israel, die ukrainische Waren führen, umgehend anzuzünden.

Vielleicht kompensieren prorussische Polemiker damit auch ein bisschen, dass in den einschlägigen Netzwerken und Portalen der russischsprachigen Internet-Gemeinde die pro-ukrainischen Stimmen klar dominieren. Die bekannteste proukrainische Gruppe auf Facebook, «Israel supports Ukraine», hat rund 2000 Mitglieder, während ihr prorussisches Pendant nur etwa 700 zählt. Im realen öffentlichen Leben dürfte das Kräfteverhältnis aber viel ausgeglichener und «symmetrischer» sein. Eine der Erklärungen liegt in der Altersdifferenz. Die pro-ukrainischen Israelis scheinen im Schnitt etwas jünger zu sein, was bedeutet: Sie nutzen das Internet viel mehr und sind deshalb auch viel aktiver in den sozialen Netzwerken.

Schaut man sich die Inhalte der Auseinandersetzungen etwas näher an, dann fällt schnell auf, dass ideologisch aufgeladene Feindbilder und massive Schuldzuweisungen eine erhebliche Rolle spielen. Vor allem das anti-ukrainische Weltbild unter pro-russisch gesinnten Israelis scheint teilweise dämonische Züge zu tragen, was es wert erscheinen lässt, nach dessen Ursachen und Einflussfaktoren zu fragen.

Sowjetschule und Narrative

Meiner Meinung nach ergeben sich mindestens drei wesentliche Einflussfaktoren:

Erstens scheint die sowjetische Erziehung, die bei russischsprachigen Israelis zumindest der mittleren und älteren Generation noch gegriffen hat, erstaunliche Spätwirkungen zu haben. Im vermittelten Geschichtsnarrativ der «klassischen» sowjetischen Schule galt ein starkes, geschlossenes, einheitliches Imperium als Hort für Sicherheit – und nicht Demokratie.

Ein zweiter, gravierender Einflussfaktor sind zweifellos vom Kreml kontrollierte – oder zumindest stark manipulierte – russischsprachige Sender und Kanäle, die ihre Weisheiten in der gesamten Diaspora verbreiten. Das Phänomen bedarf noch systematischer Analyse.

Ein dritter, ebenfalls kaum zu unterschätzender Einflussfaktor ist der jüdische historische

Narrativ, in welchem die Ukrainer tatsächlich so etwas wie den «Feind des jüdischen Volkes per se» verkörpern. In der Tat: Da sind die Pogrome während der Herrschaftszeit von Bogdan Khmelnytskyi, und da sind die Erinnerungen an die einheimische Beteiligung am Holocaust, angefangen von den Pogromen in Lemberg bis hin zum Massaker von Babij Jar. Es sind Tragödien, die sich – zu Recht – ins kollektive Gedächtnis eingegraben haben. Dennoch fällt auf, dass die «Russen» die ukrainische Judenfeindschaft sorgfältig zurückverfolgen, während die Taten militanter russischer Antisemiten heute mehr oder weniger «unter dem Teppich» bleiben, so beispielsweise auch die Verbrechen



Demonstranten für die neue Ukraine in Tel Aviv im April 2014.

der «Schwarzen Hundertschaften», im späten Zarenreich, damals bekanntlich die Hauptstifter von verheerenden antisemitischen Pogromen, die Tausenden Juden das Leben kostete und Hunderttausende in die Emigration trieb.

Dennoch: Aus heutiger Sicht ist verständlich, dass sich die Juden in einem multinationalen und multikulturellen Imperium sicherer fühlten (und noch fühlen?) als in einem ausgesprochenen Nationalstaat, der sich bewusst auch nach außen hin abzugrenzen versucht. Und während die ukrainischen Nationalisten seit den 1920er Jahren bis hinein in die 1950er Jahre gegen die russische Expansion kämpften, war ihr Kampf gegen den Sowjetkommunismus ganz offensichtlich auch von judenfeindlicher Propaganda und antisemitischen Verbrechen flankiert.

Ende einer unseligen Tradition?

Hat diese unselige Tradition in der Ukraine ihr Ende gefunden? Noch vor zehn Jahren richteten ukrainischen Juden im Kontext der Holocaust-Diskussionen schwere Vorwürfe gegen die eigene Nation. Doch seither haben selbst alle rechtsradikalen Parteien in der Ukraine ihre antisemitische Rhetorik und Polemik eingestellt – ja, sie verurteilten sogar den Antisemitismus. Der (pro-)russische Vorwurf einer neuen, vorgeblich «antisemitischen Junta» in Kiew bleibt haltlos. Er steht seit der Maidan-Revolution aber auch noch aus ganz anderen Gründen auf sehr «wackligen Füßen». Denn zu den engagiertesten und auch erfolgreichsten Politikern, die derzeit Regierungsverantwortung in Kiew innehaben, zählt eine ganze Reihe von Personen mit jüdischen Vorfahren.

Offenbar auch deshalb soll umso mehr das Schreckgespenst vom «neuen ukrainischen Faschismus» erhalten. Eine theoretische Reflexion dessen, was Faschismus eigentlich bedeutet und ausmacht, wird sich dabei erspart.

Die russische Propaganda verlegt sich zunehmend auf eine allgemeine Kritik der ukrainischen nationalen Geschichte und der ukrainischen historischen Symbolik – und reduziert diese auf die SS-Division «Galizien» und das berühmte Bataillon «Nachtigall». Heutige ukrainische Nationalisten werden dort unterschiedslos eingereiht.

Kein Tag ohne Faschismus-Vorwurf

Die «Faschismus»-Vorwürfe der Russen werden umso stärker bemüht, seitdem die ukrainische Regierung mit militärischen Mitteln versucht hat, die Kontrolle über die östlichsten Teile der Ukraine zurückzugewinnen.

«Neo-Eurasismus» in Opposition zum Westen und den USA, der besonders beim russischen rechtsradikalen Sektor sehr populär ist. Kurginyan gilt als geistiger Wortführer für eine Wiedererrichtung der Sowjetunion und als ausgemachter Neostalinist. Indiziert die geistige Anfälligkeit für diese Herren eine verbreitete rot-bräunliche Stimmung unter den Russen in Israel?

Freiheit gegen Frechheit

Hingegen propagieren die pro-ukrainischen Gruppierungen in Israel deutlich die Hinwendung zum Westen, ebenso so wie die Maidan-Kombattanten in Kiew. Sie entdecken ihrerseits ebenfalls Gemeinsamkeiten zwischen Israel und der Ukraine. Israel wie die Ukraine bilden in ihren Augen jeweils «Vorposten der westlichen Zivilisation» gegen die «barbarischen Horden». Mit Leidenschaft sind die «Ukrainer» bereit, liberale westliche Werte zu verteidigen – salopp gesagt: Freiheit gegen Frechheit zu schützen. Sie stellen die demokratischen Leistungen Israels heraus – und glauben an Israel als ein Muster für die künftige Ukraine. Einige Juden, die schon vor Jahren aus der Ukraine eingewandert sind, entwickeln wieder zionistische Gefühle. Vielleicht sind es gerade die Bilder von der Befreiungsbewegung auf dem Maidan, und dem dann rasch folgenden Zwang, sich gegen die russische Aggression verteidigen zu müssen – wie einst beim israelischen Unabhängigkeitskrieg 1948/49, der einher ging mit der raschen und gewiss nicht einfachen jungen Staatenbildung. Und während die «Russen» in Israel einen «exzessiven» Liberalismus und angebliche politische Willenlosigkeit kritisieren, haben die Ukrainer die Neigung, den jüdischen Staat zu idealisieren. In der israelischen Politik sind die «Russen» heute zumeist konsequent auf der rechten Seite zu finden, doch die «Ukrainer» bilden das gesamte politische Spektrum ab.

Was sonst noch passiert...

Das alles kann täglich im Netz verfolgt werden, anhand kollektiver wie individueller Äußerungen rund um den Ukraine-Konflikt. Doch was passiert außerhalb des Internets? Während die Russen ihren Aktivismus offenbar auf «antifaschistische» Proteste vor der ukrainischen Botschaft beschränken, haben die Ukrainer eine Initiative organisiert, welche Hilfe für Verwundete des Maidan organisiert. Wenn es um die ukrainisch-jüdischen Beziehungen geht, so schauen die Ukrainer offenbar weniger auf die Vergangenheit, sondern mehr auf Gegenwart und Zukunft. Sie sind stolz auf die jüdische Hundertschaft vom Maidan, und sie glauben, dass die jüdische Gemeinde in der Ukraine zu einem wichtigen Teil der jungen ukrainischen Nation werden wird.

Doch das Bild von der russischsprachigen Community und ihrem Verhältnis zum Ukraine-Konflikt wäre inkomplett ohne eine dritte Gruppe. Man kann sie in gewisser Weise als «jüdische Isolationisten» betrachten. Ihre Skepsis ist historisch begründet. Die überzeugten «Isolationisten» warnen, dass jedes Mal, wenn die Juden am sozialen und politischen Leben anderer Völker sehr aktiv und entschieden partizipierten, dies am Ende schlecht für alle Beteiligten endete – für Juden wie Nichtjuden. Ist ihre Skepsis noch zeitgemäß?

«Morgenlandfahrer»

Die Allgäu-Orient-Rallye kreuzte 2014 auch Israel – ein Gespräch mit Eugene Veinard

von Constantine LYUTYUK

Von Bayern und Württemberg aus streben sie nach Amman – mit Wagen, die schon Lack verloren haben. Sie lassen sich ein auf unwegesames Gelände, Wüste, Staub und technische Ausfälle. Hunderte Motor-Enthusiasten zählt die mit jedem Jahr beliebtere Allgäu-Orient-Rallye. Beliebt ist die Tour auch ob ihrer fairen Rahmenbedingungen und der Unkompliziertheit der Teams. Seit Jahren verläuft ein Teil der Orient-Route nun auch durch Israel – willkommen in der Community freiwilliger «Draufgänger».

Gern sagt man den Südwestdeutschen einen eigenen Hang zur Romantik, konservative Lebensauffassungen, ausgeprägte Sparsamkeit, aber auch ein Faible für Autos und große Reiselust nach. Und unbesehen solcher Klischees finden sich genügend Damen und Herren, um fernab der Heimat den ultimativen Kick zwischen Canyons, Wüstenlandschaften, Palmen und Küstenlandschaften zu suchen – das selbstverständlich mit möglichst viel PS. Wir nennen sie einfach die «Morgendlandfahrer» – hart gepackte Abenteurer verschiedensten Alters, die sich auf vier oder neuerdings auch zwei Rädern quer durch den Vorderen Orient schlagen, bis ihnen der König von Jordanien die Ehre erweist. Doch geht es den meisten wohl weniger um Preise, Ehrerbietung und «Schaufahren». Dabei sein, die Routen teilen, Natur erleben und ein paar kulturelle Brücken schlagen – das scheint der gemeinsame Nenner. Übrigens zur Technik: Bei der Allgäu-Orient-Rallye (AOR) werden nur Fahrzeuge zugelassen, die mindestens 20 Jahre alt und trotzdem geländegängig sind. Jüngere Fahrzeuge dürfen nur mit, wenn sie weniger als 1111 Euro wert sind. Anfangs waren nur Automobile zugelassen, doch nach einer Reihe von enthusiastischen Motorradfahrer-Bewerbungen sind nun auch die «Zweirädrigen» mit im Bunde. Aber auch deren «Gefährte» müssen mindestens 20 Jahre auf dem Gestell haben.

Was sich auf den ersten Blick wie ein strenges, vielleicht auch «typisch deutsches» Reglement anhört, macht auf den zweiten viel Sinn und geht konzeptionell sehr gut in den Teams auf. Und denen wird es – schließlich handelt es sich um eine der strapazösesten Rallye-Touren rund um den Globus – auch nicht allzu bequem



Unverzichtbar für die Fahrer: Das AOR-Roadbook.

gemacht. «Travel Charme», Beauty-Koffer, Gymnastik-Studio und Gesichtsmaske waren gestern. Wer immer sich auf die Allgäu-Orient-Rallye einlässt, hat Staub und Sand, Hitze und Kälte, Technik-Kollapse und Irrfahrten als häufige Begleiter dabei – ein engmaschiges Team-Work bleibt da unverzichtbar.

Aber der Reihe nach: Bevor es alljährlich zu einer AOR-Tour von Oberstaufen aus losgeht, werden die Teilnehmer auf verschiedene Teams verteilt, jedes von ihnen fasst drei Autos und sechs Menschen. GPS ist nicht erlaubt, und man

darf keine Autobahnen benutzen. Unterwegs kommen die Teilnehmer mit verschiedenen sozialen und wohltätigen Projekten in Berührung. Im finalen Zielort Amman werden die altgedienten, hart erprobten, aber meist immer noch zuverlässigen Wagen verkauft, und das erwirtschaftete Geld kommt wohltätigen Zwecken zugute. 666 Teilnehmer in 333 Autos – und dazu noch einige Motorradfreaks – fuhr in diesem Frühjahr in Oberstaufen ab, überwand die Alpen gen Süden, querten den Balkan und erreichten die Türkei. Im Anschluss wurden die Wagen auf Fährschiffe in Iskanderun «verfrachtet», während Fahrer und Beifahrer sich rasch ins Flugzeug nach Israel setzten. Am 19. Mai 2014 begann der «israelische Part» der Tour. Für sein Gelingen sorgten unter anderen die Israelische Botschaft in Deutschland, die Gemeinderäte von Gilboa und des Jordan-Tals, die israelische Firma «Cross Country Motorsport Production» – welche die Logistik der Rallye managte –, und die (ebenfalls israelische) Firma Tiran, welche die Autos von Iskanderun per Fährschiff nach Haifa transportierte.



Die charmanten «Israel Rally Queens» auf der Strecke.

Eugene Veinard, ein bekannter israelischer Photojournalist, hat sich die AOR-Rallye schon mehrfach aus der Nähe angeschaut. Seine Spezialitäten sind Autotourismus und Autosport. Eugene gab seine Eindrücke im Interview exklusiv für die «Jüdische Rundschau» wieder.

Eugen, woher kam denn in diesem Jahr das Gros der aktiven Rallye-Teilnehmer?

Die meisten von ihnen waren Deutsche, Österreicher und Schweizer. Eines der Teams bestand aus Damen der Schöpfung, die allesamt eine doppelte Staatsbürgerschaft – israelisch und deutsch –, und sie fuhrten unter dem bezeichnenden Namen «Israel Rally Queens». Aufgefallen ist mir auch die bunt zusammen gewürfelte Berufsstruktur der Starter. Ich habe mich mit einigen Fahrern unterhalten, die schon seit langem in High Tech-Branchen arbeiten, andere sind einfach Kleinunternehmer oder Arbeiter. Es entwickeln sich bei der AOR aber keine Hierarchien und Statuskämpfe. Was verbindet, ist die Leidenschaft für den Autotourismus. In meinem Rallye-Album habe ich mir dazu erfreut notiert: «...eine riesige Welle der Freude, allgemeine Güte, in einigen Minuten schon fühlst du mit ihnen gemeinsam die innere Leichtigkeit, erhaben und glücklich.»

Viele der AOR-Aktiven verbringen übrigens nicht nur den jährlichen Urlaub zusammen, sondern gehen auch an anderen freien Tagen gemeinsam auf die Strecke. Und verblüfft war ich, wie gut die meisten Autos doch für diese Riesentour präpariert waren.

Es scheint so, alles hättest du in der Teamarbeit mit den Deutschen so gut wie nur positive Erfahrungen gemacht....

Ja, es waren durchweg sehr teamfähige Frauen und Männer, und deshalb schätze ich es umso mehr, mit ihnen die großen und kleine Abenteuer erlebt zu haben.

Welche Auto-Typen hatten denn bei der diesjährigen AOR Hochkonjunktur?

Es wurde ein ziemlicher Mix älterer Wagen von Audi, Mercedes und BMW gefahren. Aber bei diesen Marken wurden seinerzeit schon die ersten Klimakontrollsysteme eingebaut, was für die jetzige Tour natürlich ein großer Gewinn war.

Was macht eigentlich den ultimativen Kick bei solchen Rallyes wie der AOR aus?

Eine gute Frage, die kaum in zwei, drei Sätzen zu beantworten ist. Aber viele mögen wohl diese Art von motorisiertem Orientierungslauf. Für jeden Abschnitt der Rallye erhalten die Teams ihr sogenanntes «Road Book», und dazu noch die notwendige Legende. Darin sind natürlich auch die obligatorischen Wendepunkte, Haltestellen und Treffpunkte festgelegt. Der Wichtigste ist, die vorgeschriebene Tour ohne Fehler und

Wie populär sind solche Rallyes wie die AOR in Israel inzwischen?

«Cross Country Motorsport Production»



Fast 700 Deutsche tourten gleichzeitig durch die israelische Wüste.

organisiert mittlerweile viele öffentliche Wettkämpfe und Turniere, und das könnte den Effekt haben, dass sich langfristig noch mehr Leute interessieren als jene, die bei der AOR 2014 dabei waren.

Gab es bei der Rallye in Israel auch Kontakte mit nicht-jüdischen Gruppierungen?

Ja, sicher, und das gehört bei so einer Tour doch voll dazu. Zumindest sind die Rallye-Fahrer auch mit israelischen Arabern ins Gespräch gekommen.

Ist der israelisch-arabische Konflikt ein Thema bei der Tour gewesen?

Eigentlich nur insofern, ob ein eskalierender Nahostkonflikt die Sicherheit der Tour an sich in Frage gestellt hätte.

In Oberstaufen hat die Rallye mit einem gemeinsamen Gebet angefangen. In Israel hat sie Halt gemacht in Nazareth, in Bethlehem und Jerusalem. Eine ganze Reihe heiliger Plätze also. Wie groß ist der religiöse Teil der Rallye-Fahrer?

Ich denke, nicht besonders groß.

Gab es auch Rallye-Teilnehmer, die im israelischen Teil der Tour wegen Desorientierung «verloren gingen»?

Nein, das blieb uns dankenswerterweise erspart. Alle fuhrten nach Legende und folgten den vorgegebenen Regeln. Weil die deutschen Wagen vom Typ BMW und Mercedes einen Heckantrieb haben, kann man im freien Gelände sehr schöne Aufnahmen mitten im Staub und Sand machen, ebenso Auto-Rutsch-Effekte. In der passenden Natur kann das schon sehr reizvoll sein.

Wirkt es nicht ein bisschen seltsam, wenn 700 Deutsche in so trauter Einigkeit per Automobil plötzlich durch Israel touren?

Nein, ganz und gar nicht. Ich selbst liebe diese Art des Reisens am allermeisten, es ist ein wichtiger Teil meines Lebens. «Offroad»-Fahren ist bei der Rallye nicht untersagt. Du fährst aus Haifa um 10 Uhr ab, und um 15 Uhr ist dann ein wichtiger Treffpunkt aller Teams irgendwo am Toten Meer. Wie Du von 10.00 Uhr morgens bis 15.000 am Nachmittag vorankommst, bleibt aber völlig deine Reise, dein persönliches Abenteuer. Einfach phantastisch.

In den vergangenen beiden Jahren ist die Allgäu-Orient-Rallye nun durch Israel gegangen – vor allem auch, weil in Syrien der Bürgerkrieg tobt. Wird Israel auch langfristig ein Teil der AOR werden?

Das glaube sich schon. Die Teilnehmer lieben Israel und das professionelle Management hier. Aber natürlich hoffen wir alle, dass die syrische Gesellschaft bald wieder zur Ruhe kommt.

Eugene, besten Dank für dieses Interview!

«Der Negev wird sich entwickeln»

Der israelische Architekt Thomas M. Leitersdorf über sein Berufsleben, die Verdoppelung von Abidjan, das Projekt Ma'ale Adumim und das Verhältnis von Politik und Stadtplanung

Thomas M. Leitersdorf, Jahrgang 1937, wurde in der damaligen Tschechoslowakei geboren. Ein Jahr später wanderte seine Familie mit ihm nach Palästina aus. Er stammt aus einer Familie mit sehr kreativen Berufen: Der Vater war Architekt, die Mutter erfolgreiche Modedesignerin. Nach einem Studium der Architektur in London begann Thomas M. Leitersdorf schon in den 1960er Jahren an internationalen Bau- und Stadtplanungsvorhaben mitzuwirken, so beispielsweise an der Erweiterung der Hauptstadt der Elfenbeinküste, Abidjan. Zurück in Israel, war er bald auch an öffentlichen Bauvorhaben beteiligt. Eines seiner größten Projekte wurde die Planung der israelischen Stadt Ma'ale Adumim im Westjordanland, heute die dort größte jüdische Siedlung. Immer wieder folgten für Leitersdorf auch attraktive Herausforderungen im Ausland, so Wohnanlagen, touristische Infrastruktur und Hotels in den USA, Großbritannien, der Ukraine und der Tschechischen Republik. Ab 2005 war Thomas M. Leitersdorf an den Planungen für die Wiederansiedlung der aus dem Gaza-Streifen evakuierten jüdischen Siedler beteiligt. Bis heute ist er mit seinem eigenen Planungs- und Architekturbüro in Tel Aviv aktiv. Leitersdorf, ein freundlich und bescheiden auftretender Zeitgenosse, ist verheiratet und hat drei Kinder. Mit ihm sprach unser Mitarbeiter Martin JEHLE.

Herr Leitersdorf, Ihre assimilierte, bürgerliche Familie stammt ursprünglich aus Prag, schon Ihr Vater war dort als Architekt tätig. Gab es Ende der 1930er Jahre keine attraktiven Auswanderungsziele als das britische Mandatsgebiet Palästina...?

Das kann man wohl sagen. Mein Vater hatte auch zunächst Australien im Blick, er versuchte, dorthin eine berufliche Verbindung aufzubauen. Aber zunächst landeten wir wegen der sich verschlechternden Situation in Europa in Palästina. Dann brach in Europa der Krieg aus, und die Reisemöglichkeiten waren deshalb sehr eingeschränkt. So blieben wir in Palästina, da ja damals ein sehr unterentwickelter, primitiver Ort war. Mein Vater arbeitete wieder als Architekt und plante zum Beispiel mit den Briten Armee-Einrichtungen.

Und Ihre Mutter?

Auch sie blieb ihrem Beruf als Modedesignerin treu, auch wenn sich natürlich das Umfeld dafür völlig verändert hatte. Später war sie die erste Designerin in Israel, für die es eine Werkchau im Tel Aviv Museum gab.

Sie sind dann zunächst in Palästina und nach der Staatsgründung in Israel aufgewachsen. Wie ging es dann weiter?

Bis zum Alter von 15 Jahren lebte ich in Israel. Als Kind war ich recht anstrengend, für meine Mutter und in der Schule. Aber es gab einen Onkel, der im Zweiten Weltkrieg für Großbritannien in der Jüdischen Brigade gekämpft hatte und dann nach dem Krieg nach England gegangen war. Er empfahl meinen Eltern, mich in England auf ein Internat zu schicken. Nach der Schule, im Alter von 18 Jahren, hätte ich eigentlich nach Israel für den Militärdienst zurückkehren müssen. Aber meine Mutter riet mir, erst einmal mit dem Studium anzufangen. Und so begann ich, in London Architektur zu studieren. Nach einem Jahr ging ich dann aber nach Israel zum Militär. Im Anschluss daran kehrte ich nach England zurück, um das Architekturstudium fortzusetzen.

Wie ging es nach dem Abschluss weiter?

Ich begann für die für London und Umgebung zuständige Planungsbehörde zu arbeiten, die rund 500 Architekten und Ingenieure beschäftigte. Ein Jahr lang war ich an der Planung von neuen Städten und Vororten des wachsenden Ballungsraums London beteiligt. So kam ich in Berührung mit der Projektierung von größeren, komplexen urbanen Einheiten. Das war zu dieser Zeit, soweit ich weiß, noch einmalig in Europa und für mich natürlich sehr lehrreich. Nach einem Jahr ging ich dennoch zurück nach Israel ...

... um den jungen Staat, in dem es seinerzeit doch auch sehr viele Projekte gegeben hat, gleich wieder zu verlassen?

Ja, sicher hätte es in Israel auch spannende Aufgaben gegeben. Aber ich erhielt plötzlich die Gelegenheit, für ein Jahr in Los Angeles im Büro von William Pereira zu arbeiten. Pereira war damals ein bekannter Architekt. Sein Büro war unter anderem darin spezialisiert, weltweit Universitäten und touristische Projekte zu planen. In seinem Team kam ich auch zur Mit-Planung einer «Afrikanischen Rivera», bei dem die Größe der damaligen Hauptstadt der Elfenbeinküste, Abidjan, verdoppelt wurde. Das war ein riesiges Vorhaben – eine komplett neue Stadt von Grund auf zu planen und zu bauen! Straßen, Wohnge-



Architekt Thomas M. Leitersdorf in seinem Tel Aviver Büro.

bierte, Flughafen, einfach alles. Vorher war Abidjan in etwa das «Paris Afrikas» – wegen der kolonialen Vergangenheit Frankreichs dort. Jetzt erhielt die Stadt eine neue, zweite Hälfte.

Während des Projekts bot mir William Pereira an, Partner seines Büros zu werden. Er war gerade dabei, einen Standort in New York zu eröffnen. Das war für mich natürlich eine fantastische Chance. Ich wusste aber, wenn ich dieses Angebot annehme, würde ich nicht mehr dauerhaft nach Israel zurückkehren. Nach zwei schwierigen Wochen des Nachdenkens entschied ich mich aber genau dafür. Das war 1966. Wir kamen dann überein, dass wir das Projekt in Abidjan dennoch weiterführen, ich meinerseits von Israel aus. Wir waren gerade mittendrin in der Erstellung des Masterplans für die Erweiterung der Stadt. Mit diesem Projekt begann ich also mein eigenes Büro in Tel Aviv aufzubauen. Israelis in Afrika, auch in der Elfenbeinküste, waren seinerzeit keine Seltenheit. Nachdem der Masterplan fertig war, bat mich die Regierung auch die detaillierten Pläne zu entwerfen – also Hotels, Golfplätze und weiteres. Am Ende war ich gut zehn Jahre mit der Elfenbeinküste persönlich und beruflich verbunden.

Und dann kamen die öffentlichen Bauvorhaben in Israel und im Westjordanland...

Das war etwas kurios: Auf einer Konferenz in Turin fragte mich ein Mitarbeiter des israelischen Tourismus-Ministeriums, ob ich Interesse hätte, einen Masterplan für die Entwicklung der touristischen Infrastruktur Israels zu erstellen. Ich sagte zu, und während ich damit beschäftigt war, meldete sich der Wohnungsbauminister Israels bei mir. Er erwähnte die Siedlungen, die damals in vielen kleinen Einheiten hier und da entstanden. Der Minister kam darauf zu sprechen, dass man nun auch nach kompakterer Infrastruktur strebe. Orte für einige Zehntausend Menschen, nicht für 15 Leute auf einem Hügel. So kam ich dazu, Ma'ale Adumim zu planen, das heute zu den großen Siedlungsblöcken gehört.

Wie lief das damals genau ab, und welche Erwägungen waren maßgeblich?

Ma'ale Adumim befindet sich an der historischen Strecke von Tel Aviv, Jerusalem, Jericho und Amman – eine Ost-West-Verbindung. Der politische Gedanke zur damaligen Zeit war, den Raum entlang dieser Route zu entwickeln. Das Konzept dahinter war, auch wenn es sich später als falsch herausgestellt hat oder zumindest kontrovers diskutiert wird, dass, je mehr Entwicklung es in diesem Raum gibt, das einmal umso mehr ein Argument sein wird, wenn im Rahmen einer Friedensregelung die endgültigen Grenzen zwischen Israel und den Palästinensern festgelegt werden. Heute kann man es sich einfach machen und dieses Konzept für dumm halten. Aber es war eben das politische Denken der damaligen Zeit. Es gab den sogenannten Allon-Plan, benannt nach dem israelischen Minister Jigal Allon von der Arbeitspartei.

Nach diesem Plan sollte das Westjordanland in bestimmten Gegenden von Israelis besiedelt werden. Ma'ale Adumim sollte ursprünglich als große Siedlung in der Nähe von Jericho gebaut werden. Aber ich hielt diesen Standort für zu entlegen und hatte Zweifel, ob man genügend Leute gewinnen könnte, dort hinzuziehen.

Wie wurde dann eigentlich entschieden?

Es gab eine Regierungsentscheidung für den Standort in der Nähe von Jericho, und in vier Monaten sollte Baubeginn sein. Also schlug ich vor, zwei alternative Pläne vorzubereiten: Einen für den von der Regierung bevorzugten Standort, einen für den von mir ausgesuchten Standort in der Nähe von Jerusalem. Auf dieser Grundlage sollte dann entschieden werden. Ich stellte nur eine Bedingung: Ich wollte genügend Fachleute verschiedener Richtungen – vor allem Ökonomen und Ingenieure. Ich wollte nicht politisch argumentieren, sondern ausschließlich unter Planungsgesichtspunkten. Schließlich präsentierten wir dem Wohnungsbauminister beide Pläne. Der wollte aber nicht alleine entscheiden, sondern bezog andere Minister mit ein, unter anderem Ariel Scharon, der damals Verteidigungsminister war. Besonders Scharon wollte genau wissen, wo die Vorteile

für eine Stadt in der Nähe von Jerusalem liegen. Ich sagte ihm, dass dieser Standort eine Entwicklungsperspektive habe, während die Stadt, wenn bei Jericho gebaut würde, ein Punkt auf der Landkarte bliebe. Das überzeugte offenbar Scharon. Ohne einen der anderen anwesenden Minister zu fragen, entschied er, dass die Stadt dort gebaut werden sollte.

Es ging dann sehr schnell los, und für einen jungen Architekten wie mich wurde ein Traum wahr.

Haben Sie sich dabei als einen Pionier gesehen, der Israels Grenzen erweitert?

Nein, ich habe mich nur als Architekt betrachtet, der eine große Möglichkeit erhielt. Als Architekten und Stadtplaner werden wir ja für das Denken und Planen bezahlt.

Also hat sie die Politik weniger interessiert?

Nun, meine Arbeit war es, eine Stadt zu planen, so gut wie möglich. Ohne Rücksicht auf politische Aspekte. Der Standort in der Nähe von Jericho gefiel mir aus fachlicher Sicht überhaupt nicht, nicht aus politischen Gründen. Wenn man bessere Alternativen hat, muss man diese in Betracht ziehen. So war es. Stadtplanung und Politik funktionieren nicht immer zusammen. Man sollte prinzipiell berücksichtigen, eine Stadt so zu planen, dass die Einwohner dort dann auch entsprechende Lebensqualität vorfinden können.

Die Siedlungen im Westjordanland erscheinen oft im wortwörtlichen Sinne wie Blöcke, «Gushim». Ästhetisch ist das nicht unbedingt so ansehnlich.

Der Grund dafür liegt darin, dass es in diesen Siedlungen nicht unbedingt die Forderung nach anspruchsvoller Architektur gibt. Die Regierung weist die Wohneinheiten aus, und dann wird eben recht funktional gebaut. Mit dem von Ihnen beschriebenen Ergebnis. Gewöhnlich ist aus Sicht der Regierung die Anzahl der Wohnungen wichtiger als die Architektur. Und dann spielen natürlich die Kosten noch eine Rolle. Bessere Architektur hat auch einen höheren Preis. Die Leute, die dort einziehen, könnten sich das oft ohnehin kaum leisten. Bei subventionierten Projekten treten Architektur und Stadtplanung häufig ein Stück in den Hintergrund.

Und das, obwohl doch Israel ein großartiges Architektur-Erbe hat, wenn man zum Beispiel an die Bauhaus-Architektur in Tel Aviv denkt. Viele jüdische Architekten kamen in den 1930er Jahren aus Europa. Die Baukultur in den Siedlungen wirkt dazu reichlich kontrastiv.

Ja, aber das hat auch viel mit der Geschichte zu tun. Auch vor der Staatsgründung waren Ansiedlungen von Juden, umso weiter sie sich in der Peripherie zu Tel Aviv oder Jerusalem befanden, heftigen Angriffen ausgesetzt. Das erforderte einfach einen kompakten, simplen, block-artigen Baustil, der auch die Verteidigungsfähigkeit im Auge hatte. Diesen Charakter haben die Siedlungen im Westjordanland bis heute nicht verloren.

Wie sehen Sie die Perspektiven für eine stärkere Besiedlung der Negev-Wüste, was ja die Vision von Staatsgründer David Ben-Gurion war?

Unabhängig davon, ob man in Israel oder in Deutschland Stadtplanung betreibt: Wenn man in entlegenen Gegenden erfolgreich Städte aufbauen will, müssen auch Bildungseinrichtungen, Arbeitsplätze und der infrastrukturelle Zugang, vor allem auch Straßen, vorhanden sein. Der Negev wird sich in diesem Sinne entwickeln, da bin ich sicher. Aber die Regierung muss dafür noch weitere Voraussetzungen schaffen.

«Wir gründen auch Hochschulgruppen»

Der Vorsitzende der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, Reinhold Robbe, über Solidarität in der Krise, Nachwuchsarbeit, die deutschen Medien und anstehende Jubiläen

Herr Robbe, die Entführung der drei israelischen Jugendlichen Eyal Yifrach (19) aus Elad, Gilad Sha'er (16) aus Talmon und Naf-tali Frenkel (16) aus Nof Ayalon schockt nicht nur Israel, sondern auch viele Menschen in Deutschland. Was gibt es in Ihren Augen für Möglichkeiten, für die Jungen und ihre Familien aktiv zu werden?

Die Entführung der unschuldigen und wehrlosen Schüler ist an Niedertracht nicht zu überbieten. Eltern in aller Welt können jetzt am besten die Ängste und schlimmen Qualen der Familien nachempfinden. Jeder kann zunächst einmal deutlich nach außen Solidarität zeigen mit den entführten Schülern und deren Angehörigen. Dieser moralische Beistand ist wichtig für die Betroffenen und für die Menschen in Israel. «Bring-back-our-Boys» ist zum Beispiel solch eine ausgezeichnete Aktion, die jeder mittragen kann. Gerade wir in Deutschland sollten bei dieser Gelegenheit wieder einmal zeigen, dass wir mit den Israelis ein einzigartiges Verhältnis pflegen. Das sollte gerade jetzt bewiesen werden. Unabhängig davon unterstützt die Bundesregierung mit den Sicherheitsinstitutionen alle politischen und diplomatischen Möglichkeiten, um die Schüler gesund zu ihren Eltern zurückzubringen.

Aus dem 2005 von der israelischen Armee und den Siedlern geräumten Gaza-Streifen kommt es wieder zu vermehrtem Raketenbeschuss auf Israel. Sehen Sie dahinter gezielte Provokationen, um die Situation eskalieren zu lassen?

Es ist erwiesen, dass die radikale Hamas die Angriffe auf israelische Städte und Dörfer zu verantworten hat. Unterstützt wird sie dabei insbesondere von Syrien und dem Iran. Und natürlich steckt dahinter auch eine Strategie, nämlich Angst und Schrecken in der israelischen Zivilbevölkerung zu verbreiten und Friedensprozesse zu stören. Die Terroristen haben nun mal kein Interesse an friedlichen Entwicklungen.

Nicht nur um Israel herum, sondern fast im ganzen Mittleren Osten – und nicht nur dort – ist die politische und strategische Lage recht unübersichtlich geworden. Neue Bündnisse entstehen, alte verlieren an Bedeutung. Haben Sie den Eindruck, dass sich die Bindungen zwischen Deutschland und Israel lockern?

Wenn wir uns die Gesamtsituation betrachten, dann gehört Deutschland zu den Staaten, die neben den USA die intensivsten Beziehungen zu Israel pflegen. Daran ändern auch die von Ihnen beschriebenen Verwerfungen durch Kriege und Konflikte nichts. Nur mit Israel haben wir ein «einzigartiges Verhältnis»; diese Tatsache wird im Prinzip auch von keinem relevanten deutschen Politiker in Frage gestellt. Trotzdem zeigen die Verwerfungen insbesondere in Syrien und im Irak, aber auch die zunehmende Destabilisierung in Ägypten und Jordanien ihre negative Wirkung in der deutschen Gesellschaft. Deshalb ist es Aufgabe der politisch Verantwortlichen bei uns, die wahren Ursachen und Hintergründe dieser Konflikte deutlich zu machen und gleichzeitig zu erklären, weshalb Israels Sicherheit Teil der deutschen Staatsräson ist.

Wie objektiv berichten Ihrer Meinung nach die deutschen Medien über Israel?

Es geht nach meiner Auffassung nicht um die Frage, wie objektiv deutsche Medien berichten. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, berichten die seriösen Medien

durchweg ausgewogen. Was ich beklage, ist eine Abnahme von journalistischer Qualität, wenn es um Israel und um die Lage im Nahen Osten geht. Nicht selten übernehmen die deutschen Medien recht oberflächliche Agentur-Nachrichten. Nur die großen Zeitungen und Fernsehsender leisten sich eigene Korrespondenten vor Ort, die auch ausführlich und häufig über Israel berichten. Leider lesen nicht alle die «Welt», die «Süddeutsche» oder die «Frankfurter Allgemeine Zeitung». Skandalös finde ich vielmehr das Verhalten der öffentlich-rechtlichen Sender, die anspruchsvollen Dokumentationen und Berichte über Israel erst sehr spät, nicht selten nach Mitternacht ausstrahlen. Ich frage mich, wie das mit dem Informations- und Bildungsauftrag von ARD und ZDF zu vereinbaren ist.

Die DIG wird in zwei Jahren «50 Jahre alt», seit vier Jahren wird Sie von Ihnen geführt. Was hat Sie persönlich motiviert, diesen gewiss nicht einfachen Job – zusätzlich zu Ihren politischen Aufgaben und Verpflichtungen – zu übernehmen?

Die deutsch-israelische Freundschaft ist für mich ein echtes Herzensanliegen und ist auch eine wichtige Säule meiner politischen und



DIG-Vorsitzender Reinhold Robbe überreicht dem langjährigen israelischen Präsidenten Shimon Peres die Ernst-Cramer-Medaille für seine besonderen Verdienste um die deutsch-israelischen Beziehungen, Mai 2014.

christlichen Grundüberzeugungen. Ich war immer der festen Überzeugung, dass sich für uns Deutsche zwar keine Kollektivschuld für die Verbrechen der Nazis, wohl aber eine gemeinsame Verantwortung aus dem Holocaust ergibt. Und diese besondere Verantwortung beziehe ich einmal auf die Juden in Deutschland und in der Welt und zum anderen auf den Staat Israel – mit allen seinen schwierigen und komplizierten Rahmenbedingungen. Nach mehr als 40 Jahren Engagement in der deutsch-israelischen Zusammenarbeit kann ich für mich sagen, dass diese Arbeit zu einer Kernaufgabe für mich geworden ist. Heute sehe ich meine wichtigste Aufgabe darin, die einzigartigen Beziehungen mit Israel auf die kommenden Generationen zu übertragen. Die Deutsch-Israelische Gesellschaft kann hierbei so etwas sein wie ein «Transmissionsriemen».

Die DIG zählt heute deutschlandweit knapp 5.000 Mitglieder in mehr als 50 regionalen Arbeitsgemeinschaften. Würden Sie sagen, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen im Besonderen vertreten sind, zum Beispiel Christen, Theologen, Politikwissenschaftler oder auch Künstler?

Wenn das so wäre, dann müssten wir uns den Vorwurf gefallen lassen, abgehoben und elitär zu sein. Nein, wenngleich der Anteil von politischen Mandatsträgern, Theologen und

anderen akademischen Berufen ganz ordentlich ist bei uns, so sind wir trotzdem mit Blick auf die Gesamtheit unserer Mitgliedschaft ein Spiegelbild der Gesellschaft. Dies gilt übrigens auch hinsichtlich der Altersstruktur. Unser Ziel ist es, mehr junge Menschen für unsere DIG zu gewinnen. Jahr für Jahr fahren rund tausend junge Leute für längere Zeit nach Israel, um dort zu arbeiten, zu studieren oder einen freiwilligen Dienst zu verrichten. Gerade diese jungen Israel-Freunde sollten wissen, dass die DIG für sie ein Netzwerk sein will, das ihnen eine Plattform bietet für die Pflege der Freundschaft, aber genau so für berufliche oder kulturelle Interessen. Auf diesem Feld werden wir uns neu aufstellen und insbesondere die Möglichkeiten des Internets offensiv nutzen.

Wie fasst die DIG Fuß unter deutschen Studenten, d.h., den hiesigen Eliten von morgen?

Seit ein paar Jahren haben wir damit begonnen, Hochschulgruppen zu gründen. Wir wollen dies jetzt konsequent verfolgen. Es muss nach unserer Auffassung gelingen, in allen Hochschulstandorten, die Theologie, Judaistik oder hebräische Sprachwissenschaften anbieten, auch eine Hochschulgruppe unserer

Zeit und vieles mehr für die deutsch-israelische Freundschaft zur Verfügung stellen. Diese Arbeit steht ganz oben an. Und diese Arbeit ist vielfältig. Da gibt es eine breite Palette von Aktivitäten, zu denen regelmäßige Israel-Reisen und die Pflege von Partnerschaften ebenso zählen, wie Vortragsveranstaltungen, Autorenlesungen und Ausstellungen. Wenn Sie nach den zentralen Projekten fragen, dann steht für uns das Jubiläumsjahr 2015 im Mittelpunkt. Fünfzig Jahre diplomatische Beziehungen mit Israel sind für uns als DIG Anlass, eine große Wanderausstellung zu erstellen. Wir werden diese in zehn verschiedenen Orten in der Bundesrepublik zeigen und mit Rahmenveranstaltungen, wie Diskussionen und Filmdarstellungen verbinden. Eine zweite Version dieser Ausstellung wird in Kooperation mit dem Goethe-Institut in Israel in verschiedenen Städten gezeigt. Daneben arbeiten wir an einem Deutsch-Israelischen Filmfestival für 2015. Und wir sind Kooperationspartner des Bundesumwelt- und Bauministeriums für ein – wie ich finde – großartiges Projekt, mit dem die Restaurierung und Renovierung der etwa 4000 Objekte im sogenannten Bauhaus-Viertel von Tel Aviv von der Bundesregierung unterstützt werden soll.

Das Günther-Grass-Gedicht «Was gesagt werden muss» und diverse Kommentare von Jakob Augstein haben während der letzten Jahre die Diskussion befördert, ob sich in Deutschland so etwas wie ein intellektueller, «gebildeter» anti-israelischer Antisemitismus herausbildet. Was ist Ihre Meinung dazu?

Verzeihen Sie mir bitte, wenn ich Ihnen hier widerspreche; der gebildete Antisemitismus, der oft einher geht mit antiisraelischen oder auch antiamerikanischen Vorurteilen, ist ein Widerspruch in sich. Antisemitismus erwächst aus Dummheit, Ignoranz und Intoleranz. Hier schließe ich mich in jeder Hinsicht der Bewertung des von mir hochgeachteten und leider viel zu früh verstorbenen Feuilletonchefs der FAZ, Frank Schirrmacher, an. Dieser vollkommen unverdächtige und kluge Publizist hat die antisemitischen Entgleisungen von Martin Walser und Günther Grass mit deutlichen Worten verurteilt. Schirrmacher nannte das Grass-Gedicht ein «Machwerk des Ressentiments» und brandmarkte Martin Walser wegen dessen «antisemitischen Repertoires». Und Jakob Augstein sollte endlich einmal schlüssig darlegen, weshalb er kein Antisemit ist. Trotz dieser negativen Beispiele will ich nicht alle Israel-kritischen Intellektuellen über einen Kamm scheren. Was wir aber brauchen, ist ein gesellschaftlicher Diskurs über unser deutsches Verhältnis zu Israel. Sonntagsreden reichen hier leider nicht aus. Wenn die Kanzlerin lobenswerterweise sagt, Israels Sicherheit sei Teil der deutschen Staatsräson, dann bildet sich diese Grundüberzeugung noch keineswegs in den Meinungsumfragen ab. Und diesen Widerspruch gilt es aufzulösen. Das darf aber nicht nur Aufgabe der Politiker, der DIG oder der Jüdischen Gemeinschaft sein, sondern das müssen wir als gesellschaftliche Aufgabe begreifen. Hier stehen alle in der Pflicht; auch die Kirchen und Gewerkschaften ebenso wie Wirtschafts- und Wissenschaftseinrichtungen.

Das Gespräch führte Axel FRITSCHKE

Weitere Informationen zur DIG:
www.deutsch-israelische-gesellschaft.de

Der Jahrhundertmann

Marko Max Feingold, Präsident der Jüdischen Gemeinde Salzburg, ist 101 Jahre alt. Er hält immer noch Zeitzeugen-Vorträge und kämpft beherzt gegen Antisemitismus. Die Mozartstadt stiftete ihm nun einen eigenen Preis

Von Heike LINDE-LEMBKE

Er ist ein Mann des vergangenen Jahrhunderts. Und des jetzigen. Wache Augen, humorvoller Blick, Figur und Haltung signalisieren Stärke und gleichzeitig eine unverbrüchliche Liebe zu den Menschen. Marko Max Feingold sitzt hinter seinem Schreibtisch und erzählt - engagiert und amüsiert, selbstironisch und sarkastisch, aber auch zornig. Ende Mai wurde der Präsident der Jüdischen Gemeinde Salzburg 101 Jahre alt. «Auf die Frage eines Bischofs, wie ich denn so alt und gleichzeitig so fit und gesund bin, habe ich ihm geantwortet, er solle sich eine junge Frau nehmen», sagt Feingold und schmunzelt

geschrieben habe. In einem zweiten Brief vom Täter erfuhr er, dass der Untersuchungsrichter nachsichtig gewesen sei. Er, Feingold, habe ihm dann sogar Arbeit verschafft, doch der Täter driftete wieder in die Nazi-Szene ab.

«In Wien wurde ein Forum für Antisemitismus gegründet, in dem solche Vorfälle gesammelt werden. Seitdem stehe ich mit dem Forum in reger Verbindung», sagt Feingold. So könne jeder, der wissen wolle, wie es um den Antisemitismus in Salzburg steht, dort nachfragen, und niemand könne mehr behaupten, er habe nichts gewusst.

Geschürt würde der Antisemitismus in Österreich auch, weil vor zehn Jahren die Sym-

bat kann gemeinsam nicht gehalten werden - zu spät, im Winter zu dunkel für die alten Menschen der Gemeinde. «Fünf bis sechs Leute kommen an Feiertagen zusammen, einen Rabbiner haben wir nicht, aber einen jungen Kantor», sagt Hanna Feingold, bedauert aber, dass dadurch nicht einmal eine der vier Thorarollen aus dem Thoraschrank genommen werden darf. 100 Jahre sind sie alt, prachtvoll sind sie.

Gäbe es eine Chance, die Gemeinde durch jüdische Zuwanderung neu zu beleben? Ähnlich, wie dies in Deutschland seit den 1990er Jahren geschehen ist? «In Österreich gibt es keine Kontingent-Flüchtlinge, hier wurde niemand aufgenommen», sagt das Ehepaar,



Heike Linde-Lembke

Marko Max Feingold und seine Ehefrau Hanna halten das kleine Leben in der Jüdischen Gemeinde Salzburg zusammen.

wie ein Lausub. Nach dem Tod seiner Ehefrau heiratete er ein zweites Mal. Seine zweite Ehefrau Hanna ist 34 Jahre jünger als er.

Marko Max Feingold scherzt gern. Doch wenn er vom Antisemitismus in seiner Stadt erzählt, wird der humorvolle Mann sehr ernst. Beispielsweise, wenn er von den mehr als 200 antisemitischen Anschlägen in den letzten acht Monaten in der Stadt erzählt, davon, dass die blauen Davidsterne am Eingang der Synagoge gelb beschmiert wurden. Dass die Sprechanlage verklebt wurde. Dass Stolpersteine mit schwarzer und roter Farbe übergossen und überall in der Stadt Nazi-Symbole und Horst-Wessel-Hymnen gesprüht wurden, sogar offen sichtbar am Festspielhaus, am Landestheater. Und dass sich niemand darum schere in der berühmten Festspiel-Stadt.

«Salzburg ist geblieben, was es immer war, ein Nazi-Nest», sagt Marko Feingold. Erfreut erwähnt er aber auch, dass 180 Menschen gegen den Nazi-Terror protestierten, als die Gegensprechanlage der Synagoge demoliert wurde. Trocken stellt er zugleich fest, dass Salzburg mehr als 180.000 Einwohner hat. Einen der Neonazis hatte die Polizei gefasst, er gestand und ging in Haft. Aus der Zelle habe der Täter ihm geschrieben, einen netten Brief, fehlerfrei. Feingold vermutet, dass dahinter der Rechtsanwalt des Täters stand, um durch die schriftliche Reue eine Haftverkürzung zu erreichen. Der Täter wurde schließlich in einer Fördereinrichtung untergebracht, was ihn in seiner Annahme bestärkt, dass der Rechtsanwalt den Brief

pathien der Österreicher über Nacht zu den Palästinensern wechselten, was die Judenfeindschaft abermals verstärkt habe. Gleichwohl ist Feingold der Meinung, dass der Staat Israel kritisiert werden dürfe. Wie jeder andere Staat eben auch.

Die Synagoge, eine 1901 erbaute, langgestreckte, weiße Villa in harmonischen Proportionen mit hohen Fenstern, steht in einem Park mit alten Akazienbäumen. Doch schon die Stele auf dem Rasen bricht die Idylle, ein scharf kantig geschnittener Stein, eine Skulptur mit der Inschrift: «Niemals vergessen, Kristallnacht 10. November 1938». Die Synagoge und der jüdische Friedhof wurden geschändet, die Salzburger Juden diffamiert, verfolgt, ermordet, vertrieben. Nach Kriegsende 1945 befanden sich Tausende Juden in Salzburg, auf der Durchreise durch ein desorientiertes Europa. Die meisten suchten in den Metropolen ihr Glück, in Amsterdam und New York, Paris, London - oder in Israel. Tausenden half Max Feingold damals, mit der Untergrund-Organisation «Bricha» illegal über die Alpen nach Palästina zu reisen.

Und heute? «Die Jüdische Gemeinde Salzburg hat keine Zukunft, wir sterben aus», sagt Feingold sachlich. Derzeit zähle die Gemeinde nur noch 30 Mitglieder. «Die jungen Leute sehen hier keine Zukunft, sind ausgewandert, sie wollten sich frei bewegen, frei und erfolgreich arbeiten», sagt Hanna Feingold. «Für einen Minyan fehlen uns die Männer, doch wir treffen uns am Sonnabendmorgen zum Shabbat-Gebet», sagt Marko Feingold. Der Erev Shab-

und jetzt schleicht sich doch ein leiser, bitterer Unterton ein. Ein jüdischer Russe kam einmal vorbei, ein Arzt, sie haben ihm geholfen. Doch die Stadt Salzburg habe es verstanden, ihm alle Steine in den Weg zu legen, die es gibt. «Wir



Heike Linde-Lembke

Die Salzburger Synagoge an der Lasserstraße wurde 1901 erbaut und ist eine langgestreckte weiße Villa mit bodentiefen Fenstern in einem kleinen Park.

mussten ihn als Seelsorger einstellen, obwohl es im Judentum gar keine Seelsorger gibt», sagt Marko Feingold und lächelt grimmig amüsiert. Nach drei Jahren dachten sie, sie hätten es geschafft, doch dann kam von der Stadt wieder ein Einwand, und der Arzt musste als Küchenhilfe arbeiten. «Sie wollten ihn einfach nicht», sagt Marko Feingold. Er aber war hartnäckig, und jetzt arbeitet der jüdische Russe am Landeskrankenhaus in seinem Beruf.

Derzeit kämpfen Feingold und seine Frau für die Umbenennung von Straßennamen. Beispielsweise für Stefan Zweig, der in Salzburg viele seiner Werke geschrieben habe. «Wir wollen für ihn ein Denkmal, einen Platz», sagt Hanna Feingold. Das gleiche gelte für Max Reinhardt. Präsent sei im Stadtbild bisher aber eher der Bildhauer Josef Thorak, einer der populärsten Bildhauer in der NS-Zeit, beispielsweise mit einem Ehrengrab an der Kirche St. Peter, sein Haus steht unter Denkmalschutz.

Und das 101jährige Leben des Marko Max Feingold? «Wer einmal gestorben ist, dem tut nichts mehr weh», soll er einmal gesagt haben. Feingold ist viele Male geflüchtet. Geboren wurde er in Neusohl, in der heutigen Slowakei. Zur Schule ging er in Wien, lernte Kaufmann, war Handelsangestellter im In- und Ausland. Von 1932 bis 1938 lebte er in Italien. Im April 1938, nach dem Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland, wurde Feingold in Wien erst verhaftet, dann abgeschoben. Er floh in die Tschechoslowakei, wurde in Prag gleich wieder inhaftiert. Die tschechische Polizei brachte ihn zur deutschen Botschaft, die nahm ihm alle Ausweise ab. Nun war er staatenlos und wurde bei Nacht nach Polen abgeschoben. In der Haft lernte er Ganoven kennen, die wussten, wo es Ausweispapiere gibt. Die wiederum waren so gut, dass das polnische Militär ihn zum Wehrdienst einziehen wollte. Weglaufen wäre Desertion gewesen. Doch er wurde zurück gestellt vom Militärdienst. Wieder in Prag, verhaftete ihn die Gestapo am 6. Mai 1939. Er kam in mehrere Konzentrationslager, Auschwitz, Dachau, Neuengamme, Buchenwald. Am 11. April 1945 wurde er im KZ Buchenwald von den Amerikanern befreit. Im Mai 1945 kehrte er nach Österreich zurück, und seitdem lebt er in Salzburg.

«Obwohl - als gläubiger Jude kannst du hier nicht leben, keine koscheren Geschäfte, kein koscheres Restaurant», sagt Feingold. Zeitweilig zog er daher nach Wien, arbeitete für Israel. Er selbst sei nicht gläubig und könne daher gut in Salzburg leben, «Ich habe alle Auszeichnungen dieser Stadt», sagt er und lacht. Denn der Mozartstadt blieb gar nichts anderes übrig, als den 101-Jährigen aufgrund seiner vielen Verdienste in der Erinnerungsarbeit regelmäßig auszuzeichnen. Immer wieder hält er Vorträge vor Schülerinnen und Schülern, und einmal im Jahr führt er Schülergruppen durch die KZ-Gedenkstätte Auschwitz.

Zu seinem 100. Geburtstag richtete ihm die Stadt in der Residenz ein Fest aus, mit Militärmusik und allen Ehren. Für ihn wurde ein Feingold-Preis gestiftet, dotiert mit 4500 Euro. Und im Jüdischen Institut, der Salzburger Universität angeschlossen, wurde die Bibliothek nach ihm benannt. Seinen 101. Geburtstag, den feierte Marko Max Feingold mit seiner Ehefrau Hanna. Ohne seine Geschwister. Denn die blieben in Auschwitz.

«Die Jugend als Kraft und Zukunft»

Ein Gespräch mit viel Chutzpe: Ever Motaev und Michael Krebs-Cerubi über jüdische Tradition und die Zukunft des jüdischen sefardisch-bucharischen Zentrums Deutschland in Hannover

Von Monty-Maximilian A. OTT

Ein kurzes, freundliches Telefonat mit Ever Motaev, und dann mache ich mich auf in den Hannoveraner Stadtteil Ricklingen. Hier finde ich ein graues Gebäude mit einer großen Fensterfront, es ist das Haus des Traumes und der Hoffnung, das jüdische sefardisch-bucharische Zentrum Deutschlands. Ein geschichtsträchtiger Ort, hat sich doch im Jahr 2002 in Hannover das erste Mal in der Geschichte Deutschlands eine sefardisch-bucharische Gemeinde gegründet und registriert. Vor zwölf Jahren hatten sich die aus Kirgisien, Buchara, Samarkand und Schachrizabs stammenden Familien Davydov, Gavrilov und Motaev zusammengeschlossen, um ihre Zukunft selbst zu gestalten. Heute zählt ihre Gemeinde über 300 Mitglieder und ist somit die größte bucharische Gemeinde in Deutschland.

Auf dem Parkplatz treffe ich Vorstandsmitglied Ever Motaev, und wir gelangen auf das Grundstück, in dessen Garten ein paar Hasen spielen. Trotz der nahegelegenen Straße mit hohem Verkehrsaufkommen ist es äußerst ruhig. Mit freundlichem Lächeln eilt uns bereits Michael Krebs-Cerubi entgegen und wir betreten zusammen das Zentrum.

Einst waren diese Räumlichkeiten Teil der Maria-Magdalenen-Kirche der evangelischen

die Umbauten der ehemaligen Kirche und des dazugehörigen mehrstöckigen Wohnhauses inklusive Pfarrhaus fast abgeschlossen. «5085 Quadratmeter», lacht Michael Krebs-Cerubi, «und ich bestehe auf jeden Einzelnen!».

Eine der ersten Stationen dieser Gemeinde war die Synagoge Haeckelstraße, wo sie bis 2008 untergekommen waren. Doch war es den Gemeindegliedern, sowie dem damaligen Vorstand, immer ein Bedürfnis, dass Sie einen Raum schaffen, wo der eigene Nussach gebetet werden kann. Zunächst zog man in ein ehemaliges koreanisches Restaurant auf der Göttinger Chaussee um, allerdings herrschte dann auch hier bald Platzmangel.

«Haus des Traumes und der Hoffnung»

In der Gemeinde herrscht viel Lebendigkeit, was vielleicht auch daran liegen mag, dass im Mittelpunkt des Gemeindelebens im Zentrum Kinderliebe und Kinderfreude stehen. Da ist es kaum verwunderlich, dass bedingt durch Hochzeiten und Geburten die Gemeinde einen schnellen Zuwachs zu verzeichnen hat. Seit ihrem Bestehen ist die Gemeinde von Anfangs ca. 100 Mitgliedern auf inzwischen über 300 Mitglieder angewachsen. Ever Motaev erklärt, dass man ein Umfeld schaffen musste, dass sich in der Zukunft erweitern ließe.

klärte uns, dass es für eine kleine Gemeinde einfach nicht möglich sei einen Rabbiner zu finanzieren. Wenn wir allerdings eine überregionale Tätigkeit ausüben sollten, so würde sich das ändern», erinnert sich Michael Krebs-Cerubi. «Wir wollten für die 1200 in Deutschland registrierten Buchari eine Heimat schaffen, und gleichermaßen öffneten sich damit die Tore für einen Rabbiner.»

Für ein Vorhaben in dieser Größenordnung musste allerdings erst eine geeignete Unterkunft gefunden werden. Ein Neubau sei nicht möglich, gab Kramer zu bedenken, doch könnten Schulen, Kirchen oder Kindergärten auf ihre Zweckmäßigkeit geprüft werden. Schließlich kam die verlassene Maria-Magdalenen-Kirche als Option ins Gespräch. Kein einfaches Unterfangen, mussten doch erst drei Rabbiner bestätigen, dass der Einzug gegen keine Grundsätze der jüdischen Tradition verstoße. Andererseits stellte eine solche Lösung in Hannover auch schon kein Unikum mehr dar: Im Jahr 2007 war bereits die aufgegebene Gustav-Adolf-Kirche der liberalen Gemeinde «Etz Chaim» veräußert worden, die zu einem modernen jüdischen Gemeindezentrum mit Synagoge umbaute.

Um das «Haus des Traumes und der Hoffnung» Wirklichkeit werden zu lassen, brauchte es ein Höchstmaß an Planung und einer soliden Finanzierungsgrundlage. Folglich trat man damals in Verhandlung mit Banken und musste eine ganze Menge an Eigenkapital aufbringen, bedenkt man doch, dass allein Kauf und Sanierungsmaßnahmen eine Summe von einer Millionen Euro verschlangen. Doch das Engagement lohnte sich, und die beteiligten Familien konnten sogar 25 Prozent des Aufwandes, also 250.000 Euro, als Eigenleistung aufbringen.

Inzwischen ist die Gemeinde Realität geworden – mit viel Platz und viel Zukunft. Zwar gibt es bisher keine eigene Mikwe, doch auch das soll sich schnell ändern. Michael Krebs-Cerubi lächelt: «Ich bin nicht nur der Sprecher und der Tischler, nein, ich bin auch der Architekt.» Der geeignete Standort auf dem Gelände wurde bereits sondiert, und Krebs-Cerubi hat schon einige Entwürfe angefertigt.

«Wir wollen richtig streiten»

Wir schlagen in unserem Gespräch weite Bahnen, von den frühen Anfängen der Gemeinde bis in die Zukunft. Motaev konstatiert, dass der Kindersegen nicht nur Lebendigkeit in die eigene Gemeinde bringen soll. Viel mehr, will man eine Vorbildfunktion auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft einnehmen. «Kinder sind etwas wunderbares, aber sie begehren auch auf, das ist uns wichtig. Wir wollen uns richtig streiten, richtig jüdisch streiten. Wir sind eine Gemeinde mit viel Streit, aber positivem Streit.» So lebt man ganz in der Tradition: «Zwei Juden, drei Meinungen.»

Bei einem sind sich Motaev und Krebs-Cerubi absolut einig: «Es braucht Platz und den Willen zum Judentum, nur so geht es weiter.» Ihren Platz hat die Gemeinde gefunden, gerade einmal zehn Minuten vom Stadtkern entfernt. Beide sind auch von der dringlichen Notwendigkeit einer verstärkten jüdischen Bildungsarbeit überzeugt. So erklärt Michael Krebs-Cerubi, dass die Jüdischkeit manchmal nachgeholt werden muss, und dass es

eine Maxime gebe, die dem Leben in diesem Zentrum zugrunde läge: Als Erstes ist man Jude, dann Buchari, die Ethnie steht hier nicht an erster Stelle.

Die Erwartungen sind hoch gesteckt, will man doch eine der stärksten Gemeinden in Deutschland werden und dabei den Bildungs- und Traditionshunger, welcher diesen Ort so prägt, nicht nur erhalten, sondern verstärken. Dafür finden Kinder, Jugendliche und andere Gemeindeglieder hier schon viele interessante Angebote. Das Gebäude ist voll unterkellert, so konnte ein großes Jugendzentrum und ein Zeichenkurs eingerichtet werden. Die Treppen hinauf, im zweiten Obergeschoss sollen dann ein Kindergarten und eine Kindertagesstätte entstehen. Motaev runzelt die Stirn: «Die Anträge hierfür sind schon fertig geschrieben. Wir pflegen einen sehr pragmatischen Umgang mit den Behörden.» Für die Frauen der Gemeinde gibt es auch die Möglichkeit zu gemeinsamen Aktivitäten im eigenen Frauenklub.

Eine Trias für die Zukunft

Auf dem Weg zu einer umfassenden Bildungsarbeit und Traditionsvermittlung hat sich einenqualifizierte Trias zusammengefunden: Kantor, Religionslehrer und Rabbiner arbeiten gemeinsam daran, auch diejenigen für das Judentum zu gewinnen, die ihre Jüdischkeit (noch) nicht ganz für sich entdeckt haben. Auch bei ihnen stehen die Jugendlichen ganz besonders im Fokus, so wollen sie ihnen eine gute Kenntnis des Judentums vermitteln, denn «ohne das Judentum wäre das alles nicht möglich», so Krebs-Cerubi. Hinzu kommt Wissensvermittlung der bucharischen Kultur und Traditionen, und das Erleben von Sprachen – darunter Deutsch, Hebräisch und Buchari – als bindende und integrative Kraft.

Eine Schlüsselrolle fällt hierbei Kantor Ari Malaev zu. Wir sitzen in einer Sitzgruppe vor einer Tafel mit dem ehemaligen Vorstand, in der Mitte findet sich das Bild von Malaev und diese Position scheint nicht willkürlich gewählt: «Er ist das Herz unserer Gemeinde, heute ergänzt durch den Rabbiner», sagt Motaev. Bevor der Rabbiner finanziert werden konnte, war es Malaev, der das Gebet leitete. Und er erfüllt noch eine zweite wichtige Aufgabe für die Gemeinde, denn hinzu zu seiner kräftigen Stimme, ist er ausgebildeter Schochet und versorgt die fleischige Küche.

Eine nicht zu vernachlässigende Rolle, insbesondere für die Zukunft des Zentrums, spielt natürlich der Religionslehrer. In enger Zusammenarbeit mit Rabbiner und Kantor hat Rabbiner Yaacov Zinvirt – Mitglied der Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschlands (ORD) – den Anspruch, die Jugendlichen auf dem Weg der jüdischen Identitätsbildung zu begleiten. Im Jahr 1990 ist Zinvirt mit der Ausbildung als Religionslehrer nach Deutschland gekommen und hatte eigentlich nicht vor, so lange zu bleiben. Allerdings gab es dann doch zwei gute Gründe zum Verbleib, denn zum einen hatte er in Deutschland seine Frau kennengelernt und zum anderen merkte er, dass er hier gebraucht wird. Zinvirt kehrte nach Jerusalem zurück, ließ sich als Rabbiner ausbilden und ist inzwischen auch in dieser Funktion für die Jüdische Gemeinde Duis-



Sakrale Atmosphäre am Aron haKodesch.

Landeskirche. Sie wurde im Jahr 1962 eröffnet und musste sich schlussendlich mit nur noch 1.500 Gemeindegliedern im Juni 2009 auflösen. Anschließend standen die Räumlichkeiten zwei Jahre leer. Inzwischen sind

So wurden lange und intensive Gespräche mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland und dem Verband der Jüdischen Gemeinden in Niedersachsen geführt. «Ein bisschen lag die Idee auch bei Stephan Kramer. Der er-



Blick zur Frauenempore.

burg tätig. Vorherige Stationen waren Berlin, Mainz und Worms.

Das Trio wird komplettiert durch den in Israel sehr angesehenen bucharischen Rabbiner Boruch Ascherov. Er ist ein gutes Beispiel dafür, mit welcher Kraft und gleichermaßen welcher Solidarität die Gemeinde ihren Aufbau vorangetrieben hat. Denn bis zu dem Zeitpunkt, als die Förderung durch den Zentralrat anzulaufen begann, musste der Rabbiner aus eigenen Mitteln finanziert werden. Dieses gelang durch eine Hybris aus Eigenfinanzierung und nicht zuletzt – was für die internationale Vernetzung des Zentrums spricht – durch private Sponsoren aus der gesamten Welt. Doch Ascherov hat sich nicht nur einen Namen als Rabbiner gemacht, war er doch auch als Pädagoge und Schulleiter in Israel tätig. In enger Zusammenarbeit mit Kantor Malaev versucht der die hauseigenen Gruppen mit voller Kraft zu unterstützen. Es ist seine erklärte Priorität, dass die Gemeinschaft im Zentrum lebendig und liebevoll ist.

Ein offenes und junges Haus

Motaev und Krebs-Cerubi erklären, dass praktizierte Jüdischkeit die Gemeinde im Innersten zusammen hält. Das spüren die Mitglieder, sie nehmen die bestehenden Angebote reichlich an, und der große Vorstand, welcher durch bewährte Familien- und Gemeindeglieder getragen wird, arbeitet komplett ehrenamtlich. Das schafft Vertrauen und Respekt. In der Gemeinde herrsche eine grundsätzlich positive Stimmung, wie Krebs-Cerubi bestätigt: «Wir fühlen uns hier zuhause, was nicht zuletzt daran liegt, dass wir einen unserer Herkunft entsprechenden bucharischen Rabbi haben.» Es scheint zudem auch gerade der attraktive Mix aus alter Tradition und moderner, gegenwartsbezogener Praxis, die viele Mitglieder anspricht. Und damit sich die Jugend nicht ausgeschlossen fühlt, wurde nun eine Verjüngung des Vorstandes angestrebt «Wir sind froh, dass sich auch die Jüngeren mitengagieren, das ist wichtig für den Zusammenhalt in der Gemeinde», bemerkt Motaev.

Auch im Hannoveraner Umfeld sind die bucharischen Juden mittlerweile gut angekommen. Ein Teil der Gemeinde-Mitglieder ist schon seit den 1990er Jahren in Niedersachsens Hauptstadt ansässig, und fast 70 Prozent der Gemeinde sind unter 50, was dazu

führt, dass ein großer Prozentsatz bereits in Deutschland aufgewachsen ist und sich gut in das Stadtleben integriert fühlt. Für manche Gemeindeglieder war die erste Zeit in Deutschland alles andere als leicht, musste doch eine neue Sprache und Kultur kennengelernt und die Integration in das hiesige Umfeld bewältigt werden. Doch gerade da hat die Gemeinde so einiges, auf das sie heute sehr stolz sein kann. Nicht nur verdingen sich viele Mitglieder inzwischen erfolgreich als Geschäftsleute, Ärzte und Ingenieure, auch viele der Kinder streben nach hochqualifizierten Berufen und feiern dort erste Erfolge. Und bei alledem vergessen die Familien offenbar ihre eigene Kultur, ihre eigene Geschichte nicht.

Das Wachstum und die Lebendigkeit der Gemeinde sind der übrigen Stadt nicht verborgen geblieben, und die Öffentlichkeit wird regelmäßige zu jüdischen Festen, Feiertagen und anderen Höhepunkten eingeladen – so wie zur Eröffnung des Zentrums am sechsten Juni vergangenen Jahres. Zu Besuch kamen nicht nur Persönlichkeiten aus der hannoverschen Lokalpolitik, sondern ebenso auch vom Zentralrat der Juden, aus den anderen lokalen Gemeinden und aus der niedersächsischen Landespolitik. Kultusministerin Frauke Heiligenstadt gab am Ende der Eröffnungsfeierlichkeiten ein großes Lob an den Vorstand weiter und bedankte sich ausdrücklich auch für die Möglichkeit zum ausgelassenen Tanzen.

Doch sind es nicht nur Eröffnungszeremonien, die die Gemeinschaft zum Feiern zusammenbringen. Mit einem fröhlichen Blick schaut mich Michael Krebs-Cerubi an und beteuert. «Das ist gelebte jüdische Religion, wir haben nur Highlights!»

Vernetzungen in alle Welt

Dank der Zuwanderung hat das jüdische Leben in Hannover inzwischen eine beachtliche Vielfalt angenommen. Neben dem sefardisch-bucharischen Zentrum gibt es die zahlenmäßig stärkste, schon vor 1990 existente Jüdische Gemeinde in der Haeckelstraße, die Liberale Jüdische Gemeinde und ein kleines Zentrum von Chabad Lubawitsch. Zu diesen allen will man die Kontakte intensivieren, um gegenseitige Lernprozesse zu befördern, aber auch ein sicheres gemeinsames Auftreten im kommunalen Leben zu gewährleisten.

Neben diesen lokalen Vernetzungen verfolgt die bucharische Gemeinde aber auch eine starke überregionale Zusammenarbeit – zum Beispiel mit der inzwischen mehr als 200 Personen zählenden bucharischen Gemeinde in Düsseldorf –, und einen ebendigen Austausch mit bucharischen Gemeinden in Österreich,



Pessachfeier in der sephardisch-bucharischen Gemeinde.

Russland, den Vereinigten Staaten und Israel. Bei internationalen Zusammenkünften ist man selbstverständlich regelmäßig dabei, sie bilden besondere Highlights. So wie im Jahr 2000, als der bekannte Philanthrop Lev Levaev die bucharischen Juden weltweit zum Kongress nach Israel lud. Seitdem folgen bis

zu 40.000 bucharische Juden dem Ruf zu den jährlichen Kongressen. Der heutige Senior-Vorsitzende von Hannover, Michail Davydov, war selbst auf sieben dieser Zusammenkünfte.

Michael Krebs-Cerubi bekräftigt in diesem Zusammenhang: «Wir sind keine Provinzgemeinde. Wir haben den Willen, viel Neues auf den Weg zu bringen und wollen immer wieder jung und immer wieder frisch sein.» Aufgrund der eigenen Erfolge gibt es nun ganz neue Herausforderungen. Das bucharische Zentrum wird inzwischen deutschlandweit gut angenommen und so erreichen zahlreiche Wünsche zu Feierlichkeiten von Bar Mitzwa oder Brit Mila das Haus. Dazu soll neben der Mikwe auch eine Mehrzweckhalle entstehen, damit die Feiern, welche teilweise eine Größe von 200 bis 300 Personen zusammen bringen, auch in einem entspannten, nicht gedrängten Rahmen stattfinden kann. Und so ist, bedingt durch das florierende Leben, selbst die neue Örtlichkeit wieder zu klein geworden. Die nächste Erweiterung muss also durchdacht werden. Das kann Stirnrunzeln erzeugen, brauchen solche Schritte doch wiederum eine solide Absicherung. Krebs-Cerubi und Motaev wirken allerdings nicht so, als würden sie neuen Vorhaben aus dem Weg gehen wollen.

Aber auch bei der inhaltlichen Arbeit hat man sich für die Zukunft schon jetzt viel vorgenommen. Die bucharische Gemeinde scheint entschlossen, sich mehr als bisher in das bundesweite jüdische Leben in Deutschland einmischen zu wollen – gerade mit den vielen jungen Kräften aus den eigenen Reihen. Das schließt auch eine rege politische Mitarbeit nicht aus. Ganz so hört sich auch

der Glückwunschbrief des Vorstandes an den neugewählten Geschäftsführer des Zentralrats der Juden, Daniel Botmann, an. Da heißt es unter anderem «Wir sind eine progressive Gemeinde und wir wünschen uns eine progressive Nachfolge von Herrn Kramer. Wir würden uns sehr über eine gute Zusammenarbeit freuen.»

Wir haben viel gesprochen an diesem Nachmittag, über Religion und Pläne,

über unerwartete Erfolge und den Segen der Gemeinschaft. Über Hoffnungen, Ängste und Visionen.

Am Ende unseres Gesprächs steht der Sonnenuntergang kurz bevor. In zehn Minuten werden die Kerzen gezündet, und Rabbiner Ascherov erscheint in der Tür.

Jüdische Gemeinden in Hannover

Niedersachsens Landeshauptstadt Hannover weist heute eine erstaunliche jüdische Heterogenität auf, was sich an vier verschiedenen Gemeindezentren und einem jüdischen Kulturverein festmacht. Die ursprüngliche Hannoveraner Gemeinde formierte sich schon kurz nach Kriegsende 1945 mit deutschen und anderen Holocaustüberlebenden neu. 1963 konnte sie ein modernes Gemeindezentrum in der Haeckelstraße eröffnen. Die zum Zentralrat der Juden in Deutschland gehörende Gemeinde hat heute über 4.000 Mitglieder.

1995 gründete sich die Liberale Jüdische Gemeinde Hannover, welche zur Union Progressiver Juden in Deutschland (UPJ) gehört und rund 700 Mitglieder zählt. Seit 2009 besitzt sie eine eigene Synagoge mit Gemeindezentrum «Etz Chaim»

Das jüdisch-bucharisch-sephardische Zentrum Deutschland in Hannover formierte sich 2002, zählt mittlerweile mehr als 300 Mitglieder und konnte 2013 ein neues, modernes Gemeindezentrum, das «Haus des Traumes und der Hoffnung», eröffnen (siehe Beitrag).

Chabad Lubawitsch hat 2005 in Hannover ebenfalls ein kleines Zentrum eröffnet.

Offen für Juden wie Nichtjuden ist die Israel Jacobson Gesellschaft e.V. – ein säkularer Verein für jüdische Kultur, in dem sich Menschen unterschiedlichster Herkunft vor allem für den Aufbau der Jüdischen Bibliothek Hannover engagieren.

Ein weiteres wesentliches Ziel ist die Verbreitung von Kenntnissen über jüdische Kultur, Tradition und Geschichte.

«Wir leben hier nicht im luftleeren Raum»

Benno Simoni über Gründung und Ziele der Unabhängigen Synagogengemeinde Berlin «Bet Haskala»

Im März 2014 haben einige Dutzend Berliner Juden die Unabhängige Synagogengemeinde Berlin (USB) «Bet Haskala» gegründet. Sie versteht sich als liberaler Zusammenschluss, offen für alle Jüdinnen und Juden und zugleich interessiert an interkulturellem Austausch. An der Spitze dieser Neugründung steht der pensionierte Lehrer und Germanist Benno Simoni (65) mit einem fünfköpfigen Vorstand.

Herr Simoni, die Jüdische Gemeinde Berlin zählt heute schon acht verschiedene Synagogen, dazu noch ein paar kleinere religiöse Gruppen mit eigenen Räumlichkeiten und Lokalitäten. Was hat Sie und Ihre Freunde bewogen, mit «Bet Haskala» noch eine weitere Gemeinde hinzuzugründen?

Vorab möchte ich betonen, dass wir keine Konkurrenzeinrichtung für welche Synagoge oder Gruppierung auch immer darstellen. Bet Haskala war bei der Gründung ist ein Zusammenschluss ehemaliger Mitglieder von «Sukkat Schalom» am Hüttenweg, die ihren eigenen Weg finden wollten – und zwar einen sehr liberalen und gleichzeitig sehr unabhängigen. Inzwischen sind weitere Mitglieder aus dem jüdischen Umfeld Berlins hinzugekommen. Bei uns sind jede Frau, jeder Mann und jede Familie willkommen, die eine liberale jüdische Gemeinschaft sucht, in welcher weniger angeboten, sondern vielmehr direkt mitgestaltet wird. Als wir vor wenigen Wochen unseren ersten Pessach-Seder veranstaltet haben, da stand in der Einladung: «Wir wollen keinen Seder für Euch, sondern einen Seder mit Euch.» Und so eine Botschaft, glaube ich, die wird auch verstanden.

Hat es denn Kritik von der Berliner Gemeindeleitung gegeben?

Bei mir persönlich hat sich noch niemand beschwert. Aber ich glaube, dass zumindest diejenigen mit etwas Weitblick, die auch mal einen Blick über die Grenzen der Stadt oder des Landes hinaus riskieren, verstehen, dass es eine ganz normale Sache ist, wenn sich immer mal wieder kleine jüdische Gruppierungen selbstständig machen und dann ihren eigenen Plänen und Visionen folgen. Das muss für die anderen, die lieber in etablierten Strukturen verbleiben, nicht einmal nachteilig sein – solange man miteinander vernetzt bleibt und sich nicht selbst isoliert. Und dies, seien Sie versichert, wäre das allerletzte, was uns in den Sinn käme.

Wir wollen natürlich auch weiterhin mit der Berliner Gemeinde in Kontakt bleiben, und sicherlich gibt es auch weiterhin einige gemeinsame Berührungsfelder. Wichtig ist da einfach nur die gegenseitige Akzeptanz, ich finde, das klingt besser und ist mehr als Toleranz.

Für einige der ersten Veranstaltungen nutzt «Bet Haskala» die Räumlichkeiten am Hüttenweg, dort wo auch «Sukkat Schalom» einst ihr Domizil hatte. Wollen Sie sich dort auf längere Sicht einrichten?

Das ist eher nicht unsere Absicht, denn die Berliner Jüdinnen und Juden, die wir vorrangig ansprechen wollen und die sich vielleicht bald in größerer Zahl für unser Projekt interessieren werden, die wohnen eher am Wedding, in Prenzlauer Berg, Mitte, Kreuzberg, Neukölln.

Die künftige Synagoge – wenn wir dann einmal soweit sein werden –, die muss nicht unbedingt in dieser Umgebung stehen, aber das eigentliche Gemeindezentrum sollte es schon.

Die «jüdische Szene» in der Hauptstadt ist während der letzten 20 Jahre recht vielgestaltig geworden. Wer könnte sich Ihrer Meinung nach denn noch für «Bet Haskala» interessieren?

Ich möchte da keine Prognosen abgeben, und noch einmal: Willkommen sind alle Jüdinnen und Juden dieser Stadt, die sich für ein liberales Judentum interessieren und die Gemeinschaft auch aktiv gestalten und leben wollen. Ich könnte mir sehr gut vorstellen, dass dies auch ein interessantes Angebot für manche der mittlerweile zu Tausenden in Berlin lebenden Israelis wäre. Wie es scheint, haben viele der nach Berlin gekommenen Israelis kein sonderlich star-

Frauen und Männer halte ich, ehrlich gesagt, für doch sehr reichlich antequiert. Aber auch theologische Unterschiede, wie die verstärkte Nutzung von muttersprachlichen Teilen im und die gewünschte Eigenbeteiligung am Gottesdienst. Ich möchte noch einmal unterstreichen: Uns ist die Eigenständigkeit wichtig, und was eine gewisse organisatorische Heimat betrifft, da sehen wir uns am besten bei der Union Progressiver Juden aufgehoben. In dieser

konservativen Masorti-Bewegung kommt. Unterstützung hat auch die Allgemeine Rabbiner-Konferenz in Deutschland signalisiert, und wir haben Kontakt mit dem Abraham Geiger Kolleg Potsdam aufgenommen. AGK-Direktor Walther Homolka und Rabbiner Edward van Voolen, der für die Ausbildung der Rabbinerstudenten verantwortlich zeichnet, haben uns auch schon ihre Bereitschaft signalisiert, uns zu helfen. Den einen oder anderen Gottesdienst werden wir aber natürlich auch selbst gestalten, oder eben «nur» mit einem Kantor.

Einen ständigen Rabbiner in der Gemeinde zu haben, das wäre zum gegenwärtigen Zeitpunkt natürlich eine Illusion. Viele der kleineren liberalen Gemeinden improvisieren in ähnlicher Weise wie wir. Ich halte das aber auch nicht für eine Katastrophe, im Gegenteil: Wenn unsere Mitglieder an verschiedenen Shabbatot vermehrt Verantwortung übernehmen, einen für alle schönen Gottesdienst mitzugestalten, dann kann auch das eine wichtige persönliche Erfahrung werden.

Wie stehen die Chancen, schon jetzt kontinuierlich mit einem Kantor zusammenzuarbeiten?

Da sind wir dran, aber im Moment ist dies, mit unseren noch sehr begrenzten finanziellen Möglichkeiten sehr schwierig. Wir haben uns als Verein gegründet, haben die Gemeinnützigkeit beantragt, aber müssen natürlich noch mit einem vergleichsweise kleinen Budget arbeiten.

Im Moment gibt es spontane Unterstützung durch Debora Tal-Rüttger, die ja auch stellvertretende Vorsitzende der UPJ und Vorsitzende der Liberalen Jüdischen Gemeinde Nordhessen ist. Sie ist ausgebildete Sängerin. Sie hat uns bei dem Eröffnungsgottesdienst am 9. Mai begleitet, und dabei erlebten wir sie dann sogar in einer Doppelfunktion: als Kantorin und als Vertreterin des Vorstandes der UPJ.

Verfügt die Gemeinde denn schon über eine Tora-Rolle?

Derzeit hat uns die liberale Gemeinde Bielefeld eine Torarolle geliehen. Aber wir sind gerade auch dabei, mit einer jüdischen Person in Kontakt zu treten, die selbst eine koschere Torarolle besitzt. Vielleicht werde ich diese Sefer Tora kaufen, privat, um beginnen zu können – und in der Hoffnung, die Gemeinde kann mir dann später einmal die Kosten erstatten.

Das Gespräch führte Carlo LAHN



Feierlicher Einzug der Gemeinde mit Tora.

kes Faible für Religion, aber gerade an Feiertagen und zu manchem Schabbat suchen sie eben doch auch eine Synagoge auf und möchten ein Stück jüdische Gemeinschaft auch fernab der Heimat leben. Und da werden sie bei uns genau an der richtigen Adresse sein.

Manche liberalen Gemeinden sind dafür bekannt, sich auch in das kommunale Leben ihrer Umgebung gehörig einzumischen, aber eben auch den Kontakt zu anderen, vor Ort präsenten Religionsgemeinschaften zu suchen. Schwebt Ihnen so etwas auch vor?

Ja, das soll ein fester Bestandteil unserer Arbeit sein. Wir wollen nicht nur den jüdisch-christlichen Dialog, sondern auch den jüdisch-christlich-muslimischen Dialog. Und damit tragen wir nur den Gegebenheiten Rechnung. Wir leben hier nicht im luftleeren Raum. Ich selbst habe schon an Dialog-Veranstaltungen teilgenommen, das war in verschiedenen Städten Deutschlands. Ich denke, solcherart Begegnungen zwischen Christen, Muslimen und Juden sind auch in Berlin ganz wichtig. Genau deswegen haben wir auch schon an den Bürgermeister von Neukölln, Heinz Buschkowsky, geschrieben, und ihn um Unterstützung für ein solches Projekt gebeten. Und wir haben verschiedene muslimische Gemeinden bewusst auch zu unserer Eröffnungsfeier eingeladen.

Wäre es denn für «Bet Haskala» nicht insgesamt einfacher gewesen, sich einer der etablierten liberalen Synagogen in Berlin anzugliedern – beispielsweise der Synagoge Pestalozzistraße in Charlottenburg oder der Synagoge Rykestraße im Prenzlauer Berg?

Aus Ihrer Sicht mögen Sie da richtig liegen, vielleicht mit ein einigen, aber wesentlichen Abstrichen: Eine getrennte Sitzordnung für

Woche werden wir auch einen entsprechenden Antrag auf Aufnahme in die Union stellen.

Können Sie sich vorstellen, dass sich Ihrer Gemeinde auch Berliner Jüdinnen und Juden zuwenden werden, die die endlosen Streitigkeiten und Grabenkämpfe der letzten Jahre «bis oben hin satt» haben und gerade deshalb auch eine liberale Neugründung unterstützen wollen?

Darüber möchte ich nicht spekulieren. Wir verstehen uns als Ergänzung zur bisherigen jüdischen Landschaft in Berlin, und wenn Menschen sich bei uns am besten aufgehoben fühlen und sich genau hier engagieren wollen – umso besser.

Wer wird denn als Rabbiner in Ihrer Gemeinde fungieren?

Den Eröffnungsgottesdienst hat Rabbiner Daniel Katz geleitet, der eigentlich von der

Bet Haskala Berlin

Die Unabhängige Synagogengemeinde «Bet Haskala e.V.» hat sich im Frühjahr 2014 in Berlin gegründet und ist mittlerweile auch Mitglied in der Union progressiver Juden in Deutschland (UPJ). Auf der Facebookseite der neuen Gemeinde, schreibt der Vorsitzende Benno Simoni: «Unser Ziel war es eine Gemeinde zu gründen, die unabhängig von den willkürlichen Entscheidungen der Dachorganisation ist, mit Verbindung zu den Ursprüngen des Reformjudentums». Ein Teil der Mitglieder gehörte vordem der liberalen Berliner Gemeinde «Sukkat Schalom» an.

«Bet Haskala» versteht sich als offen für alle Berliner Juden und strebt enge Kontakte auch zu den hier lebenden Israelis an.

Wichtig ist der neuen Gemeinde auch ein intensiver Kontakt und Austausch mit anderen Religionsgemeinschaften in der Hauptstadt. **Anfragen an: usb@gmx.org**



Der Vorsitzende Benno Simoni in Aktion.

Hildesheimers moderne Erben

Bei der «Kahal Adass Jisroel» kommen ständig junge Familien hinzu

Von Henri ZIMMER

Wer glaubt, jüdisches Gemeinschaftsleben sei in Berlin «von oben herab» zu «organisieren», wird in diesen Wochen eines Besseren belehrt. Denn das, was sowohl die orthodoxe Gemeinschaft wie auch die liberale Szene derzeit an der Spree und anderswo erleben, gleicht erfrischender Aufbruchsstimmung. Meist sind es junge, kinderreiche Familien, die sich über neu eröffnete jüdische Kindergärten und Schulen, oder auch im Abendkurs und auf dem Spielplatz kennenlernen, die frappierende Gemeinsamkeiten feststellen und dann ihre eigenen Visionen von Gemeinschaft entwickeln. Sie brauchen weder Lobby noch Programmvorgaben, ihr Wachstum entwickelt sich quasi von selbst. Das aktuell erstaunlichste und wohl erfolgreichste Beispiel für eine solche vitale, rasch wachsende jüdische Gemeinden in der Hauptstadt ist «Kahal Adass Jisroel» («Versammlung des Volkes Israel»), ein Zusammenschluss von rund 70 jüdischen Familien mit sehr traditioneller Ausrichtung. Die meisten von ihnen wohnen in der Nähe des «Skoblo Synagogue and Education Center» in der Brunnenstrasse in Berlin Mitte, wo auch Bildungseinrichtungen von Lauder Yeshurun ansässig sind. Hier finden sie von Mikwe, Seminarräumen, Synagoge bis hin zum koscheren Geschäft alles vor, was sie zu einem Leben nach der Halacha und für eine authentische Gemeinschaft benötigen.

Wer die «Kahal» besucht, stößt grundsätzlich auf offene Türen und aufgeschlossene Gesichter. «Jeder ist hier willkommen, der Ju-

eigenen Vereinigung? «Wir sind ein höchst willkommenes Nebenprodukt der neu entstandenen Bildungseinrichtungen von Lauder Yeshurun», erklärt Dani Fabian augenzwinkernd. «Es gibt hier eine Yeshiva für die Männer, eine Midrascha für die Frauen, den Lauder Nitzan Kindergarten und die Lauder Beth Zion Schule. Wir kennen uns von all diesen Orten, und ein Zusammenschluss zur Gemeinde ist da nur logisch gewesen.»

Ist die «Kahal Adass Israel», wie von den Medien postuliert, tatsächlich die derzeit am Schnellsten wachsende jüdische Gemeinde in ganz Deutschland? Dani Fabian und Vorstandsmitglied Michelle Berger schauen sich irritiert bis amüsiert an, Superlative sind nicht unbedingt ihr Ding. Michelle, eine vor Jahren aus Luxemburg zugezogene Marketingexpertin antwortet salomonisch: «Wir führen keine Statistiken darüber, aber tatsächlich ist die «Kahal» für viele junge jüdische Familien aus ganz Deutschland der attraktivste Platz geworden. Sie kommen aus unterschiedlichsten Städten, und damit wächst die Gemeinde. Nicht zu vergessen: Hier werden viele Kinder geboren. Wir haben Geburten fast in jedem Monat zu feiern.»

Bei den zahlreichen Veranstaltungen der «Kahal», egal ob Gottesdienste, Religionsseminare, Familienfeste, Tauschbörsen oder Ausflüge, sind die unterschiedlichsten Sprachen zu hören, neben Hebräisch und Deutsch auch Englisch, Französisch und natürlich Russisch. «Zwei Drittel unserer Mitglieder stammen ursprünglich aus dem Gebiet der früheren Sowjetunion», berichtet Michelle Berger.



Eröffnungsfeier der «Kahal Adass Jisroel» im Januar 2014. Rabbiner Dani Fabian und der Kinderchor.

dentum gemäß der Tradition leben und studieren möchte. Das betrifft Frauen, Männer und Kinder in gleicher Weise», erklärt Vorstandsmitglied Dani Fabian. Er hat noch vor Jahren am hiesigen Hildesheimer-Rabbinerseminar in der Brunnenstrasse sein Studium absolviert und leitet nun eine Religionsschule (Midrascha) für jüdische Frauen auf dem Prenzlauer Berg. Fabian, zugleich diplomierter Biologe und gern auch mal E-Gitarrist in der von Rabbiner-Studenten gegründeten Band «The Holy Smokes», steht für viele der heutigen «Kahal»-Mitglieder: Sie sind jung, hochqualifiziert, religiös, lebensfroh und sehr engagiert. Viele ihrer Veranstaltungen organisieren die «Kahal»-Aktiven in ehrenamtlicher Eigenregie. Doch wie kamen sie überhaupt zur

«Viele haben sich längst hier eingelebt. Aber auch Amerikaner, Israelis, Südafrikaner und viele Auslands-Europäer fühlen sich hier mittlerweile sehr wohl.» Viele der «Kahal»-Mitglieder stehen, wie Fabian und Berger, mitten im Berufsleben, als Ärzte, Anwälte, Unternehmer, Pädagogen und Angestellte. «Die Gemeinde ist für viele ein Stück zu Hause geworden, unabhängig von Job und Berufsleben. Und wie bei einer großen Familie wird hier sehr viel positive Energie investiert», freut sich Michelle Berger. Die Familien sehen sich oft mehrmals in der Woche, und am Schabbat sowieso. Vortragsreihen werden mit eigenen Kräften organisiert, ebenso Besuchsdienste, Bikur Cholim und häufig auch gemeinsame Schabbat-Mahlzeiten.



Familienfest an Lag BaOmer.

Eigenes Personal beschäftigt die «Kahal» bisher aber nicht. «Das könnten wir uns gar nicht leisten», betont Dani Fabian. «Wir sind aber natürlich sehr dankbar für die Strukturen und Möglichkeiten, die uns das Lauder Yeshurun Zentrum hier bietet, inklusive der wunderbaren Synagoge. Gebetszeiten sind wochentags mehrfach am Morgen, am Nachmittag und wiederum mehrmals am Abend. Ein Minjan kommt dabei eigentlich immer zustande. Am Freitagabend besuchen so ziemlich alle Familien die Synagoge, alle Plätze sind dann belegt. Am Schabbat selbst haben wir sogar zwei Minjanim – einen in der Brunnenstrasse und den anderen in der Rykestrasse.»

Neben der religiösen Bildungsarbeit und den ausgeprägten internen Netzwerken ist es der «Kahal» offenbar auch wichtig, sich auf die spezifische Umgebung im Stadtteil einzulassen. Ein bunter Kiez mit verschiedenen Ethnien, Religionen und Kulturen. «Wir beginnen gerade eine Kooperation im jüdisch-christlich-muslimischen Dialog hier im Brunnenviertel», verrät Dani Fabian. «Das heißt, wir sind Teil des Forums der Religionen und wollen uns dort ebenso einbringen wie die anderen. Und noch für diesen Sommer planen wir ein eigenes Nachbarschaftsfest. Das sind einfach willkommene Gelegenheiten, sich kennenzulernen, Berührungspunkte abzubauen und den Hauch des Exotischen zu verlieren. Nach meinem Eindruck ist in der hiesigen Umgebung viel Neugier und Interesse von Christen, Juden und Muslimen aneinander vorhanden.»

Theologisch gesehen, sieht sich die «Kahal Adass Jisroel» stark in der von Rabbiner Esriel Hildesheimer (1820–1899) begründeten Tradition, und damit auch in der Tradition der Israelitischen Synagogen-Gemeinde «Adass Jisroel». Sie entstand 1869 im Kontrast zur damals großen liberalen Gemeinde mit ihrer Synagoge in der Oranienburger Straße. Hildesheimers Gemeinde war von der Mitgliederzahl her relativ klein, aber vital und sehr selbstbewusst. Das ebenfalls von ihm in Berlin gegründete Rabbinerseminar zog Studenten aus ganz Europa an. 1939 erzwangen die Nazis die Schließung der Gemeinde.

Die neu gegründete «Kahal» erfährt inzwischen viel Zuspruch durch noch lebende frühere «Adass Jisroel»-Mitglieder wie auch durch deren Nachkommen, welche heute fast

alle in Israel oder in den USA leben. Bei der offiziellen Gründungsfeier der Kahal Anfang 2014 waren einige Prominente von ihnen - wie beispielsweise Familie Munk aus Cleveland und Professor Hildesheimer aus Jerusalem - zugegen und überreichten dort einen offiziellen Unterstützerbrief. «Die einstigen Berliner haben mit großem Interesse beobachtet, wie Schritt für Schritt wieder neue religiöse Bildungseinrichtungen in der Brunnenstrasse entstanden sind», erinnert sich Michelle Berger. «Irgendwann sind wir dann auch in direkten Kontakt gekommen, es gab die ersten Besuche der einstigen, und es wurde uns einfach viel Mut gemacht, in die Tradition der alten Adass Jisroel zu treten.» Auch Rabbiner Meir Roberg, aus Würzburg stammender Senior Advisor bei Lauder Yeshurun Deutschland, betont: «Hildesheimers Nachkommen stehen voll hinter uns.» Tora im Derech Eretz, die versuchte Verbindung von weltlicher und akademischer Exzellenz mit der Gesetzestreue im traditionellen Judentum - genau hier sind sich die einstigen und die heutigen Hildesheimer-Schüler einig.

In Konkurrenz zur etablierten Berliner jüdischen Gemeinde mit ihren 8 Synagogen und 10.000 Mitgliedern sieht sich die Kahal Adass Jisroel definitiv nicht. Ebenso wenig zu der von Mario Offenberg kurz nach der deutschen Wiedervereinigung gegründeten «Israelitischen Synagogengemeinde Adass Jisroel», die ihr Quartier in der Tucholskystrasse hat. Offenberg sieht sich und seine Gemeinde ebenfalls in der Nachfolge von Adass Jisroel. In der Öffentlichkeit ist die Gemeinde seit Jahren quasi nicht präsent. Vor vier Jahren stellte der Senat der Stadt Berlin sogar die Förderung der Gemeinde ein, mit der Begründung, die dortige Hausführung sei nicht transparent.

Michelle Berger, Dani Fabian wie auch den Vorsitzenden der «Kahal Adass Jisroel», Doron Rubin, treiben ihrerseits ganz andere Sorgen. «Unser Kindergarten, den derzeit 65 Mädchen und Jungen besuchen, platzt bald aus allen Nähten. Wir haben jetzt schon eine ebenso große Zahl von Kindern auf der Warteliste», sagt Berger. «Im nächsten Jahr mieten wir eine neue Räumlichkeit hinzu, und das wird eine weitere große Aufgabe. Angst haben wir davor keine, denn unsere Gemeinschaft ist eine sehr starke.»

Arbeit am nächsten Wunder

Zehn Jahre Jüdische Gemeinde Kiel Jahnstraße

Von Heike LINDE-LEMBKE

Die Mesusa an der Tür ist schon vier Mal umgezogen. Und sie wird bald erneut an einer anderen Eingangstür feierlich befestigt werden. Denn die Jüdische Gemeinde Kiel an der Jahnstraße 3 hat für das zweite Jahrzehnt ihres Bestehens große Pläne und Visionen. In diesem Jahr aber wurde erst einmal der zehnte Geburtstag gefeiert.

Am 18. April 2004 gründete Liad Inbar die Gemeinde mit 18 Jüdinnen und Juden aus Kiel und Umgebung. Der Gründungsvorsitzende kommt aus Tel Aviv und ist der Enkel eines Mitglieds der Kieler jüdischen Gemeinde vor der Shoah. «Unsere Gemeinde hat sich rasch von 18 Mitglieder auf heute mehr als 160 Mitglieder entwickelt», sagt Walter Joshua Pannacker, heute der erste Vorsitzende. Pannacker ist in Deutschland geboren und zur Schule gegangen, hat später in mehreren Staaten, darunter den USA, studiert. Dort spürte er als 15-Jähriger erstmals, dass es normal ist, Jude zu sein. «Wir sind eine egalitäre Gemeinde, wir sind für alle Richtungen offen», erklärt Pannacker, der zugleich für die religiöse Bildung der Gemeinemitglieder zuständig ist. Anliegen sei es, die jüdische Tradition zu pflegen und weiter zu entwickeln. Und auch nach außen hin herrscht viel Offenheit. «Wir haben keine Berührungsängste und freuen uns sehr, wenn wir auch nichtjüdische Gäste begrüßen dürfen», sagt Inna Shames, zweite Vorsitzende der Gemeinde.

Die promovierte Pädagogin und Sozialberaterin baute das kulturelle Lernangebot der Gemeinde für Kinder, Eltern und Senioren aus und eröffnete mit Pannacker im Februar 2006 die Sonntagsschule.

Viele neue Gemeinemitglieder kamen aus den ehemaligen GUS-Staaten. «Wir begleiten sie in ihr neues Leben», sagt Shames. Rasch integrierte sich die Gemeinde in die Kieler Öffentlichkeit und beteiligt sich auch an Festen anderer Institutionen und Religionen. Der dynamische Mitgliederzuwachs hatte bald aber auch Platznot zur Folge. Ganze fünf Mal ist die Gemeinde umgezogen, bis sie 2008 mit 80 Mitgliedern in der Jahnstraße 3 endlich genug Raum für ein reges religiöses, soziales und kulturelles Leben fand. Die neue Synago-



Walter Joshua Pannacker und Inna Shames leiten die Jüdische Gemeinde Kiel Jahnstraße und haben für die nächsten zehn Jahre große Pläne.

ge liegt in unmittelbarer Nähe des alten, 1909 erbauten Gotteshauses am Kieler Schrevenpark. Braune Horden schändeten auch diese Synagoge in der Reichs-Pogromnacht vom 9. November 1938 - die Nazis steckten sie in Brand und schleiften sie 1939 ganz. Heute erinnert ein Denkmal am Schrevenpark an die Synagoge. «Dort halten wir mit unserem Landesrabbiner Walter Rothschild Gedenkgottesdienste», erklärt der Vorsitzende. Die Gemeinde gehört zum Jüdischen Landesverband Schleswig-Holstein und damit auch zum Zentralrat der Juden in Deutschland.

Zur Einweihung der neuen Synagoge am Schrevenpark - wie sich die Gemeinde heute auch nennt - konnte die Gemeinde am 31. Au-

gust 2008 feierlich mit einem Umzug mit der ersten von heute zwei Thorarollen einziehen. Zahlreiche Bürger Kiels und Prominenz aus Politik, Wirtschaft und Kultur Schleswig-Holsteins nahmen an der Zeremonie teil. Die erste Thorarolle konnte die Gemeinde sogar dank Spenden der Kieler Bürger erwerben, wenige Jahre später kam die zweite Thorarolle hinzu. Heute ist die Synagoge zudem ein gut frequentiertes Familien-Integrationszentrum.

Auf die Stadt Kiel und ihre Unterstützung hofft die Gemeinde auch für die Zukunft. Denn bei 160 Mitgliedern wird allmählich auch die neue Synagoge am Schrevenplatz zu klein. Schmerzlich fehlt dort beispielsweise auch eine Mikwe. Auch genügend Raum für

eine Seniorentagesstätte und für das Familien-Integrationszentrum mit einem schulbegleitenden Lehrhaus kann derzeit aus Platzmangel nicht bereitgestellt werden. «Aber wir arbeiten daran, und wenn wir noch ein Kulturzentrum für Ausstellungen, Konzerte, Theater, Vorträge und Kino haben, erfüllt sich unser Traum, und die Landeshauptstadt Kiel könnte auch zum jüdischen Zentrum Schleswig-Holsteins werden», sagt Joshua Pannacker. Zurzeit ist die Gemeinde mit der Stadt Kiel im Gespräch über ein neues Gebäude im alten jüdischen Viertel der Stadt. Der Traum könnte sich erfüllen, und die Mesusa würde dann erneut feierlich an einer neuen Synagoge angebracht.

Schleswig-Holsteins Gemeinden erhalten mehr Unterstützung

Der Jüdische Landesverband Schleswig-Holstein erhält in Zukunft 40.000 Euro mehr an Zuschüssen vom Land. Durch den deutlich erhöhten jährlichen Förderbetrag von 130.000 Euro auf 170.000 Euro können die fünf liberalen und egalitären Gemeinden in Ahrensburg, Bad Segeberg, Elmshorn, Kiel Jahnstraße und Pinneberg die religiöse Betreuung durch Landesrabbiner Walter Rothschild ausbauen. Alle Gemeinden betreuen Jüdinnen und Juden in den jeweiligen Kreisen.

«Wir freuen uns, dass unser Landesrabbiner durch die Erhöhung des jährlichen Zuschusses mehr Gottesdienste geben und seine seelsorgerische Betreuung intensivieren kann», sagt Walter Blender, Vorsitzender des Landesverbandes. Der 2002 geschlossene Staatsvertrag mit dem Land sichert den jüdischen Gemeinden die Existenz.

«Der erhöhte Zuschuss vom Kultusministerium ist ein Lichtblick für alle Gemeinden im Landesverband, zumal die Zahl der Mitglieder ständig steigt», sagt Ljudmila Budnikov vom Vorstand.



Schleswig-Holsteins liberaler Landesrabbiner Walther Rothschild.

Die Segeberger Gemeinde hat zudem noch einen eigenen Grund zum Feiern. Die einzige Mikwe des Landesverbandes, das rituelle

Tauchbad in der Segeberger Synagoge Mishkan Ha'Zafon, der Synagoge des Nordens am Jean-Labowsky-Weg, verzeichnete den 1000. Besucher. Die Mikwe wird von allen schleswig-holsteinischen Juden, aber auch von jüdischen Gemeinden der benachbarten Bundesländer genutzt. Da der Andrang sehr groß ist, plant der Landesverband mit der Jüdischen Gemeinde Kiel Jahnstraße jetzt zudem den Bau einer Mikwe in der Landeshauptstadt.

2002 gründete sich der erste Jüdische Landesverband Schleswig-Holstein mit den Ge-

meinden Ahrensburg, Kiel, Elmshorn, Pinneberg und Segeberg. Sitz des Landesverbandes ist die Synagoge Mishkan Ha'Zafon, die Synagoge des Nordens in Bad Segeberg. Schleswig-Holsteins liberaler Landesrabbiner ist Walter Rothschild. Neben den liberalen jüdischen und egalitären Gemeinden gibt es drei orthodox-jüdische Einheitsgemeinden in Lübeck, Kiel und Region an der Wikingerstraße und Flensburg, die von Rabbiner Dov Levy Barsilay betreut werden. Seit mehr als 50 Jahren besteht zudem die Jüdische Gemeinde in der benachbarten Hansestadt Hamburg, die ihr Gemeindezentrum in der ehemaligen Talmud-Tora-Schule am Grindelhof eingerichtet hat. Die Synagoge befindet sich in der Weidenallee. Landesrabbiner ist Shlomo Bistrizky von der orthodoxen Bewegung Chabad Lubawitsch.

Im August 2004 gründeten zwölf Juden in Hamburg die Liberale Jüdische Gemeinde Hamburg. Im Dezember 2013 berief die Gemeinde Edward van Voolen zum Liberalen Landesrabbiner Hamburgs. LL

«Zum Abkühlen bleibt immer noch der See...»

Koordinator Jonathan Marcus über Highlights, ehrenamtliches Engagement und heiße Debatten beim Limmud-Festival 2014

Herr Marcus, das Limmud-Festival 2014 war wieder ein großer Erfolg mit so war es zu lesen rund 400 Teilnehmern und ca. 150 Veranstaltungen. Wie «ausgebrannt» ist das Team der Freiwilligen jetzt?

Es waren sogar 180 Veranstaltungen! Natürlich ist die Organisation eines solchen Events mit viel Arbeit über mehrere Monate hinweg verbunden und wir alle genießen in diesen Wochen ein wenig mehr Ruhe also noch vor ein paar Wochen. Aber nach Limmud ist vor Limmud und von ausgebrannt kann man nicht wirklich sprechen im Gegenteil, die Begeisterung für Limmud entfacht sich irgendwie immer wieder, und fast jedes Gespräch, was wir über das alte Festival führen, endet mit einer Flut von Ideen für 2015.

Einige Gesichter im Limmud-Team sind ja altbekannt, man könnte schon von den bewährten «Veteranen» sprechen. Kommt immer wieder ein «frischer Schwung» an Aktivisten hinzu? Werden es vielleicht sogar mehr Helfer?

Wir können uns jedes Jahr über neue und alte Gesichter im Organisationsteam freuen, und es ist genau dieser Mix, der die unschätzbare wertvolle Erfahrung mit dem Elan der Neuen verbindet. Und auch auf dem Festival haben wir stetig neue Freiwillige, was für uns übrigens eines der schönsten Formen des Lobes für unser Engagement ist, dass wir uns vorstellen können. Limmud kommt nur durch Freiwilligkeit auf allen Ebenen zu Stande, es ist Kern dessen, was wir tun. Auch nach diesem Festival haben sich jetzt schon Freiwillige für 2015 gemeldet, und wenn im Herbst nach den Hohen Feiertagen die neue Festivalsaison beginnt werden es bestimmt noch ein, zwei mehr sein.

Wir befinden uns gerade wieder in nicht so besonders sicheren Zeiten. Haben die Anschläge und Zwischenfälle in Brüssel und bei Paris am 24. Mai auf die Atmosphäre am Werbellinsee «abgefärbt»?

Glücklicherweise nicht. Wir nehmen das Thema sehr ernst und stehen schon seit Jahren in engem Kontakt mit dem Landeskriminalamt und der Polizei vor Ort, ebenso erhalten wir im Vorfeld des Festivals wichtige Unterstützung, etwa seitens der Sicherheit der Jüdischen Gemeinde Berlin oder durch private Initiativen. Zudem haben wir einen eigenen Sicherheitsdienst während des Festivals auf dem Gelände, und bisher ist es noch zu keinen Zwischenfällen gekommen. Bei all dem sind wir vor allem aber auch froh, dass die Teilnehmer nicht viel von diesen Maßnahmen merken und jüdisches Leben auch während des Festivals vollkommen normal stattfinden kann.

Die grundsätzliche Limmud-Idee ist ja, im Prinzip alle jüdischen Gruppierung egal wie «ultra»-liberal oder «erz»-konservativ, wie zionistisch oder auch Israel-kritisch, wie assimiliert oder auch eigenständig, für ein paar Tage «in ein Boot» zu bringen und auf Augenhöhe kommunizieren, voneinander zu lernen. Wie hat das 2014 funktioniert? Gab es auch irritierende Begegnungen?

Das funktionierte auch 2014 sehr gut, denn letztendlich erkennen die Teilnehmer den großen Gewinn, der im gegenseitigen Respekt füreinander und der Diskussion um der Sache willen liegt, um ein voneinander Lernen zu ermöglichen. Denn bei Limmud geht es nicht um ein Überzeugen. Wir alle haben Anteil daran, gemeinsam diesen Ort zu schaffen, an dem wir zusammen kommen und voneinander lernen können. Irritationen sind dabei in gewis-



Gemeinsam wird sich orientiert am Werbellinsee.

ser Weise fast schon erwünscht, in dem Sinne, dass sie Anlass zum Lernen und Entdecken von Neuem und zur Erweiterung des eigenen, jüdischen Blickwinkels sein können.

Gab es Gruppen, die zum Limmudfestival eingeladen waren, die aber bewusst abgesagt haben?

Nein, sicherlich nicht bewusst. Wenn es Absagen gab oder gibt, sind es Terminprobleme oder ähnliches. Vor allem aber finden sich bei Limmud so viele Individuen, dass eigentlich jede Gruppe auch vertreten ist.

Was entpuppte sich dieses Jahr, von der Masse der Besucher und der allgemeinen Resonanz her gesehen, als die absoluten Highlights?

Der «Let's Start Davening» Kabbalat Shabbat begeisterte zum Beispiel viele Teilnehmer, die dieses Format eines Musical Shabbat aus Berlin kennen oder bei Limmud zum ersten Mal erlebt haben. Auch im Programm gab es viele Highlights, da fällt es schwer, etwas herauszunehmen. Moshe Lavee von der Uni Haifa hat über die Kairoer Genizah Forschung berichtet und eine sehenswerte kleine Ausstellung dazu mitgebracht, Shmuley Boteach sprach über «Kosher Lust» was natürlich sehr clever darauf ausgelegt ist, Leute anzuziehen. Es gab Filmworkshops von Frank Stern, etwa zu Religion und Gender oder Tradition und Identität im israelischen Film, und Matan Hodorov, ein in Israel bekannter Journalist von Channel 10, hat über diverse Themen aus dem Bereich Wirtschaft und soziale Gerechtigkeit in Israel und der Diaspora gesprochen. Daneben sind es die vielen Möglichkeiten, außerhalb des üblichen Rahmens in einer großen Gemeinschaft sein Judentum selbstverständlich ausleben zu können, wie etwa das gemeinsame Schabbat-Dinner oder die Havdalah, aber auch die Konzerte oder Partys, die von Teilnehmern als Höhepunkte des Festivals gesehen werden.

Gab es eine Veranstaltung/Begegnung/ein Event, das Sie ganz besonders beeindruckt hat?

Ich empfand speziell die gemeinsame Havdalah unter freiem Himmel am Schabbat-Ausgang als einen dieser Momente, die einem bewusst werden lassen, was Limmud sein kann. Wenn nämlich eine riesige Gruppe von Juden unterschiedlichster Ausrichtungen oder Hintergründe eben als Juden zusammen kommen und für einem Moment sich im Licht der Kerzen wiederfinden dann sind sie das gegenwärtige Glied einer langen Kette von Tradition und Erfahrungen, dann ist ein jeder Teil eines jüdi-

schen Weges der Jahrhunderte alt ist, und bei Limmud einen Schritt fortgesetzt wird. Das auf so eindrucksvolle Art und Weise zu erfahren, ist nicht alle Tage beziehungsweise Abende möglich und bleibt nachhaltig im Gedächtnis.

In der Presse war zu lesen, es gäbe zunehmend auch mehr Israelis, die sich am Limmud-Festival beteiligen. Sind das eher Israelis, die schon stark «berlinisiert» sind, oder doch eher Israelis, die aus Tel Aviv, Haifa, Jerusalem anreisen und hier auch ganz eigene Ideen und Vorstellungen «rüberbringen» wollen?

Wir wollen uns primär auf die hier lebenden Israelis konzentrieren, denn in der hiesigen jüdischen Gemeinschaft liegt der primäre Wirkungskreis von Limmud Deutschland. Die hier



Lernen, lernen und dabei immer noch lachen.

lebenden Israelis sollen sich als dieser Gemeinschaft zugehörig fühlen und Limmud auch als «ihren» Ort annehmen und gestalten können, wenn sie möchten. Gleichzeitig haben wir aber immer auch Teilnehmer aus Israel, ebenso wie den USA oder dem europäischen Ausland unter den Teilnehmern und Referenten. Ihre jeweiligen Sichtweisen bereichern das Limmud.de Festival ungemein.

Gab es zugespitzte politische Diskussionen, zum Beispiel über den Nahostkonflikt?

Bei der Themenvielfalt im Programm sind zugespitzte Diskussionen natürlich zu erwarten und auch erwünscht. Dabei ist es egal, wie hitzig die Debatte ist. Wichtig ist nur, dass es letztendlich um eine Debatte um der Argumente Willen geht, und um das Lernen von Neuem, nicht um das Überzeugen eines anderen von einem speziellen Standpunkt. Außerdem gibt es dann immer noch den See, in dem man sich wieder abkühlen kann.

Ein Wort zur kulinarischen Versorgung?

Kosher und lecker! Ersteres ist für uns bei Limmud als eine jüdische Veranstaltung, die für jeden Juden offen sein will, selbstverständlich. Und letzteres verdanken wir der langjährigen Erfahrung unseres Caterers Elfenbein, und wir erhalten jedes Jahr viel Lob für das Essen.

War das Sponsoring für das diesjährige Festival zufriedenstellend?

Das Sponsoring ist elementar, denn praktisch jeder Teilnehmerplatz ist subventioniert. Ein wesentlicher Teil unseres Budgets stammt aus den Teilnehmerbeiträgen selbst, daneben erhalten wir finanzielle Unterstützung vom Zentralrat als langjährigem Förderer. Ebenso erhalten wir Gelder oder Unterstützung vom American Joint Distribution Committee, und für dieses Jahr auch von der Jewish Agency, der Genesis Philanthropy Group und dem American Jewish Committee. Daneben gibt es diverse Einzel-Spender, und sie alle zeigen mit großen und kleinen Summen ihre Wertschätzung für Limmud und seine Idee, und wir sind für all diese Unterstützungen äußerst dankbar. Zumal bei Limmud alles ehrenamtlich organisiert wird und somit praktisch jeder Cent in die Organisation des Festivals fließt.

Das Einwerben von finanzieller Unterstützung wird natürlich nicht leichter. Zu Beginn hatten wir große Unterstützung von jüdischen Stiftungen aus den USA und Europa. Nun müssen wir diese Unterstützung zum Großteil auch in Deutschland selbst finden, was wesentlich schwerer ist. Vor allem bei Stiftungen aus der Industrie müssen wir aufgrund der Geschichte zweimal hinsehen. Wir suchen zudem neue Wege der Unterstützung, die nicht mehr primär nur finanzieller Art ist, und freuen wir uns über jede Art der Zuwendung.

Wie entwickeln sich die kleineren Limmud-Events in anderen deutschen Städten?

Da wo es aktive Freiwillige gibt, wie etwa in Hamburg, entwickeln sich die Limmud-Tage sehr gut und stoßen auf ein breites Interesse. In Hamburg etwa hatten wir dieses Jahr über einhundert Teilnehmer, und Limmud ist dort ein Ort, an dem Diskussionen außerhalb der Kontroversen in der Gemeinde fortgeführt werden können. Auch für Dortmund ist ein Limmud-Tag geplant, und es gab Limmud-Tage in München, Köln und Frankfurt. Leider kann ich aber noch nicht sagen, wann wieder welche dort oder anderswo stattfinden werden. Wir sind hier ganz besonders auf das Engagement in den jeweiligen Orten angewiesen. Wir freuen uns über jeden, der Limmud für einen Tag oder ein Wochenende in seiner Stadt durchführen möchte, und unterstützen diese auf vielfältige Weise. Interessenten sollen und dürfen sich jederzeit gerne melden!

2015 ist das Festival wieder am Werbellinsee geplant. Und wer wird es koordinieren?

Das nächste Festival wird vom 14. bis 17. Mai 2015 stattfinden, und in der Tat ist die Location am Werbellinsee wieder angefragt. Die neue Festivalsaison beginnt nach den Hohen Feiertagen, und ich bin mir sicher, dass es wieder von vielen enthusiastischen Freiwilligen organisiert wird, die so verrückt sind, sich dieser Aufgabe anzunehmen! Denn wie das so ist, der Funke springt immer wieder über. Womit wir wieder bei der ersten Frage wären.

Das Gespräch führte Ari ZUCKER

Der 7. Rebbe diente der ganzen Welt

Im Gedenken an Menachem Mendel Schneerson (1902–1994)

Von Irene RUNGE

«Ich wurde oft gefragt, warum Chabad keine anderen öffentlichen Personen produziere. Die Antwort könnte lauten: Wenn die Sonne strahlt, scheinen die Sterne nicht zu existieren. In der Gegenwart des Rebben schien niemand sonst eine Rolle zu spielen. Die Zeit und die Gefühle der Menschen richteten sich darauf, mit ihm verbunden zu sein, was weitere Erwägungen fast ausschloss...» (Adin Even Israel Steinsaltz in «My Rebbe»). Und er fährt fort, der Rebbe habe den Kult nicht geschaffen, aber es auch nicht geschafft, ihn unmissverständlich zu stoppen.

Der 7. Rebbe verkörpert, was im Wort CHaBaD als Akronym für Chochma (Weisheit), Bina (Erkenntnis) und Da'at (Wissen) erscheint, aus kabbalistischer Sicht die drei Attribute Gottes und die drei Ebenen der Kabbala. Heute sind Lubawitsch und Chabad Synonyme. Die Bewegung ist 300 Jahre alt. Der tief betrauerte Tod des 7. Rebben vor 20 Jahren, Gimmel Tammus, es war der 12. Juni 1994, hat nichts zerstört, sondern die Zahl der Anhänger vervielfacht.

Menachem Mendel Schneerson, 1902 in Nikolajew (Ukraine) als Sohn einer hochangesehenen chassidischen Familie geboren, fiel früh durch seine Gelehrigkeit auf. 1907 wurde der Vater Rabbiner in Jekaterinoslaw (Dnepropetrowsk), er selbst unterrichtete mit anderen Rabbinern die drei Söhne. Die Mutter wird als klug und mutig beschrieben. Menachem Mendel besuchte technische Schulen, lernte in Leningrad ab 1924 beim 6. Lubawitscher Rebben, mit dem er entfernt verwandt war. Dieser galt als religiöser Staatsfeind, 1927 zum Tode verurteilt, durfte er nach heftigem politischen Protest – vor allem aus den USA – nach kurzer Lagerhaft mit Familie und einem Teil der Bibliothek nach Lettland auswandern. Menachem Mendel folgte ihm als Schüler, Mitarbeiter, Sekretär, enger Vertrauter. Im November 1928 stand er in Warschau mit Chaya Mussia (1901–1988), der mittleren Tochter, unter den Chuppa.

Sein präzises Gedächtnis und die hochkonzentrierte Lernfähigkeit befähigten den introvertierten Menachem Mendel zu komplizierten Entscheidungsfindungen. Er wird als gütig, gesetzestreu, bescheiden und schweigsam beschrieben, lebte mit Talmud, Tora und Chassidus. Nach seinem Ableben fand man drei Bände persönlicher Aufzeichnungen, 1928 nach der Hochzeit begonnen, 1950, im Todesjahr des 6. Rebben beendet. Es heißt, sie enthalten Tora-Deutungen, Reshimot über Kabbala, Gemora, Chassidus und Halacha, auf Jiddisch geschriebene Gedanken und bezeugen das tiefe Wissen, brillante Denken und die gewaltige intellektuelle Kraft des Rebben. Der Alltag ist ausgespart. Wie alles andere gelten die Hefte als kontinuierliche Zeugnisse für ein auch in schwersten Zeiten ununterbrochenes Tora-Studium und chassidisches Denken.

«Think positive!»

Der 7. Rebbe machte Chabad Lubawitsch global und unumkehrbar, auf seine Chassiden gestützt, von Freunden und Sympathisanten bewundert. Sein «Think positive!» brachte ihm auch den Respekt von Gegnern ein. Er ist unumstritten die bedeutendste jüdische Persönlichkeit der Gegenwart. Mit seinem Namen wird seit 1978 jährlich der nationale Bildungstag in den USA verbunden.

Der Rebbe nutzte seinen praktischen Verstand, kam aus theoretischer und theologischer Kraft den Menschen nahe. Selbst Staatsoberhäupter, Politiker, Wirtschaftsbesitzer, Militärs und Künstler nahmen stundenlange nächtliche Wartezeiten in Kauf, um mit ihm zu sprechen. 40 Jahre diente er der Gemeinschaft pausenlos. Er wollte bessere Menschen in einer durch gute Taten, Mitzwot, verbesserten Welt entwickeln, weil die messianische Zeit auf Erden vorbereitet wird.

Vierzig Jahre hat der Rebbe die Bewegung Chabad Lubawitsch geleitet. Als erster nach dem Holocaust übernahm er eine chassidische Regentschaft. Als Reaktion auf die Vernichtung der europäischen Juden verankerte er nationale und weltweite Aktionen für jüdische Bildung, Traditionsweitergabe und toragemäßes Leben, verbreitete sie als allgemeine strategische Grunderfordernisse für Juden und Nichtjuden. Er war Flüchtling, Überlebender, hatte Erfahrungen aus Berlin und Paris, war welterfahren,



Menachem Mendel Schneerson, der 7. Lubawitscher Rebbe (links), zusammen mit einem seiner Berater in Brooklyn, Januar 1993.

las in zehn, sprach fließend sieben Sprachen und erfasste politische und technologische Veränderungen weit früher als andere. Mit der Mitzwa-Kampagne erinnerte er an Mitzwot wie das Kerzenzünden am Schabbat und das Legen der Tefillin für Männer, er hat die Juden der Welt vernetzt, an deren Einheit er glaubte. Schon 1942 gründete er «N'shei Chabad» als unabhängige Chabad-Frauenorganisation, stets sprach er zu den Söhnen und Töchtern Israels, Frauen bot er bei religiösen Vorträgen besondere Lektionen, traf sich mehrmals im Jahr zu Diskursen und Gesprächen über weibliche Verantwortung und Begabungen, machte öffentlich auf Bedürfnisse und die Gewalt gegen Frauen aufmerksam und ermutigte diese, Tora und Chassidus zu lernen. Wie der Begründer der Chabad-Bewegung Rebbe Schneur Zalman von Lyadi (Alter Rebbe) sagte der 7. Rebbe, man darf lebendig mit der Zeit gehen, man müsse mit der Zeit gehen. Die Tora des Lebens enthalte in jedem Wochenabschnitt den Wegweiser für die richtige Lebenslektion. Mit Nachdruck betonte er den Wert frühkindlicher Erziehung und nahm die Kinder entsprechend ernst.

Meine erste Begegnung

Ich begegnete meinem ersten Chabadrabbiner etwa 1986 in Spanien. Rabbiner Abraham Glück, fast Zeitgenosse des Rebben, kam in glühender Hitze aus London zum jüdischen Studententreffen, um dessen Botschaft zu überbringen. Ich wollte mehr wissen, andere wink-

ten ab. Später kamen junge Chabad-Rabbiner nach Ostberlin, die Gedanken des Rebben im Gepäck. Im Frühjahr 1989 stellten sie mich dem Rebben in Brooklyn vor, der am Sonntag tausende Menschen empfing. Selbst stundenlang stehend, vermittelte er eine große Würde. Man wollte ihm nahe sein, den Segen und den berühmten Dollar empfangen, der zu Wohltätigkeit anregte. Mich sah er aus hellen Augen freundlich an, als würde er mich kennen. Ich müsse meine wichtigen jüdischen Aktivitäten in Berlin fortsetzen, sagte er, sie erweitern, dabei die Hilfe des Westberliner Vorsitzenden nutzen. Ich wunderte mich, es gab die Mauer zwischen Ost und West, eine deutliche Differenz zwischen den zwei Gemeinden, doch er lächelte nur, als ich davon sprach und erklärte, das würde sich bald ändern. Er hatte ein Gespür für die Zeichen der Zeit. Nach 1989 schickte er neue junge Botschafter nach Berlin. Ich begann, mich für diese Bewegung namens Chabad Lubawitsch zu interessieren.

Bräuche zu verbinden. Er beantwortete Berge ihm zugeschickter Briefe des 6. Rebben, hielt in dessen Auftrag in Warschau und Riga religiöse «Farbrennen», begleitete den kränkenden Schwiegervater, dem «Friedicker» (früherer Rebbe) auch zu Ärzten. Der «Rav», Rabbi Soloveitchik, bemerkte, Menachem Mendel, ein Student säkularer Wissenschaften, sei in Berlin wie ein Jude in Warschau oder Russland täglich in die Mikwe gegangen und habe gefastet. Er setzte, auch das ist überliefert, beim Betreten eines Raumes nie die Kopfbedeckung ab, in Berlin unüblich, er trug den dunklen Bart unbeschnitten. Auf Fotos sieht man ihn im Tagesanzug, auch Chaya Mussia wirkt der Zeit gemäß elegant. Der Rebbe war sowjetischer Staatsangehöriger mit ablaufendem Pass, was manche Probleme erklärte. Mathematik, Geometrie und technische Neuerungen interessierten ihn lebenslang, er las jüdische und nichtjüdische Tageszeitungen in mehreren Sprachen, trennte das Private vom Öffentlichen, setzte auf klare, erreichbare Ziele und meinte: Wir brauchen erheblich weniger Schlaf als wir denken.

«Armee des Rebben»

Der Rebbe, ein Flüchtling und Überlebender, war im Dienste der jüdischen Sache, verband Grundlagen der Chabad-Philosophie mit technischen, politischen, psychologischen und kulturellen Herausforderungen, befehligte die «Armee des Rebben», seine «Soldatinnen und Soldaten», die weithin unübersehbar die jüdische Gegenwart prägen. Für den Rebben waren weibliche «Schluchot» nicht Frauen der Botschafter, sondern selber Botschafterinnen, den männlichen «Shluchim» ebenbürtig. Heute sind 4000 Chabad-Paare in der ganzen Welt zu Hause, um Mitzwot und Tora, die Vertiefung und Verbreitung der Chabad-Philosophie zu verbreiten. Bücher, Artikel, Aufsätze und der Briefwechsel des Rebben füllen Regale. Zeitzeugen haben Video- und Tonbanddokumente hinterlassen. Zu Entwicklungen in den USA, Israel oder der Sowjetunion hatte er Meinungen, die nach vertraulichen Gesprächen auch öffentlich Wirkungen zeitigten. Chabad ist kunstvoll technisch vernetzt, wird als jüdische Bewegung weltweit von mehreren hunderttausend Anhängern unter dem Markenzeichen «The Rebbe» getragen. Die Chabad-Häuser, Studenten- und Familienzentren, schulische und andere Bildungseinrichtungen und Hilfsangebote reichen weit über diese Anhängerschaft hinaus.

Mit dem 7. Rebben verbindet sich das Bild eines alten, weißbärtigen Mannes, der aktiven Leitfigur der Chabad-Bewegung, Er war charismatisch für Juden wie Nichtjuden, Politiker und Menschen der Straße, Kinder, Männer und Frauen. Auf besondere Weise haben die Umstände seiner Epoche, Herkunft, Jugend und junge Erwachsenenjahre ihn, den traditionellen Chassiden und technisch begeisterten Intellektuellen zu einem religiösen Oberhaupt bestimmt. Er hat die Geschichte und die Ideale von Chabad an die nächsten Generationen weitergegeben.

Bemerkenswerte neue Bücher sind zum 20. Todestag erschienen, so von den Rabbinern Adin Steinsaltz und Rabbiner Joseph Telushkin. Letzterer stellt sein erst vor wenigen Wochen erschienenes Buch «Rebbe. The Life and Teachings of Menachem M. Schneerson, the Most Influential Rabbi in Modern History» (Harper Wave, 617 Seiten, \$ 29.99) am 1. Juli im Jüdischen Museum Berlin vor.

Kraft der Tehillim – und ihre Bedeutung im Alltag

Von Julia KONNIK

«Studieren Sie den Talmud?», fragte mich ein sportlich gekleideter Frührentner bereits wenige Minuten, nachdem er sich auf dem bequemen ICE-Sitz gemütlich gemacht hat. Aus dem Augenwinkel sah ich die äußerst gepflegte ältere Dame neben mir nun erwartungsvoll lächeln. Ihre neugierigen Blicke fühlte ich bereits seit dem Beginn unserer Fahrt in Berlin vor zwei Stunden. Okay, dachte ich mir, ich muss wohl erklären, dass es Psalmen sind, die ich lese, und warum ich sie bereits seit zwei Stunden lese und wohl noch zwei weitere Stunden lesen werde. Nur, wie kann ich es kurz und doch verständlich tun?

Es war gewissermaßen auch eine ganz neue Erfahrung für mich selbst, so viele Tehillim zu lesen: Das ganze Erste Buch an nur einem Tag. Ich war schon recht zufrieden mit mir, dass ich ganze sieben Tehillim täglich lese, aber einundvierzig und dazu eben noch ganz unbekannt... Dazu habe ich mich ausschließlich aus einem ganz besonderen, leider ganz und gar nicht erfreulichen Grund verpflichtet. An diesen verhängnisvollen Juni-Tagen nahmen sich jüdische Frauen auf der ganzen Welt viele Stunden höchst wertvoller Zeit, um eines der fünf Bücher der Psalmen an einem Tag zu lesen. Nicht nur aus Israel und Amerika, auch aus allen europäischen Ländern, aus Australien, aus Südamerika und Südafrika entflohen die uralten heiligen Worte voller Sorge und Schmerz und Hoffnung. Zusammen mit Tränen und drei Namen: Jakob Naftali ben Rachel Dwora, Gilad Michael ben Bat Galim und Eyal ben Iris Tshura.

Aber was sind Tehillim wirklich? Wer hat sie geschrieben und wann? Warum besitzen sie eine besondere Kraft, und wie hängen sie mit unserem inneren Leben zusammen? Und vor allem: was haben sie mit der niederträchtigen Entführung der drei israelischen Teenager zu tun?

Sefer Tehillim, das Buch der Psalmen, ist ein ganz besonderes Buch aus dem TaNaCh, genauer gesagt, aus seinem dritten Teil: Ketuvim. Es enthält 150 einzelne, unterschiedlich lange Lieder, die mehrere Tausende von Jahren alt sind und dennoch das innere Leben eines Menschen mit all seinen Freuden und Leiden erstaunlich zeitlos widerspiegeln. König David gilt als Verfasser von Sefer Tehillim. Sein Leben war so außergewöhnlich wie kein anderes in der Menschheitsgeschichte. Während seiner Laufbahn vom Schafshirten zum König erlebte David jede Art von Yisurim – Lebensherausforderungen, die nur existieren können: neben Liebe, Freundschaft und Treue kannte er Hass, Feindseligkeit und Verrat nur zu gut. Sein langes Leben ist gekennzeichnet durch Erfolge und Fehlschläge, Freude und Leid jeder Art. Unsere

Weisen sagen, Davids Augen hatten alle Farben, da er jeden möglichen Schicksalsschlag erlitten hat, der uns als Menschen treffen kann.

Die Tatsache, dass der Charakter von König David in den Samuel-Büchern so ungewöhnlich vielseitig und menschlich dargestellt wird, bleibt absolut beispiellos für alle Königszählungen des Altertums. Wir lesen gleichermaßen viel über innere Stärke und Streben nach Güte und Gerechtigkeit, so wie über Schattenseiten eines großen Helden, wie Zweifeln, Zorn, Begehren und schwere Schuldgefühle.

Unsere Weisen sagen, dass so wie die Tora von G'tt an die Menschen gerichtet ist, sind die Tehillim von Mensch an G'tt gerichtet. König David nutzte neben seinen Lebenserfahrungen seine musikalische und literarische Begabung, um ein



ALEJANDRO PAGANI, AFP

Meisterwerk für die Nachwelt zu hinterlassen: Eine greifbare Möglichkeit, durch Worte zum Höheren zu greifen. Um das eigene Leben und das von anderen Menschen aktiv und zum Besseren zu verändern.

Als Menschen sind wir einzigartig nicht-vollendete Wesen. Eine Katze bleibt eine Katze. Kein Tier ist fähig, sein Leben zu reflektieren und sich zu verändern. Nicht einmal ein Delfin, ein Affe oder ein Pinguin, ganz gleich, wie faszinierend und intelligent diese Tiere sein mögen. Aber wir Menschen können unser Leben durch bewusste Entscheidungen bestimmen, und unsere Bemühungen und Opfer sind niemals umsonst. Wir sind niemals allein. Und wir können außergewöhnliche Kräfte erfahren, wenn wir wissen, wie wir zu diesen gelangen. So wie unser Körper ohne Essen schwach wird, wird es auch unsere Seele ohne Nähe zu G'tt. Dieser ande-

re Hunger, wenn nicht gestillt oder hoffnungslos verdrängt, kann sich zu einem permanenten Unruhegefühl entwickeln, das bald vom Inneren eines Menschen Besitz ergreift. Dieser Hunger kann ständige Gereiztheit, Unzufriedenheit oder gar Hass verursachen, doch der Mensch versteht das nicht und sucht den ganzen Tag die «wahren» Schuldigen. Die üblichen Verdächtigen können die Eltern oder der Ehepartner sein, die Kinder, die Kollegen, andere Autofahrer. So kann die Liste der «Übeltäter», die eine hungrige Seele täglich neu schreibt, wahrlich lang werden.

Umgekehrt kann sich ein jüdischer Mensch, wenn er diesen Hunger spürt, direkt bei König David bedanken. Denn er bereitete uns eine Speise vor, die diesem Hunger stillen kann: Die Tehillim. Und noch mehr als das. In den Tehillim gibt es

für jede Lebenssituation heilende Worte, die Kraft zu Veränderung besitzen. Wenn man erfolgreich reisen möchte, geben uns die Tehillim 17, 34, 50 und 91 die nötige Kraft dafür. Im Fall einer Krankheit hilft das Sagen von 13, 22, 38, 103, 121 und 130. Einem kranken Kind hilft das neunte Lied. Für Schalom sagen wir die Psalmen 46, 80 und 133. Am Tag der Hochzeit ist es der Psalm 19, der die nötige Kraft verleiht. Wenn man in Kindeserwartung ist, der Psalm 20, damit ein Familienfest gut geht, der Psalm 96. Das ist natürlich nur ein kleiner Auszug aus einer langen Liste.

Meine Zugbegleiter hatten aufmerksam gelauscht. Der Frührentner, der zum Düsseldorfer Flughafen unterwegs war,

um von dort nach Afrika zu fliegen und «endlich einen ganz anderen Himmel als hier» zu sehen, kannte das Buch der Psalmen recht gut. Die gepflegte Dame mit dem schönen Schmuck hatte ebenso «schon mal etwas davon gehört». Beide waren jedoch recht überrascht zu hören, dass das Sagen der Psalmen dafür gut ist, Menschenleben zu verändern. Und dass so viele Frauen aus der ganzen Welt am selben Tag dasselbe Buch zum selben Zweck lesen, und dies über viele Stunden hinweg. Während der Afrika-Flieger uns dann noch eine Weile über politische und soziale Entwicklungen auf dem heißen Kontinent aufklärte und sich dann hektisch verabschiedete, sagte die Dame beim Ausstieg: «Ich finde das sehr gut, das mit den Gebeten. Und ich hoffe, dass die drei Jungen wieder zu ihren Familien kommen.» Auch ich hoffe, dass die Kraft der Tehillim helfen und ein Wunder geschehen wird.

TuS-Reisebüro – Ihr Partner für Reisen nach Israel

Ein erfahrener Israel-Spezialist lädt Sie ein, an einer Gruppenreise

«HEILIGES LAND ISRAEL»

teilzunehmen. Die Reisen dauern eine bzw. zwei Wochen (vom 11. bis zum 18. bzw. 25. November 2014).

Im Programm enthalten: Besuch der Städte Jerusalem, Zefat und Tiberias – drei der vier heiligen Städten der Juden; Begehen des Schabbat in Jerusalem; Besuch der sagenumwobenen Festung Masada und der Holocaustgedenstätte Yad Vashem in Jerusalem; Tagesausflug zum Toten Meer u. v. m.

Eine Wochenreise kostet ab 999 € p. P. (Flug, Übernachtungen in Zweibettzimmern mit Frühstück und Abendbrot, geführte Touren und Busservice). Eine zusätzliche Woche der Erholung in Eilat ist für 551 € buchbar.

Für einen Aufpreis sind auch eine Reise zum Grab der Erzmutter Rachel und ein Bootsausflug auf dem See Genezareth buchbar.

Für weiterführende Informationen und Buchung wenden Sie sich bitte an das TuS-Reisebüro:

- Kantstr. 97, 10627 Berlin
- Telefon: 030/217 61 17, 375 911 31
- Fax: 030/218 38 56
- Web: www.tus-reisen.com
- E-Mail: info@tus-reisen.com

Die Firmeninhaberin Yael Frankfurt und ihre Mitarbeiterin stehen Ihnen bei der Planung und Durchführung Ihrer privaten oder geschäftlichen Israelreise gerne mit Rat und Tat zur Verfügung.

Tausende unserer Kunden sind mit uns zufrieden!



Paraschot haSchawua

FREIE WAHL ZWISCHEN LEBEN UND TOD

05. JULI 2014
PARASCHA BALAK
NUMERI 22:2-25:9

Bei diesem Wochenabschnitt Balak erleben wir den moabitischen König Balak, der einen nichtjüdischen Propheten Bilam dazu anstiftete, das jüdische Volk zu verfluchen. Jeder Versuch des Fluches endete aber – vergeblich für den Anstifter – mit einem Segen. Um das jüdische Volk dann auf eine andere Weise zu schwächen, verführten moabitische und midianitische Frauen jüdische Männer. Dafür wurde das jüdische Volk mit einer Seuche bestraft. Pinchas, Enkelsohn von Aron, entschließt sich dazu das frechste Paar, das der Sünde verfiel, vor den Augen des Volkes zu töten. Dadurch kommt das jüdische Volk zur Besinnung, und es kommt zum Ende der Seuche.

Der Wochenabschnitt weist bei genauerem Hinsehen einen erstaunlichen Widerspruch auf. Denn am Anfang, hat G-tt Bilam strengstens verboten, Balaks Aufforderung das jüdische Volk zu verfluchen, zu folgen (Bamidbar 22:12). Jedoch etwas später, im Vers 20, sagt G-tt Bilam selbst, dass er den Gesandten von Balak folgen soll. Kann denn G-tt Seine Meinung so schnell verändern, wie ist das möglich? Diese Frage stellt der Talmud im Traktat Makkot 10b. Die Antwort die uns der Talmud auf diese Frage gibt, ist eine wichtige Lebensweisheit.

Der Talmud sagt: «Den Weg, den der Mensch gehen möchte, diesen Weg wird er auch geführt». Mit anderen Worten, G-tt gibt uns zwar klare Anweisungen, was richtig und was falsch im

Leben ist. So wie es in der Tora steht: «Ich lege vor euch das Leben und den Tod». Unseren Weg wählen, also uns für das richtige oder falsche zu entscheiden, oder für das Leben oder für den Tod festzulegen, müssen wir aber selbst. Darin besteht unsere Willensfreiheit. Doch sobald wir uns für einen Weg entschieden haben, wird uns geholfen diesen Weg zu gehen, unabhängig davon, ob er richtig oder falsch ist. Bilam war ein Mensch der sehr auf Ehre und Reichtum bedacht war. Also war er von Anfang an fest dazu entschlossen, mit Balaks Boten zu ziehen und das jüdische Volk zu verfluchen. Wenn dem nicht so gewesen wäre, hätte er G-tt nicht wiederholt gefragt, ob er gehen soll oder nicht. G-tt hatte ihm schon mal gesagt, dass Er nicht wollte, dass Bilam das jüdische Volk verflucht. Aber er fragte G-tt nur, um eine Rechtfertigung für seine Taten zu bekommen, seine Entscheidung stand aber schon längst fest. Aus diesem Grund hat G-tt beim zweiten Mal Bilam gesagt, dass er mit den Boten doch gehen soll. Beim ersten Mal hatte G-tt ihm erklärt was richtig und was falsch in dieser Situation gewesen ist. Doch die Tatsache, dass Bilam wieder dieselbe Frage stellte, mit dem einzigen Unterschied, dass es nur um mehr Geld und mehr Ehre ging, zeigte ganz klar wo Bilams Prioritäten lagen. Also ließ G-tt ihn mit den Boten ziehen.

Eine ähnliche Idee finden wir in der wohl berühmtesten Geschichte des Tanachs über Adam und die verbotene Frucht.

Nachdem Adam von der Frucht genossen hatte, fing er plötzlich an, sich vor G-tt zu verstecken. An dieser Stelle müsste bei jedem die Frage aufkommen: Wie kann das sein, dass Adam sich zu verstecken versucht? Er hat doch erst vor kurzem «von Angesicht zu Angesicht» mit G-tt kommuniziert. Weiß er denn nicht dass G-tt allsehend und allwissend ist, was ging in seinem Kopf vor? Doch noch verwirrender ist die Reaktion G-ttes. Er fängt, an Fragen zu stellen: «Wo bist du? Hast du von dem Baum gegessen?» Weiß er das denn nicht? Ist es kein direkter Widerspruch zu unseren Glaubensgrundsätzen, die die Allgegenwärtigkeit und die Allwissenheit G-ttes betonen?

Die Antwort auf diese Fragen ist ganz einfach. Wenn ein Mensch sich selbst zu belügen anfängt und versucht, sich vor G-tt zu verstecken, spielt G-tt mit und lässt den Menschen im Glauben leben, dass es ihm tatsächlich gelingen kann, sich vor G-tt zu verstecken. In derselben Weise offenbart sich G-tt aber jedem, der aufrichtig und eifrig nach Ihm sucht. Oder mit anderen Worten: «Den Weg, den ein Mensch beschreiten möchte, diesen Weg wird er auch geführt». G-tt hilft uns dabei, unsere Entscheidungen zu verwirklichen, indem er die äußeren Umstände beeinflusst, um uns den von uns auserwählten Weg zu ermöglichen.



DYNAMIK IN DEN GENERATIONEN

12. JULI 2014
PARASCHA PINCHAS
NUMERI 25:10-30:1

Für sein richtiges Handeln wird Pinchas zum Priester ernannt. Das Volk Israel bereitet sich auf den Krieg gegen das medianitische Volk vor. Eine weitere Volkszählung wird veranlasst, man kommt auf 601.730 Männer im Alter von über 20 Jahren. Das Land Israel soll unter den Stämmen aufgeteilt werden. Die Töchter von Zelofchad, der keine männlichen Nachkommen hatte, bringen Mosche dazu die Erbsätze zu überdenken. Die Reihenfolge der Vererbung wird gelehrt. Mosche, der in das Land Israel nicht einziehen darf, ernennt seinen Nachfolger Jehoschua bin Nun. Er soll von nun an das jüdische Volk anführen und in das Land Israel bringen. Die Opfergaben, die zu den jeweiligen Feiertagen im Tempel gebracht werden sollen, werden aufgezählt.

Der berühmte Chofetz Chaim (Rabbi Israel Simcha (Hakohen) Kagan 1838-1933) bemerkt, dass im Wochenabschnitt Pinchas, bei der Zählung junger Männer im Alter von über 20 Jahren, der Stamm Benjamin nur auf 45.600 kommt. Der Stamm Dan zählt dagegen 64.000 Männer, die älter als zwanzig Jahre gewesen sind.

Bemerkenswert hierbei ist, dass Benjamin, der Stammvater vom Stamm Benjamin, zehn Söhne hatte, während Dan, der Stammvater des Stammes Dan, nur einen einzigen Sohn namens

Chuschim besaß. Noch bemerkenswerter ist die Tatsache, dass Chuschim behindert war – er war absolut taub.

Wir sollten uns kurz vorstellen, wie sich Jaakow bei einer Schabbatmahlzeit oder einer Familienfeier, wo alle seine Kinder und Enkelkinder versammelt waren, gefühlt haben würde. Auf der linken Seite von Jaakow sitzt Benjamin, mit seiner Frau und zehn prächtigen Söhnen. Die Söhne singen, erzählen Worte der Tora, lachen und kommunizieren mit allen anderen Familienmitgliedern. Auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches sitzt Dan, mit seiner Frau und mit seinem tauben Sohn. Der Sohn versteht nicht einmal, worüber alle anderen sprechen, er kann sich an der Feier gar nicht richtig beteiligen.

Was hat sich Jaakow bei diesem Anblick wohl gedacht? Bestimmt machte er sich keine Sorgen um die Nachkommen des Stammes Benjamins. Tolle Familie, zehn wunderbare Söhne, selbstverständlich musste dieser Stamm eine großartige Zukunft haben. Doch was ist mit Dan? Nur ein Sohn, und der ist taub. Was wird aus ihm? Wer wird ihn denn heiraten wollen? Wie kommt er denn mit seiner Behinderung in dieser Welt zurecht? Kann es das Ende des Stammes bedeuten? Diese Gedanken würden wohl jeden Großvater plagen.

Doch wir sehen, dass nach nur wenigen Generationen der Stamm Dan viel zahlreicher als der Stamm Benjamin geworden ist. Hieraus lernen wir, sagt der Chafetz Chaim, dass wenn der Allmächtige eine Person erfolgreich machen möchte, kann Er es tun, selbst wenn die Gegenwart gerade ganz anders aussieht. Aus ganz wenig kann ganz viel werden – und umgekehrt. Aus einem Sohn können vierundsechzigtausend werden und aus zehn Söhnen «nur» fünfundvierzigtausend.

Dasselbe Prinzip gilt auch für den materiellen Besitz. Manche Menschen kommen aus ganz einfachen Verhältnissen und erarbeiten sich während ihres Lebens ein erstaunliches Vermögen, während andere wiederum, die aus eher wohlhabenden Verhältnissen kommen, oft alles verlieren.

Viele Menschen sind dazu geneigt, immer nur nach gegenwärtigen Situationen zu beurteilen. Sie sehen, dass es andere gibt, die mehr als sie haben. Das erweckt bei vielen Neidgefühle, macht sie traurig oder gar frustriert. Doch dabei vergessen die Menschen, dass sie alles selbst in der Hand haben. Und dass aus ganz wenig immer auch viel werden – und aus ganz viel wenig. Man muss nur hart dafür arbeiten und niemals den Glauben verlieren.

KASCHERN VON GESCHIRR UND REINIGUNG DER SEELE

19. JULI 2014
PARASCHA MATOT
NUMERI 30:2-32:42

Die Tora beschreibt in diesem Wochenabschnitt die Gesetze der Schwüre und der Gelübde. Das jüdische Volk zieht in den Krieg gegen Midjan. Jeder Stamm stellt eintausend Kämpfer zur Verfügung. Zwölf tausend Männer ziehen in den Krieg. Die Kriegsbeute wird aufgeteilt, ein Teil der Beute geht an den Tempel. Die Stämme Gad und Reuven, die große Herden unter sich haben, bitten Mosche um die Erlaubnis, sich auf dieser Seite des Jardens niederzulassen und nicht im Land Israel zu leben. Mosche gewährt ihnen die Erlaubnis, unter der Bedingung, dass sie mit den anderen in den Krieg ziehen, um das Land Israel zu erobern.

Mit einer großen Kriegsbeute kehrten die Kämpfer aus dem Krieg gegen den Midjan zurück. Nicht nur Schätze und Stoffe eroberten sie, sondern auch die Essutensilien und das Geschirr. Doch da dieses Geschirr für nichtkoschere Speisen benutzt wurde, stellte sich die Frage: Darf man dieses Geschirr überhaupt benutzen, und wenn ja, wie kann man es wieder koscher machen?». Und so kam Elazar, der Hohepriester und lehrte das jüdische Volk ein wichtiges Gesetz, das bis heute seinen Gebrauch in jeder kosher essenden Familie findet. Unabhängig davon, ob man das nichtkoscher gewordene Geschirr wieder koscher machen möchte, oder wenn man das Geschirr für

Pessach kaschern möchte, greift man immer auf dieses Gesetz zurück. Das Gesetz heißt im Original «kebolo kach polto» – so wie das Gefäß den Geschmack absorbiert hat, auf die selbe Art und Weise gibt es diesen Geschmack wieder zurück.

Folgende Schritte muss man unternehmen, wenn man das Geschirr kaschern möchte. Als erstes muss man das Geschirr gründlich auswaschen, damit keine unkoschere Speisereste, kein Schmutz und keine Verrostungen auf dem Geschirr verbleiben. Danach soll man das Geschirr für vierundzwanzig Stunden ruhen lassen. Als letztes unterwirft man das Geschirr demselben Prozedere, wie es in der Regel benutzt wurde. Mit anderen Worten; wenn es sich zum Beispiel Töpfe handelt, in denen man kochte, muss man dort Wasser kochen, um den Geschmack aus den Töpfen herauszuziehen. Falls man das Geschirr auf dem offenen Feuer benutzte, so muss der Geschmack auch durch das Feuer entzogen werden.

Jeder der etwas von Chemie versteht, wird diese Gesetze gut nachvollziehen können. Doch Chofetz Chaim (Rabbi Israel Simcha (Hakohen) Kagan 1838–1933) kommentiert auch, dass man aus diesen Gesetzen lernen kann, wie der Mensch sich geistig reinigen soll. Und er beschreibt drei genaue Schritte, die man unternehmen soll, falls man sich

vom falschen auf den gerechten Weg wenden und Teschuwa, Rückkehr tun will. Als erstes, soll man sich gründlich reinigen, aufhören schlechtes zu tun und die gemachten Fehler bereuen. So, dass kein Schmutz oder Rost in einem bleibt. Als nächstes soll man die Sachen ruhen lassen – und aufpassen, dass man nicht wieder mit irgendwelchen schlimmen Dingen in Berührung kommt. Und als letztes soll man genau in dem Bereich, in dem man gesündigt, hat Gutes tun. Falls man mit Laschon haRa, der üblen Nachrede, gesündigt hat, muss man sich nun dazu zwingen, das Gute und Positive in den Menschen zu sehen und darüber zu sprechen. Falls man andere bestohlen hat, muss man versuchen um so mehr Tzedaka, Almosen zu verteilen. Nur so, schreibt der Chofetz Chaim, wird man von einem unkoschere Gefäß für die eigene Seele zu einem koschere.

Nachbemerkung: Die praktischen Gesetze des Kascherns der Utensilien sind viel komplizierter, als sie oben beschrieben wurden. Einige Arten des Geschirrs oder der Geräte lassen sich überhaupt nicht kaschern. Will man entsprechendes Geschirr kaschern, dann ist es sehr empfehlenswert und sogar absolut notwendig, sich mit einem Rabbiner über die Einzelheiten zu beraten.



DIE TRAGÖDIEN EINORDNEN KÖNNEN

26. JULI 2014
PARASCHA MASSEJ
NUMERI 33:1-36:13

Der Wochenabschnitt Massej fängt mit der Aufzählung der Stationen des Volkes Israel in der Wüste an. G-t befiehlt, alle Götzen im Land Israel zu zerstören und das Land in Besitz zu nehmen. Die Grenzen des Landes Israel werden beschrieben. Die Fürsten jedes Stammes werden beauftragt, das Land zwischen den Mitgliedern des Stammes aufzuteilen. Es sollen sechs der achtundvierzig Städte als Zufluchtstätte für diejenigen, die ohne Absicht jemanden getötet haben und von der Rache der Verwandtschaft fliehen mussten, abgesondert werden. In diesen Städten darf der Bluträcher keine Rache ausüben. Frauen, die das Land von ihren Vätern vererbt haben, sollen nur die Söhne des eigenen Stammes heiraten, damit das Land innerhalb des Stammes bleibt und nicht an die andere Stämme geht.

Die Tora sagt, dass, falls jemand einen anderen unabsichtlich tötet, die nahen Verwandten des ermordeten ein Recht auf die Rache haben. Aus diesem Grund soll sich der unabsichtliche Mörder schnellstmöglich in eine der sechs Zufluchtstädte begeben, denn dort darf der Bluträcher keine Rache mehr ausüben. Der Flüchtling soll in der Zufluchtstatt verweilen, bis der Hohepriester stirbt. Danach darf er die Zufluchtstätte verlassen, und der Bluträcher darf keine Rache mehr ausüben. Mit anderen Worten: wenn der Hohepriester noch sechzig Jahre leben würde, müsste der unabsichtliche Mörder noch ganze sechzig Jahre in der Zufluchtstätte

bleiben: Falls der Hohepriester aber zwei Wochen später sterben würde, dann könnte sich auch der Mörder sofort danach frei bewegen, ohne um sein Leben fürchten zu müssen.

Der Rambam (Moses Maimonides, ca. 1135 –1204) schreibt in seinem berühmten Werk More Newuchim (der Wegweiser der Verirrten), dass es vollkommen nachvollziehbar ist, dass wenn der Hohepriester nach vierzig oder fünfzig Jahren stirbt, dass der Mörder ohne um sein Leben fürchten zu müssen, die Zufluchtstätte verlassen kann. Denn es ist sehr viel Zeit vergangen, und die Verwandtschaft trauert nicht mehr so stark um den ermordeten. Die Gemüter sind abgekühlt, und keiner wird sich an dem Mörder rächen wollen. Doch was passiert, wenn der Hohepriester zwei Wochen nach dem unbeabsichtigten Mord stirbt? Wir haben ein Prinzip, dass ein Toter in den ersten zwölf Monaten nach seinem Ableben nicht vergessen wird. Die Familie sagt jeden Tag Kadisch für den Verstorbenen. Die Trauer und somit die Verbitterung über seinen Tod ist noch sehr frisch. Muss denn der unabsichtliche Mörder wirklich nicht um sein Leben fürchten?

Der Rambam erklärt, dass der Hohepriester die meist geehrte und geliebte Person des ganzen Volkes war. Sein Tod war eine nationale Tragödie auf höchster Ebene. Es ist die menschliche Natur, schreibt der Rambam, dass das Eintreten einer «größere»

Tragödie die psychologische Auswirkung «kleinerer» Tragödien verdrängt. Nehmen wir einmal an, dass jemand aus New York am 10. September 2001 einen kleineren Autounfall erlebte. Natürlich ärgert er sich fürchterlich darüber. Jetzt hat er für einige Zeit kein Auto mehr zur Verfügung. Muss viel für die Reparatur bezahlen. Wie kommt er jetzt zur Arbeit? Wer bringt die Kinder in die Schule? Und und und... Der Ärger würde eine Weile anhalten. Doch meinen wir, dass er sich am 11. September, am Tag danach, als sich die nationale Tragödie in New York ereignete, noch an seinen Ärger von gestern erinnern würde? Wohl kaum, denn die größere Tragödie hat die kleinere Tragödie sofort verdrängt.

Genauso wird auch im Fall des Bluträchers die nationale Tragödie des Todes des Hohepriesters, der der wichtigste und beliebteste Mensch des Volkes war, die persönliche Tragödie des Verlustes eines Angehörigen in den Schatten stellen. Somit wird der Drang nach Rache geringer, und der unabsichtliche Mörder kann furchtlos die Zufluchtstätte wieder verlassen. Hieraus können wir eine wichtige Lehre ziehen. Jeder von uns hat persönliche Sorgen, Probleme und Tragödien. Doch wir müssen uns dazu erziehen, dass, sobald eine nationale Tragödie eintritt, wir die eigenen Dinge zurückstellen, und uns sofort um die Gemeinschaft kümmern.

«Allrounder» aus Amerika

Joshua Spinner befördert Bildungsarbeit und Community Building an der Spree

Von Olaf GLÖCKNER

Sein dunkelblaues, modisches Basecap und das locker sitzende Jackett haben eine Spur von Verwegenheit. Im Café Elfenbein in Berlins Szene-Stadtteil Prenzlauer Berg, wo das Leben fast rund um die Uhr pulsiert, sind wir auf einen Espresso verabredet. Leute eilen vorbei und grüßen freundlich – auf Russisch und Englisch, und manche auf Hebräisch. Es ist «High Noon», und Rabbiner Joshua Spinner antwortet schlagfertig und humorig aufgelegt. Wieder einmal bringt ihn nichts aus der Ruhe. Ob es spezielle Gründe für ihn, gab, im Jahr 2000 ausgerechnet nach Deutschland zu gehen? «Ich spreche eben gut Russisch», antwortet der hochaufgewachsene Mann mit vielsagendem, leicht ironischem Blick. Wie lange er, der in Baltimore geborene Amerikaner, denn seinen Aufenthalt in der Bundesrepublik plane? «Zu lange für meine Feinde und zu kurz für meine Freunde», scherzt Spinner weiter, und fügt dann doch mit weitaus ernsthafte Ton hinzu: «Wir haben in Zentral- und Osteuropa große Aufgaben. Wir bringen jüdische Bildung zurück, und wir bauen Community. Das braucht Zeit, Geduld und eine Menge Energie. Starre Zeitplanungen sind da wenig hilfreich.»

Mit «wir» meint Joshua Spinner die Ronald S. Lauder Foundation, die in 16 Ländern den Aufbau von jüdischen Kindergärten, Schulen, Jugendzentren und höheren Bildungseinrichtungen sichert. Ronald S. Lauder, der US-amerikanische Stiftungsgründer, Kosmetik-Unternehmer und große Philanthrop erkannte noch vor dem Fall des «Eisernen Vorhanges», dass die Rettung der Gemeinden im einst kommunistischen «Ostblock» einen neuen Zugang zur jüdischen Tradition erfordere – und entsprechende Strukturen. Wie das konkret zu machen sei, davon hatte Lauder Ende der 1980er Jahre wohl selbst nur vage Vorstellungen. Für Joshua Spinner, den Freunde nur kurz «Josh» nennen, war Europa noch ganz weit weg. Als High School-Schüler im kanadischen Hamilton war er noch am Überlegen, ob er zuerst Geschichte oder vielleicht doch Literatur studieren wollte.

25 Jahre sehen die Dinge ganz anders aus. Nicht nur in Deutschland, sondern in der halben Welt ist man verblüfft, wie im Land der Dichter und Denker, aber auch der skrupellosen Nazimörder, jüdisches Leben «von unten her» wieder wächst. Wie neue lokale Gemeinden gegründet, Synagogen geweiht und Begegnungszentren eröffnet werden – gut sichtbar auch für die nichtjüdische Öffentlichkeit. Gerade passieren zwei junge Männer in dunklen Anzügen und mit Kippa das Café Elfenbein. Rav Spinner wechselt ein paar Worte mit ihnen, zückt kurz seinen Terminkalender und schiebt ein kurzes Telefonat ein. «Sorry, urgent case», entschuldigt er sich charmant. Mit Organisieren verbringt Spinner einen beträchtlichen Teil des Arbeitstages, aber auch mit Motivieren. Und damit hat er früh im Leben begonnen. «Meine Mutter erinnert sich noch heute daran», lacht er, «dass ich einmal mit drei Jahren auf eine Parkbank im heimatlichen Hamilton stieg und einer imaginären Menge zurief: ,Ich bin der Präsident der Vereinigten Staaten, und ich sage Euch: Unternehmt was!‘ Die Leute haben herzlich gelacht, die hat das amüsiert.» Als Jugendlicher war «Josh» dann viel in Bewegung – für Schülerräte, Studentenvertretungen, Sprechergruppen – er wollte mitreden, mitentscheiden, ohne dabei den Chef geben zu



Creating the Future: Rabbi Joshua Spinner bei einer Grundsatzrede im Skoblo-Synagogue and Education Center in Berlin-Mitte.

müssen. «Menschen unterschätzen, wie viele Dinge sie selbst in die Hand nehmen können. In guten Teams entdeckt man das natürlich am einfachsten», sinniert Spinner kurz.

Vieles hat den jungen Mann in Hamilton in seiner High School-Zeit interessiert, und dass er sich am Ende für eine Rabbinerausbildung entscheiden würde, war lange Zeit nicht vorzusehen. Ursprünglich tendierte er zu einer Historiker-Laufbahn und fokussierte sein Studium an einer der US-Elite-Universitäten der «Ivy League». Allmählich aber wurde ihm klar, dass sein Leben eine andere Richtung nehmen würde.

Ein Schlüsselerlebnis dafür, sagt er, habe es aber nicht gegeben. «Sicher, ich stamme aus einer religiösen Familie. Dort wurde die jüdische Tradition ernst genommen, und wir alle haben sie lieben gelernt. Aber es hätte gut auch passieren können, so dass ich vielleicht Historiker oder etwas Ähnliches im akademischen Bereich geworden wäre.» Für «Josh», den angehenden Rabbiner, ging es zunächst zu Yeshivot in Toronto und Jerusalem, und an der Columbia University in New York studierte er Geschichte und Literatur. Diesen Fächern frönt er auch heute noch gern – genauer: wenn es die knappe bemessene Zeit ihm erlaubt. «Für den Besuch von Konferenzen habe ich leider keine Zeit, aber ich versuche viel zu lesen», bekennt er. «Gerade habe ich ein tolles Buch über die intellektuelle Geschichte bei Tacitus in die Hände bekommen, und darüber, wie riskant eine romantisierende Sicht auf die historischen Germanen schon immer gewesen ist.»

Joshua Spinners Weg nach Berlin war alles andere als eine gerade Linie. Mitte der 1990er Jahre hatte er seinen Uni-Abschluss in der Tasche – jung, religiös, ehrgeizig und durchaus bereit, auch auf anderen Kontinenten etwas

für jüdische Einrichtungen zu bewirken. Just in jener Zeit lernte er Ronald Lauder kennen, der schnell die Stärken des jungen Absolventen erkannte und ihn zunächst für eine wichtige Mission in Osteuropa gewann: Ab 1995 arbeitete Spinner in der weißrussischen Hauptstadt Minsk, lernte das harte Alltagsleben in einem post-sowjetischen Staat kennen, erwarb sich rasch die russische Sprache und begann mit Erfolg, pädagogische Programme für jüdische Jugendliche vor Ort aufzubauen. Eine wichtige Erfahrung, die ihn später immer wieder begleiten sollte. Spinner verstand, dass das Sowjetregime den Juden in der einstigen UdSSR zwar zu ganz wesentlichen Teilen die Tradition geraubt hatte, ihren jüdischen Stolz und ihr tiefes Verbundenheitsgefühl mit dem jüdischen Volk aber nicht hatte nehmen können. «Diese Menschen haben nicht vergessen, wenn ihre Großeltern Jiddisch sprachen oder an Pessach plötzlich jemand Mazze vorbeibrachte. Sie haben sich gefreut, wenn es wieder einen Nobelpreisträger mit jüdischem Namen gab. Anfeindungen haben ihnen weh getan, aber sie umso selbstbewusster gemacht. Das wird auch leicht vergessen, wenn hier in Deutschland über die Integration der russischsprachigen Juden in die Gemeinden diskutiert wird. Natürlich brauchen sie umfassende Unterstützung bei der Rückkehr zur jüdischen Tradition, und dafür sind wir und andere vor Ort. Aber jeder der Gekommenen hat auch seine eigene Würde und Authentizität, egal, wie gut oder schlecht er sich in der Tora und im Talmud auskennt.»

Ende der 1990er Jahre kehrte Joshua Spinner noch einmal nach New York zurück, und gleichzeitig absolvierte er Rabbinische Studien an der Yeshiva Mesivta Tifereth Jerusalem Seine Smicha erhielt «Josh» im Jahre 2000. Im New Yorker Office der Lauder Foundation entwickelte

er bald zusammen mit anderen Mitstreitern ehrgeizige Projekte für Deutschland. Denn inzwischen war offensichtlich geworden, dass der Zuzug von Juden aus der früheren Sowjetunion die «Communities» in der Bundesrepublik demographisch zwar erheblich stärken, zugleich aber einen riesigen Bedarf an jüdischer Bildung nach sich ziehen würde. «Alle waren sich dessen bewusst, dass in Deutschland wieder eine starke jüdische Diaspora entstehen könnte. Aber gleichzeitig bestand die Gefahr, dass die Zuwanderer nach Deutschland kommen und trotzdem von ihren jüdischen Wurzeln entfremdet bleiben», sagt Spinner.

Im Herbst 2000 kam der junge Rabbiner zusammen mit einer Handvoll weiterer Mitstreiter nach Berlin und gründete im Vorderhaus der Synagoge Rykestraße die Yeshiva «Beis Zion». Bald kamen die ersten jungen Männer aus der Stadt und ihrer Umgebung, um Tora und Talmud zu studieren. Manche besuchten die Yeshiva den ganzen Tag über, andere kamen in den Abendstunden. «Ein Anfang war gemacht», erinnert sich Josh, «aber eben erst mal ein Anfang. Unser Ziel war es aber, für jüdische Familien in Berlin – wie auch in anderen Städten – ein komplette Infrastruktur aufzubauen, die ihnen ermöglicht, nach der Halacha zu leben. Das schließt die ganze jüdische Bildungskette, vom Kindergarten bis zur Yeshiva, Midrascha und zu Erwachsenen-Seminaren ein. Das bedeutet aber auch, eine Synagoge zu finden, ein Kollel zu schaffen, Netzwerke aufzubauen. Wir standen vor riesigen Aufgaben, und es gab anfänglich natürlich auch Unsicherheiten. Aber bald haben wir gesehen, dass das Interesse und der empfundene Bedarf tatsächlich vorhanden waren. Die ersten Familien entschlossen sich da schon, hier in die Umgegend zu ziehen.»

Dennoch mussten die jungen Protagonisten anfangs einige Vorurteile und Ängste ausräumen, «die Amerikaner» würden eigene Interessen verfolgen und am Ende gar bestimmen wollen, wie «deutsches» Judentum im 21. Jahrhundert auszusehen habe. «Lauder Yeshurun hat sich immer als Organisation verstanden, die jüdische Bildungsprogramme anbietet und beim Aufbau vitaler jüdischer Netzwerke hilft. Wir freuen uns, wenn darauf zurückgegriffen wird, aber es wäre absurd, in Konkurrenz mit anderen jüdischen Organisationen und Einrichtungen treten zu wollen», erklärt Spinner.

Seither ist viel Wasser die Spree heruntergeflossen, und Lauder Yeshurun hat in der Hauptstadt beeindruckende Projekte entwickelt. Manche davon besitzen eine Deutschland-weite Ausstrahlung, andere sind essentiell geworden, um das lokale jüdische Leben vor Ort zu stärken und fortzuentwickeln. Im Prenzlauer Berg eröffneten nach der Yeshiva «Beis Zion» auch eine Midrascha für junge Frauen, ein jüdischer Kindergarten («Lauder Nitzan»), eine jüdische Grundschule («Lauder Beth Zion»). 2009 eröffnete mit Unterstützung der Lauder Foundation und des Zentralrates der Juden in Deutschland in der Brunnenstraße sogar eine Rabbinerseminar, das sich in der Tradition des berühmten neo-orthodoxen Rabbiners Esriel Hildesheimer (1820-1899) sieht. Das Hildesheimersche Seminar war 1873 in Berlin eröffnet worden und zog bis Ende der 1930er Jahre junge Studenten aus ganz Europa an. Nachfahren von Hildesheimer unterstützen das neu gegründete Seminar ebenfalls. «So entsteht Kontinuität» freut sich Joshua Spinner. «Die Yeshiva Beis Zion ist der Grundstock für unsere Bildungsarbeit unter jungen jüdischen Männern aus dem In- und Ausland. Einige der Studenten fassen dann den bewussten Entschluss, Rabbiner zu werden. Wir sprechen mit ihnen, überlegen gemeinsam, ob das ein individuell guter Weg sein kann. Wenn ja, dann unterstützen wir die jungen Männer auf diesem Weg nach allen unseren Kräften. Das Studium verlangt allen viel ab. Und das Ziel bleibt, möglichst viele von ihnen nach der Ordination in deutschen Gemeinden einsetzen zu können.»

In der Tat ist der Bedarf an Rabbinern in den mehr als 100 lokalen jüdischen Gemeinden des Landes sehr hoch, nur etwa ein Drittel von ihnen verfügt derzeit über einen eigenen. «Wir ordinieren nicht mehr als zwei Rabbiner pro Jahr», sagt Joshua Spinner, «aber dafür bürgen wir für sehr gut ausgebildete Rabbiner mit hoher Motivation und starkem Engagement. Und wir garantieren den Absolventen einen Platz mit wirklicher Perspektive». Absolventen des Seminars sind unter anderem schon in jüdischen Gemeinden in Köln, Osnabrück und Leipzig tätig. Zsolt Balla, ehemaliger Student des Hildesheimerschen Seminars und seit einigen Jahren Rabbiner in Leipzig, ist mittlerweile sogar eines der drei Vorstandsmitglieder bei der Orthodoxen Rabbiner Konferenz Deutschland (ORD).

Mit dem Rabbinerseminar hat sich in gewisser Weise ein Kreis geschlossen. Rabbiner Spinner und seine Mitstreiter konnten nun sehen, wie eine Gemeinschaft durch Tradition, Bildung und praktiziertes Judentum organisch wächst. Junge Männer aus der Yeshiva heirateten junge Studentinnen aus der Midrascha, die jungen Familien bildeten wiederum neue Netzwerke und fanden die idealen Bildungseinrichtungen für ihre Kinder vor. Manche der jungen Erwachsenen sind nun selbst längst auf dem Weg, Lehrfunktionen zu übernehmen.

2010 – ein Jahr nach der Eröffnung des Berliner Rabbinerseminars – wurde Joshua Spinner zum «Executive Vice President» und Geschäftsführer der Ronald S. Lauder Foundation ernannt. Im Klartext: Wesentliche organisatorische Instruktionen und Entscheidungen für Lauder-Bildungsprojekte in 14 verschiedenen

Ländern liegen nun extra noch in seiner Hand. Anderen würde wohl schwindlig werden bei einer derart gebündelten Verantwortung, doch Joshua Spinner blieb gelassen: «Sicher, die Anzahl meiner Flügel in osteuropäische Länder hat sich deutlich erhöht. Aber Fliegen kann auch etwas sehr Entspannendes haben, du musst nur die richtige Musik dabei haben.» Zu Spinners absoluten musikalischen Favoriten zählt der Pianist Glenn Gould, «für Kanadier, die Bach lieben, ein absolutes Muss.» In Berlin besuchen Rabbiner Spinner und seine Frau Joel gern auch klassische Konzerte, sei es in der Philharmonie oder auch im Konzerthaus am Gendarmenmarkt. «Die Stadt hat prächtige Orchester, Musiker, und Dirigenten», schwärmt Josh, «es ist ein Genuss, hier ab und an in die Konzerte einzutauchen und sich für eins-zwei Stunden in der Musik zu verlieren. Manchmal kommt auch unsere älteste Tochter Rebecca mit. Bach ist mein persönlicher Favorit, aber ich liebe auch Brahms und Tschaikowski.»

Das modische Basecap braucht Rabbi Spinner bei den Berliner Konzerten wohl weniger, aber durchaus bei einer zweiten großen Freizeit-Leidenschaft. Spinner ist ein enthusiastischer Jogger, noch bis vor kurzem ist er bei vielen Halbmarathons gestartet. «Ich laufe, wann

Welt. So wie viele Frauen bei der erst kürzlich gegründeten Gemeinde Kahal Adass Jisroel ist auch Joelle berufstätig und geht einem Führungsjob im Hotelmanagement nach. Quer durch die Woche ist so fast jede Minute «getimt», dennoch pflegen die Spinners ein offenes Haus, insbesondere an Feiertagen. So kann es beispielsweise an Chanukka passieren, das so ganz nebenbei auch der amerikanische Botschafter für eine halbe Stunde vorbeischauf. Der Schabbat aber ist ganz der Familie vorbehalten. «Mein Terminkalender mag noch so voll sein, am Schabbat bin ich fast immer mit Joelle und den Kindern zusammen», erzählt Joshua Spinner. «Wir fühlen uns zu Hause sehr wohl, unternehmen aber auch gern Ausflüge, besuchen Museen und Theater.»

Joshua Spinners komplexe Aufgaben erfordern regelmäßige Reisen in die USA, nach Osteuropa, nicht selten aber auch nach Israel. «Egal ob dienstlich oder privat, ich kehre dorthin immer wieder gern zurück», bekennt der Rabbiner. «Israel ist nicht nur ein faszinierendes und vitales, modernes Land, das sich ständig weiter entwickelt. Es ist die Heimat des jüdischen Volkes. Hier haben unsere Vorfahren die Tora empfangen, hier stand der Tempel, hier haben unsere Propheten gewirkt.

Bildungsarbeit bisher nur mit Hilfe von israelischen Beratern, Lehrern, teils auch Rabbinern geschlossen werden können. Gerade in den Kindergärten und Schulen der Lauder Foundation sind israelische Betreuer und Lehrer nach wie vor hoch willkommen – und darüber hinaus bei den Kids sehr beliebt. «Wir sind sehr froh über die israelischen Helfer und Kollegen», freut sich Rabbiner Spinner.

Der Espresso ist längst aus den Tassen, während wir noch über «Community Building» und die Frage adäquater Gemeinde-Strukturen in Deutschland debattieren. Joshua Spinner rückt sich das blaue Basecap zurecht, hat die nächsten Anrufe auf dem Smartphone-Display, muss zurück ins jüdische Zentrum in der Brunnenstraße in Berlin-Mitte. Es scheint ihm wichtig, ganz schnell noch ein paar Grunderfahrungen der letzten Jahre zu skizzieren: «Ich erlebe in jüdischen Gemeinden noch relativ häufig, dass die Menschen ausschließlich dem Top-Down-Prinzip folgen. Was der Vorsitzende oder auch der Vorstand beschließt, scheint häufig das Non-Plus-Ultra, und der Rest ergibt sich scheinbar von allein. Das bedarf natürlich der Ergänzung durch das Bottom-Up-Prinzip, mit anderen Worten: Wir brauchen lebendige, authenti-



Symbolischer Spatenstich für ein modernes Bildungszentrum in der Hauptstadt. V.l.n.r.: Joshua Spinner, Ambassador Ronald S. Lauder, Sir Ian Gainsford, Dr. Roman Skoblo.

immer sich ein günstiges Zeitfenster auftut, und das kann auch mal sehr zeitig am Morgen sein», sagt Spinner. Regelmäßiges Fitnessstraining sieht der 43-jährige nicht nur als ein probates Mittel für Stressabbau, sondern auch als wichtigen Weg der mentalen und seelischen Stärkung. «Jeder hat auch eine Verantwortung für den eigenen Körper, und jeder sollte sehen, wie er dem am besten nachkommen kann», sagt der Rabbi.

Ehefrau Joelle, die starke Frau hinter dem heutigen Lauder-Vize, traf ihn Ende der 1990er Jahre noch in New York. «Wir haben uns im Büro kennengelernt», erzählt, Josh, «arbeiteten quasi Tür an Tür, wenn auch für unterschiedliche Projekte. Wir wussten rasch, wir würden wunderbar zueinander passen. Aber es war trotzdem eine verrückte Konstellation, denn Joelle war aus der Schweiz erst nach New York gezogen und fühlte sich dort sehr wohl. Und nun traf sie einen Mann, der um sie wirbt, aber gleichzeitig Vorbereitungen für ein Leben in Berlin trifft.»

Joelle ist am Ende mit nach Berlin gekommen, und hier kamen auch die drei Töchter Rebecca (12), Selma (9) und Nechama (5) zur

Ich halte wenig von der Diskussion, was denn heute das führende Zentrum zeitgenössischen Judentums sei. Heimat ist Heimat, und Israel ist zentral. Und von dort erhalten wir unschätzbare Unterstützung.»

Tatsächlich erleben die jüdischen Gemeinden in Deutschland, bei allem Wachstum an Mitgliedern während der 1990er Jahre und an Infrastruktur am Beginn des neuen Millenniums, dass viele noch vorhandene Lücken in der

sche Aktive an der Basis. Menschen, die etwas anpacken und gestalten wollen, selbst auf die Gefahr hin, etwas falsch zu machen. Aber das alles macht noch keinen Sinn, wenn die Gemeinschaft keine bindenden Werte und feststehenden Autoritäten hat. In manchen Gemeinden hier und auch in Osteuropa sieht man da schon großartige Fortschritte, und in der Kahal Adass Jisroel-Gemeinde erleben wir das fast jeden Tag.»

Rabbiner Joshua Spinner

Joshua Spinner wurde in Baltimore, Maryland, geboren und wuchs im kanadischen Ontario auf. Er studierte an mehreren Yeshivot in Toronto und Jerusalem. An der Columbia University in New York studierte er Geschichte und Literatur. Im Auftrag der Ronald S. Lauder Foundation arbeitete «Josh» von 1995 bis 1997 in der weißrussischen Hauptstadt Minsk, wo er pädagogische Programme für jüdische Jugendliche entwickelte. Seit 2000 lebt und arbeitet Joshua Spinner in Berlin. Hier trug er maßgeblich zur Gründung der Yeshiva «Beis

Zion» bei und leitete die Wiedereröffnung des Rabbinerseminars zu Berlin, der legendären orthodoxen Rabbinerausbildungsstätte von Esriel Hildesheimer. Seit Sommer 2010 ist er Executive Vice President der Ronald S. Lauder Foundation und kümmert sich um den Aufbau und die Organisation von jüdischen Bildungseinrichtungen in verschiedenen 14 Ländern. Rabbiner Spinner ist außerdem Vorstandsmitglied bei der Conference of European Rabbis. Er ist verheiratet mit Joelle Spinner, das Paar hat drei Töchter.

Scheitert der Synagogenbau?

Seit fünf Jahren hat Potsdam einen preisgekrönten Entwurf – gebaut wird noch immer nicht

Von Olaf GLÖCKNER

Brandenburg ist das einzige deutsche Bundesland, in dem seit der Shoah, dem Kalten Krieg und der deutsch-deutschen Wiedervereinigung keine Synagoge gebaut worden ist. Dabei gibt es zahlreiche Protagonisten auf jüdischer wie nichtjüdischer Seite, die Pläne zum Bau eines jüdischen Gotteshauses, speziell in der Landeshauptstadt Potsdam, seit den 1990er Jahren beharrlich verfolgen. Doch was längst schon Realität sein sollte, ist auch im Jahr 25 nach dem Mauerfall noch immer graue Theorie.

Ideen und Vorstellungen für ein neues jüdisches Gotteshaus speziell in Potsdam gab es schon zu Beginn der 1990er Jahre. So wurde damals der mögliche Umbau einer Kirchenruine in Potsdam-Babelsberg diskutiert. Jahre später entbrannte die Diskussion darüber, eine neue Synagoge möglicherweise auch am alten Standort – dem einstigen Wilhelmsplatz und heutigen Platz der Einheit – zu errichten. Die Idee wurde letztendlich verworfen, da sie den Abriss von heutiger Wohnbebauung erfordert hätte. Weitere Standorte und Modelle kamen in die Diskussion. Ganz konkrete Pläne mit breitem öffentlichen Rückhalt entwickelten sich dann durch den 2005 gegründeten Bauverein «Neue Synagoge Potsdam e.V.», dem Juden wie Nichtjuden, Theologen, Bürgerbewegte, aber auch prominente Kommunalpolitiker und Mitglieder der Brandenburgischen Landesregierung angehören. Wie in anderen deutschen Städten auch, wurde nun um eine sinnvolle Kombination von Synagoge und funktionalem Gemeindezentrum gerungen. An einem vom Land Brandenburg im Januar 2009 europaweit ausgelobten Wettbewerb für die neue Synagoge beteiligten sich 150 verschiedene Architekturbüros. Als Sieger ging im April 2009 das Büro des Berliner Architekten Jost Haberland hervor. Haberland's Entwurf ist vergleichsweise modern gehalten – insbesondere was die Außenfassade betrifft –, doch fügt sich die entworfene Synagoge im Sinne eines «Stadtbausteines» selbstbewusst in den innerstädtischen Kern ein. Der Entwurf nahm die Höhe des Vorgängerbaus auf, als Fassadenmaterial wurden beispielsweise gelblich geschlämmte Ziegel gewählt, was Reminiszenzen sowohl zur traditionellen Backsteinarchitektur als auch zu den historischen Putzfassaden herstellt. Im Inneren trägt die geplante Synagoge den sakralen Bedürfnissen, aber auch den Aufgaben eines multifunktionalen Gemeindezentrums gut Rechnung. Für Planung und Bau der Synagoge stellte die Landesregierung eine Summe von 5 Millionen Euro in den Haushalt ein, und der Liegenschaftsbetrieb nahm die Bauplanungen auf.

Voller Zuversicht lud die Jüdische Gemeinde Potsdam e.V. an Sukkot 2009 zu einem großen Straßenfest ein, um den beschlossenen Synagogenbau nach Haberland's Entwürfen mit allen Sympathisanten und Unterstützern zu feiern. Die Weihe der Synagoge wurde für 2012, noch vor Fertigstellung des wieder aufzubauenden historischen Stadtschlusses, geplant. Doch während der schmucke Schlossneubau mittlerweile Touristen aus aller Welt anzieht und den Brandenburgischen Landtag beherbergt, gähnt auf der anderen Seite der Straße, 300 Meter Luftlinie entfernt, ein wüstes Bauloch mit wildem Gestrüpp.

Was war geschehen? Womit weder die Architekten noch die Gemeinde und der Bauverein

gerechnet hatten, war eine nachträgliche Fundamentalkritik am Bau. Die lieferte ab Ende 2009 eine Gruppierung um den in Potsdam lebenden, prominenten israelischen Musiker und Komponisten Ud Joffe. Joffe ist gleichzeitig Kantor der Evangelischen Erlöserkirche in Potsdam West. Flankiert von der Bürgerinitiative «Mitteschön», die sich um möglichst detailgetraue historische Rekonstruktionen in Potsdams alter Innenstadt bemüht, und dem Chabad-Rabbiner Nachum Presman, der etwa zum gleichen Zeitpunkt die Jüdische Gemeinde Potsdam e.V. im Streit verließ, bemängelte Joffe unter anderem, dass der geplante Bau



Ursprünglicher Entwurf für die neue Potsdamer Synagoge, von Architekt Jost Haberland.

nicht wirklich als Synagoge erkennbar sei, der Synagogenraum im Bauentwurf zu hoch liege und ein räumliches Missverhältnis zwischen Gemeindezentrum, Funktionsräumen und Gebetsraum bestünde. Joffe unterstellte, dass einiges am geplanten Gebäude nicht mit den Grundsätzen der Halacha vereinbar sei – ein Vorwurf, den sowohl das Architektenbüro wie auch der Berliner Rabbiner Yitzhak Ehrenberg, der als sachkundiger Berater fungiert hatte, entschieden zurückwies. Besonders heftige Kritik richtete Joffe allerdings gegen die ihm und seinen Mitstreitern als zu wenig sakral erscheinende Außenfassade. Joffe, der bis zu diesem Zeitpunkt nie Mitglied einer jüdischen Gemeinde in Potsdam gewesen war, forderte nun eine grundsätzlich neue Diskussion um das Synagogenprojekt. Dabei entpuppte sich der in Kirchenkreisen als smart geltende Kantor mit israelischem Background als wenig zimperlich, häufig gerieten seine öffentlichen Auftritte zu einem verbalen Rundumschlag, der die Öffentlichkeit aufhorchen ließ. Die Jüdische Gemeinde e.V. bezeichnete Joffe kurzum als «russisches Judenamt» und Haberland's Synagogen-Entwurf als «Gebetsbunker», der ihn an «Naziarchitektur» erinnere.

Im Sommer 2010 verstärkte Joffe seine Kampagne und gründete eine eigene Jüdische Gemeinde mit dem bezeichnenden Namen «Synagogengemeinde Potsdam». Ein Jahr darauf überraschten er und seine Mitstreiter die Öffentlichkeit erneut mit der Gründung eines eigenen «Fördervereins für eine würdige Synagoge in Potsdam» – für den Potsdamer Durchschnittsbürger eine kaum noch überschaubare Gemengelage. Indes legten Freunde des exaltierten Musikers noch eins

drauf und schalteten in einer renommierten Lokalzeitung eine großformatige Anzeige «Für eine würdige Synagoge in Potsdam», in welcher sie sich «entschieden gegen die Ausgrenzung jüdischer Mitbürger» wehrten. Der «Ausgegrenzte» sollte seinerseits bald die Landesregierung auch direkt dazu auffordern, den Vertrag mit Architekt Haberland zu kündigen. Begleitet wurde die Kampagne durch verbale Attacks auf Personen der Öffentlichkeit, die sich hart an der Grenze des Erträglichen bewegten. Anfang 2011 erklärte der Vorsitzende des Bauvereins Neue Synagoge Potsdam e.V., Horst Mentrup, seinen Rück-

meinsamen Anstrengungen aller Beteiligten hielten sich Ud Joffe's «Synagogengemeinde» und der «Verein für eine würdige Synagoge in Potsdam» stets die Option und Forderung offen, immer wieder auch eine komplette Revidierung des bisherigen Projekts und die Ausschreibung eines neuen Architektenwettbewerbers zu fordern – so zuletzt geschehen Ende 2013.

Es bleibt das Geheimnis der Brandenburgischen Landesregierung, warum sie dieses «Null-Summen-Spiel» bis heute in der Schwebe ließ und letztendlich keine Entscheidung zum Baubeginn traf. Der inzwischen zurückgetretene Ministerpräsident Matthias Platzeck hatte die – wie auch immer motivierten – Vermittlungsversuche frühzeitig an seinen Staatssekretär im Kultusministerium, Martin Gorholt, delegiert, aber noch im Sommer 2010 öffentlich seinen Willen geäußert, die Potsdamer Synagoge nach den Entwürfen von Jost Haberland zu bauen. Gorholt setzte als bestellter Vermittler auf Mediation, Einzelgespräche, gemeinsame Diskussionsrunden und eher eine Politik der ruhigen Hand. Bei einer Pressekonferenz im Juni 2014 erklärte er nun, dass eine Einigung zwischen sämtlichen Konfliktparteien wohl realistischerweise nicht mehr zu erwarten sei.

Im fünften Jahr des «Stillstandes» aber scheint den anderen jüdischen Gemeinden, welche sich einig sind über den Bau des mehrfach von Jost Haberland überarbeiteten Entwurfes, nun der Geduldssaden zu platzen. Sowohl die Jüdische Gemeinde e.V. als auch die Gesetzestreue Gemeinde sehen keine plausiblen Gründe mehr, mit dem Baubeginn zu warten. Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Potsdam e.V., Mikhail Tkach, äußerte vor kurzem: «Ich befürchte, dass eine weitere Verzögerung das generelle Aus für ein jüdisches Gotteshaus in dieser Stadt bedeuten kann.»

Konkret wird befürchtet, dass die Regierung bis zur anstehenden Landtagswahl im September 2014 nun nichts mehr unternimmt und das Problem dem neugewählten Brandenburgischen Landtag überlässt. Dieser müsste dann sowohl darüber entscheiden, ob überhaupt noch gebaut wird, und wenn ja, nach welchem Entwurf und mit welchen finanziellen Aufwendungen. In einem Offenen Brief an den amtierenden Ministerpräsidenten Dietmar Woidke bitten sowohl die Jüdische Gemeinden wie auch die Gesetzestreue Landesgemeinde ausdrücklich darum, den Synagogenbau doch noch vor September einzuleiten.

Die Brandenburgische Landesregierung befindet sich selbst in einer wenig komfortablen Situation. Verwirft sie am Ende tatsächlich das Synagogenprojekt nach den Entwürfen von Jost Haberland, dann wären nicht nur die Gelder für die umfangreichen Vorbereitungsarbeiten verloren, sondern es käme auch zu einem politischen Flurschaden. Entscheidet sie sich hingegen zum Bau, wäre wohl tatsächlich mit einer Klage der «Synagogengemeinde» von Ud Joffe auf Gleichbehandlung zu rechnen.

An der jüdischen Basis selbst empfinden viele Mitglieder gleichwohl den Zustand des totalen «Stillstands» als das Schlimmste. So erklärte ein zugewandter Historiker und langjähriges Gemeindeglied gegenüber der Jüdischen Rundschau: «Seit fast 20 Jahren ist es mein Traum, hier in Potsdam in einem eigenen Gotteshaus beten zu können. Ich möchte nicht noch weitere 20 Jahre warten.»

tritt, unter anderem mit der Begründung, «nicht nur das Ausmaß an Arbeit» habe für ihn in letzter Zeit «das Maß des Erträglichen überschritten». Mentrups Nachfolger Peter Schüler, ein Potsdamer Rechtsanwalt mit jüdischem Hintergrund, der keiner der lokalen Gemeinden angehört und daher als idealer Vermittler galt, wurde ebenfalls sofort zur Zielscheibe Joffe'scher Kritik. Im März 2011 äußerte auch Architekt Haberland, er erlebe in Potsdam «Polemiken gegen mich und meine Arbeit, die mittlerweile jedes Maß verloren haben.»

In einem solcherart aufgeheizten Klima, bei dem auch die lokalen Medien wenig zur Beruhigung der Lage beitrugen, verhängte die Landesregierung unter dem damaligen Ministerpräsidenten Matthias Platzeck zunächst einen Aufschub des Baubeginns, der wohl für kaum länger als einige Monate gedacht war. Parallel initiierte die Landesregierung Mediationsrunden zwischen Joffe's «Synagogengemeinde» und der Jüdischen Gemeinde e.V., während sich in den Medien zunehmend ein Bild von den «heillos zerstrittenen jüdischen Gemeinden in Potsdam» verfestigte. Die vom Land finanzierten Mediationsrunden zogen sich über mehr als zwei Jahre hin – am Ende ohne ein greifbares Ergebnis.

Wohl trafen sich die «Konfliktparteien» auch weiterhin am grünen Tisch. Zeitweise kam es zu kurzfristigen Teilvereinbarungen dergestalt, dass Architekt Jost Haberland seinen ursprünglichen Synagogen-Entwurf «nachbesserte», etwa an der Außenfassade, aber auch mit einer Neuaufteilung der Räumlichkeiten. Der aktuell jüngste, überarbeitete Entwurf stammt sogar vom Beginn 2014. Doch unabhängig von den – scheinbar – ge-

Der Mythos von der «zivilen V2»

Wernher von Braun fliegt immer noch hoch in Vorpommern und bei der Deutschen Luft- und Raumfahrtgesellschaft

Von Katharina SCHMIDT

Während Historiker sich einig sind, dass der ehemalige SS-Sturmbannführer Wernher von Braun als leitender Tüftler der Langstreckenrakete «V2» der Nazis persönlich Verantwortung für den Einsatz von Zwangsarbeitern zu tragen hatte, wird er noch immer in Ehren gehalten und als Raumfahrtpionier gefeiert. Die Rüstungs- und Raumfahrtindustrie vergibt Wernher-von-Braun-Preise, Bundespolitiker wie Alexander Dobrindt (CSU) unterstützen entsprechende Konferenzen und Landespolitiker wie Mathias Brotkorb (SPD, Schwerin) verschließen beide Augen wenn im landeseigenen «Historisch-Technischen Museum Peenemünde» mit Hilfe revisionistischer Vereine Propaganda für ehemalige Nazi-Ingenieure und ihre technischen Leistungen betrieben wird. Es gibt allerdings auch einen positiven Trend: Wernher-von-Braun Schulen und Straßen werden endlich umbenannt, zuletzt in Hessen und Bayern.

Die Bewertung der Mittäterschaft im Nationalsozialismus bleibt bis heute in Deutschland gesellschaftlich umstritten. Auf der einen Seite erleichtert das Sterben der Täter deren Nachkommen einen kritischen Umgang, denn es wird unpersönlicher: Der eigene Opa muss nicht mehr zu seiner Rolle befragt und möglicherweise verurteilt werden. Auf der anderen Seite fehlen mehr und mehr die Stimmen der Zeitzeugen, die zu Opfern des nationalsozialistischen Terrors wurden. Vielen fällt es noch immer schwer, den Nationalsozialismus in seiner Gesamtheit als totalitäres, verbrecherisches System zu erkennen. Deutlich wird dies an der Diskussion um Wernher von Braun und anderen Ingenieure, die an der Entwicklung von Waffen für die Nationalsozialisten beteiligt waren.

Von Braun wurde 1936 unter dem späteren Kommandanten der Heeresversuchsanstalt Peenemünde, Walter Dornberger, dessen technischer Leiter. Bis Kriegsende baute er an einem der vielen militärischen Großprojekte der Nazis, die sich durch Größenwahn, Irrsinn und vor allem durch ihre desaströsen Auswirkungen auszeichneten. Etwa 60.000 Menschen arbeiteten an Raketen, die sich aufgrund ihrer Zielgenauigkeit nicht für den Beschuss von militärischen Zielen eigneten, sondern von Anfang an als Terrorwaffen gegen die Zivilbevölkerung in Großstädten konzipiert waren. Desaströs waren die Waffen aber schon in der Produktion, weil von den 60.000 Arbeitern die allermeisten Zwangsarbeiter und KZ Häftlinge waren, von denen etwa 20.000 aufgrund der furchtbaren Arbeitsbedingungen starben beziehungsweise ermordet wurden. Hinzu kamen durch den Einsatz der Raketen etwa 8.000 tote Zivilisten in London und Antwerpen. Möglichst viele Zivilisten sollten noch in den letzten beiden Kriegsjahren zur «Vergeltung» getötet werden. Auch hier wird der NS-Wahn deutlich. Bis heute ist die Rakete als «V2» – V für Vergeltung – bekannt. Unübersehbar ist, in welcher Ideologie die Waffenproduktion stand. Die Ingenieure arbeiteten in Peenemünde und im Harz fieberhaft für den «Endsieg» – bis kurz vor Kriegsende. Die letzte V2 fiel am 27. März 1945 auf London.

Wernher von Braun war nicht nur in leitender Funktion an diesen Verbrechen beteiligt, ihm konnte auch nachgewiesen werden, dass er persönlich für den Einsatz von Zwangsarbeitern verantwortlich war, einzelne Zwangsarbeiter



Wernher von Braun 1969 in den USA (Kennedy Space Center).

aussuchte und dass er die höllischen Arbeitsverhältnisse in der Massenproduktion billigte, welche ab Ende 1943 aufgrund der Angriffe der Alliierten in unterirdischen Stollen im Harz stattfand. Wahrlich, so sollte man meinen, kann man an dieser Geschichte Peenemündes nichts Positives finden. Es kam jedoch anders.

Nach dem Krieg konnten von Braun und andere ihre Karrieren als Experten für Langstreckenraketen fortsetzen. Von Braun avancierte später sogar zum Fachmann und Lobbyisten der Weltraumforschung und leitete erfolgreich das Saturn V Programm der NASA, der Träger Rakete für die Apollo.

Dass sich von Braun, Dornberger, und andere nicht als Kriegsverbrecher zu verantworten hatten, hatte drei Gründe. Erstens verstanden sie es, ihr Fachwissen für die Entwicklung von Langstreckenraketen im beginnenden kalten Krieg zu verkaufen. Zweitens verschwiegen sie ihre Verantwortung für den Einsatz von Zwangsarbeitern. Dornberger leugnete sogar, dass es in Peenemünde jemals KZ-Häftlinge gegeben hatte. Drittens strickten sie an der Legende, in Peenemünde habe man eigentlich Forschung für die Weltraumfahrt betrieben und die Massenproduktion der V2 im Harz sei organisatorisch völlig unabhängig gewesen.

Am bekanntesten sind Dornbergers in zahlreichen Auflagen veröffentlichte Memoiren «V2 – Der Schuss ins Weltall». «Eine Mischung aus Fiktion und Realität», wie Rainer Eisfeld schreibt,* der sich seit Jahren kritisch mit der Geschichte Peenemündes befasst. Er betont, dass die Ingenieure bereits seit ihrer Internierung und Befragung durch die Amerikaner 1945 an dieser Legendenbildung arbeiteten. Auch wenn die Nazis in Peenemünde selbstverständlich keine Reichsmark für die Weltraumforschung ausgaben, so berufen sich Anhänger dieser Mythen darauf, dass einige Ingenieure vor und nach ihrer Zeit in Peenemünde an der Entwicklung von zivil nutzbaren Raketen beteiligt waren und dass die V2 tatsächlich eine beträchtliche Höhe erreichte. In einem Teststart am 3. Oktober 1943 schoss die Rakete etwa 85 Kilometern hoch, fast bis zum Weltall (100 km).

Immer wieder gibt es Versuche, weiter an diesen Mythen zu stricken. Besonders dreist war die Idee der Deutschen Gesellschaft für Luft- und Raumfahrt e.V. (DGLR) und des Bundesverbandes der Deutschen Luftfahrt, Raumfahrt- und Ausrüstungsindustrie (BDLI) in den 1990er Jahren, wie sich Bernhard Hoppe erinnert.* Der 50. Jahrestag des ersten erfolgreichen Raketenstarts sollte in Peenemünde als «die Geburtsstunde der Raumfahrt» gefeiert werden. Daraus wurde nach internationalen Protesten nichts und der maßgebliche Unterstützer, Staatssekretär Erich Riedl (CSU), musste von seiner Schirmherrschaft zurücktreten und wurde später entlassen. Die DGLR sieht aber offenbar bis heute nicht ein, warum sie ihre Position überdenken sollte und vergibt munter weiter Wernher-von-Braun-Preise für Forscherteams.



Zweifelhafte Literatur im Museumsshop Peenemünde.

Während sich bei der CSU Ludwig Spaenle für die Umbenennung von Schulen ausgesprochen hat, die Namen von ehemaligen Nazis tragen und von Braun untrennbar mit den Verbrechen des Nationalsozialismus verbunden sieht, unterstützt Minister Dobrindt, ebenfalls CSU, den noch von Oberth und von Braun gegründeten «Internationaler Förderkreis für Raumfahrt Hermann Oberth – Wernher von Braun (IFR)». Er ist Schirmherr dessen Tagung am 19. Juli in Garmisch-Partenkirchen. Führende

Raumfahrtwissenschaftler werden sich versammeln, Ehrungen verteilen, und dem Direktor des Deutschen Historischen Museums in München, Wolfgang M. Heckel, lauschen.

Sein ehemaliger Mitarbeiter, Philipp Aumann, arbeitet jetzt als neuer Kurator des Historisch-Technischen Museums Peenemünde. Dort kooperiert man indirekt mit dem «Förderverein Technikmuseum Wernher von Braun», der Führungen vom Museum zum ehemaligen V2 Prüfstand anbietet und ganz offiziell mit dem «Förderverein Peenemünde», der ehemalige Nazi-Ingenieure ehrt und in seinen Reihen hat, unter anderem Botho Stüwe, der die Invasion Polens bei einer Jugendbegegnung als «Selbstverteidigung» rechtfertigte. Der Aufsichtsratsvorsitzende des Museums, Staatssekretär Sebastian Schröder im Ministerium Brotkorbs (SPD) in Schwerin, sieht über die Kooperationen des Museums mit diesen dubiosen Vereinen geflissentlich hinweg und kritische Nachfragen bleiben unbeantwortet. Im Museumsshop in Peenemünde liegt die Propagandaliteratur von Dornberger und anderen Nazi-Ingenieuren aus (s. Bild). Statt einer Perspektive der tausenden Opfer wird der Perspektive der Täter Raum gegeben.

Für den 13. Oktober 2014 hat das «Deutsch-Polnische Kulturforum Odermündung» hingegen eine Gedenkveranstaltung in Peenemünde für die 650 KZ-Häftlinge angekündigt, die an diesem Tag vor 71 Jahren von der Produktionsstätte in Peenemünde nach Mittelbau-Dora verschleppt wurden. Der französische Dora-Überlebende, Louis Garnier, wird, falls seine Gesundheit es zulässt, dort mit deutschen und polnischen Jugendlichen sprechen. In Polen ist Peenemünde vielen ein Begriff, nicht nur weil die Mehrheit der Zwangsarbeiter in Peenemünde Polen waren, sondern auch weil die Polnische Heimatarmee den Alliierten entscheidende Informationen zur V2 liefern konnte.

Jean-Pierre Thiercelin, Sprecher der Commission Dora-Ellrich, betont: «Das System der Konzentrationslager war untrennbar verbunden mit der deutschen Industrie und Forschung. Größere Industrieansiedlungen waren gepaart mit Lagern und Kommandos. Dora war gleichzeitig Lager und Fabrik, ähnlich wie Buna-Auschwitz. In Österreich diente die Zipfer Brauerei, in der von Braun gerne seinen Durst löschte, der Tarnung eines Lagers und einer V2-Prüfanlage. Peenemünde war keine Ausnahme. Auch dort gab es Konzentrationslager und Zwangsarbeit. Peenemünde kann man sogar als Kopf der Krake ansehen und Dora als eine der größten Tentakeln einer Reihe von entsprechenden Kommandos.»

Im Peenemünder Museum wird dieser Zusammenhang nicht erkannt. Dort ist immer noch von einer «Ambivalenz» die Rede, wie Jens-Christian Wagner, Leiter der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, kritisiert.* Man darf daher gespannt sein auf die Diskussion am 1. August im Museum. Dann wird M. Thiercelin anlässlich der temporären Ausstellung «Orte unserer Einsamkeit» das Bild von Peenemünde diskutieren.

* Zu finden im kürzlich erschienenen Sammelband «Raketen und Zwangsarbeit in Peenemünde – Die Verantwortung der Erinnerung», hg. von Günther Jikeli, Friedrich-Ebert-Stiftung 2014, 358 S., 6 Abb., 5 EUR, direkt bestellbar bei der Friedrich-Ebert-Stiftung Schwerin: Tel.: 0385-51 25 96.

Israel und «Wir»

Zuwanderungskonflikte, Religionsdifferenzen, Nahostkonflikt, politisierte Eigeninteressen.

Michael Wolffsohn analysiert, weshalb das Verhältnis zwischen Jüdischem Staat und Diaspora komplizierter geworden ist

Franzosen reden meistens über Frankreich. Engländer reden meistens über England, Deutsche nicht über Gott, aber gerne über alles und die Welt, die sie oft und gerne belehren. Wir Juden reden meistens über Juden und auch über Israel. Egal, ob wir in Israel, Deutschland, den USA oder auf dem Mond leben. So ist die Welt und fast jedes Volk meint, es wäre «über alles in der Welt». Das darf man getrost bezweifeln. Doch ebenso wie sich (allen artigen Dementis zum Trotz) fast jeder Einzelmensch in erster Linie mit sich selbst befasst und für den Mittelpunkt des Kosmos hält, betrachtet jede Gemeinschaft, jede Nation, jedes Volk zunächst und vor allem sich selbst. Was also liegt näher, als dass sich eine neue jüdische Zeitschrift und ein jüdischer Autor einem für Juden immer wieder (scheinbar) neuen, jedenfalls hoch beliebten Thema widmet: «Israel und wir».

Doch von welchem Israel soll hier eigentlich die Rede sein? Und wer sind «wir»? Das ist nur auf den ersten Blick klar. Es gibt viele Israels, genauer: viele Teilgesellschaften im jüdischen Staat. Und wir Diaspora-Juden sind auch alles andere als eine Einheit. Ganz nüchtern betrachtet, hat das gerade in Bezug auf Israel eine Menge Konsequenzen. Orthodoxe Juden aus unserem jüdischen «Wir» pflegen zu Israel beispielweise ein ganz anderes Verhältnis als weltlich-areligiöse. Doch was ist überhaupt ein orthodoxer Jude, und wie steht er oder sie zu welchem Teil der jüdisch-israelischen Gesellschaft? Ich versuche eine Systematik und erhebe dabei keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Meine These vorweg: Es gibt kein einheitliches Verhältnis der Diasporajuden zu Israel, und nur Diasporajuden seien hier als «Wir» gemeint. In einem aber scheinen sich fast alle einig: Wenn es für «die» Juden hart auf hart kommt, um Sein oder nicht Nicht-Sein geht, dann könn(t)en sie sich jederzeit nach Israel retten. Und das war bekanntlich vom Jahre 70 u. Z. bis 1948 - vor allem während des Holocaust - anders. Im Klartext: Israel ist die ultimative Rück-Versicherung aller Juden. Doch wie bei fast jeder Versicherung wünschen sich die Versicherten, diese möglichst nicht zu benötigen. Ich weiß: Manche werden diesen Satz für Ketzerei halten. Dem möchte ich mit Fakten entgegen, und die sprechen eine klare Sprache. Vor und nach dem «Russensexodus» der Jahre 1973/90 bis ca. 2000 gab und gibt es jüdische Einwanderung nach Israel, das heißt Alijah, nur «tröpfchenweise».

Doch anstelle von Diaspora-Juden stehen heute zigtausende - manche (bekanntlich oft irrende) Experten schätzen deren Zahl sogar auf «Millionen»-Schlange vor den Toren des Jüdischen Staates. Sie wollen, aber sie können sich nicht in Israel niederlassen. Afrikaner, vornehmlich aus dem Süd-Sudan, teils aber auch aus dem islamistischen Nord-Sudan - wohl gerade wegen des dort herrschenden Radikal-Islamismus-, aus Äthiopien und Eritrea. Jetzt ist der auch gegen islamistische Terroristen gerichtete Grenzzaun zu Ägypten dicht, und Israel schiebt bereits eingereiste Migranten vielfach wieder ab, um den jüdischen Charakter des Staates zu bewahren.

Das führt zu zweierlei heftigen Reaktionen: Manche Nichtjuden, die sich selbst gerne

«Freunde der Juden» nennen, bezeichnen absichtlich provokativ - und eindeutig negativ - den Sperrzaun als «Mauer» und verdammen den «Rassismus» Israels. Auch wahre Freunde Israels sind verunsichert. Wie der Pawlowsche Hund reagiert darauf die Diaspora-jüdische Seele und spricht von neuem Antisemitismus. Mag sein. Es stärkt jedenfalls das jüdische Gemeinschaftsgefühl auch jenseits des Zentralrates der Juden und anderer jüdischer Körperschaften. Aber auch dies wirft Fragen auf: Brauchen wir als «Israel-Kitt» die

lig. Es hat schon mehrfach gebrannt, es könnte noch mehr brennen. Fliehen wir dann nach Israel? Die meisten Juden wohl eher nicht, aber sicherlich mehr als bisher. Überraschendes Fazit ohnehin: Je islamischer die europäische Diaspora, desto jüdischer wir, egal ob religiös oder nicht religiös jüdisch.

Die Krise in und um die Ukraine hat in den letzten Wochen ebenfalls die Zahl jüdischer Zuwanderer nach Israel steigen lassen. In Deutschland dagegen ist die nach 1945 verständlicherweise und bis 1989/90 wei-



M. Wolffsohn

Israel-Kritik der Israel-Gegner, -Nichtfreunde und -Zweifler?

Dennoch: In allerjüngster Zeit zeigt sich ein kleiner, aber nicht zu unterschätzender Trend einer neuen Alijah, von zuletzt rund 24.000 Juden. Der Großteil von ihnen kommt aus Frankreich, weil dort der islamistische Terror immer häufiger zuschlägt, doch der Staat sicherheitspolitisch versagt hat. Und seit dem brutalen Anschlag auf das Jüdische Museum in Brüssel am 24. Mai ist auch die jüdische Gemeinschaft in Belgien hochgradig verunsichert. Die nicht zu bestreitende quantitative Islamisierung der westeuropäischen und auch der deutschen Bevölkerung führt zu einer qualitativ ganz und gar neuen Lebenssituation für die Juden. Indem sich zugleich ein nicht unerheblicher, zumindest außerordentlich aktiver Teil - wahrlich nicht alle! - der westeuropäischen Muslime, aus welchen Gründen auch immer, einem militanten Islam zuwendet, wird jüdisches Sein in Deutschland und Westeuropa, im wahrsten Sinne des Wortes, brenz-

ter gepflegte Saga von «den gepackten Koffern» schon lange kein Thema mehr. Rund zweihunderttausend aus der Ex-Sowjetunion stammende Juden haben eine bewusste Entscheidung getroffen, für das einstige Land der Täter - natürlich auch für Europa -, und dazu stehen die allermeisten von ihnen auch ganz offen. Hamburg, Berlin oder München war ihnen eben doch näher als Tel Aviv und Aschdod.

Wie können die Verbindungen zwischen Israel und Diaspora in Zukunft aussehen? Und was motiviert wen, genau diese Verbindungen weiter gestalten zu wollen? Die große Mehrheit der westeuropäischen Gemeinden ist heute religiös indifferent. Für Frankreich gilt das weniger, aber es gilt auch dort. Die jüdische Gesellschaft Israels wird dagegen immer jüdischer, im Sinne von religiöser, gar orthodox. Die «Haredim» werden immer stärker. Doch ein zunehmend orthodoxes Israel wirkt auf nichtreligiöse Diasporajuden offenbar weniger attraktiv.

Neben den religiösen Differenzen zwischen «uns» und Israel verfestigen sich auch politische. Einige scheinen kaum überbrückbar. Seit 1977 spaltet Israels Palästinenserpolitik das jüdische Israel und - wieder im Überschwappereffekt - auch die Diaspora. Eine der Folgen: Die Eifrigsten der eifrigen «Falken»-Juden steigen nach Israel auf, das heißt sie «machen» Alijah, wandern ein und stärken die Reihen der Siedler oder ihrer Anhänger. Auch auf diese Weise wird Israel kompromissloser, «falkenhafter». Das wiederum hat schon bisher die eher gemäßigt orientierten Diasporajuden Israel zusätzlich entfremdet. Sie werden noch mehr auf Distanz zu Israel gehen. Doch Israels jüdische Mehrheit wird - Umfragen, Politik und Wahlen dokumentieren das - immer religiöser, rechter, falkenhafter und nationalistischer. Die meisten Diasporajuden sind aber eher (links-)liberal eingestellt und bevorzugen moderate Politik. Sie sind zumindest in Deutschland von der «sanften Gesellschaft» Westeuropas geprägt. In den USA ist das jüdische Establishment mehr nach rechts gerückt, zu den Republikanern, während die Basis nach wie vor linksliberal gestimmt scheint. Auch letztere scheinen von Israel abrücken. Israel ist zudem seit 1948 immer orientalischer geworden, orientalisch-jüdisch. Auch der jüdische Orient ist dem Judentum aus Aschkenas, heute Europa-Amerika, fremd. Ein orientalisches Israel scheint die Mehrheit «unserer» Diaspora wenig zu interessieren.

Nach außen stehen die meisten Diasporajüdischen Organisationen weiter fast ohne Wenn und Aber zu Israel. Hinter den Kulissen aber achten sie peinlich genau darauf, nicht mit Israel gleichgesetzt zu werden. Hier, darauf legen sie den größten Wert, bestimmen sie, wer oder was jüdisch ist, nicht Israel. Im Prinzip konkurrieren sie dahingehend mit Israel. Für Israels Eliten muss das kein Hindernis sein, auch bei eher Diaspora-relevanten Konflikten gehörig zu intervenieren. Nationale jüdische Dachorganisationen, vorzugsweise auch der Zentralrat der Juden in Deutschland, werden in solchen Fällen freundlich-bestimmt ignoriert. Für jedermann sichtbar wurde dies während der sogenannten Beschneidungsdebatte in Deutschland im Sommer und Herbst 2012. Fröhlich, unverklemmt und offen mischte sich das politische und religiöse Israel, vor allem aber das israelische Oberrabbinat, in diese innerdeutsche Auseinandersetzung ein. Es mischte mit - hier! Am Ende vergleichsweise erfolgreich, aber doch auch um den Preis weiterer Irritationen.

Machen wir uns also nichts vor. Obwohl es auch in der Diaspora Minderheiten gibt, hat sich Israel mehr und mehr von uns entfernt - und «wir» uns von Israel, auch wenn «wir» noch so oft Israel-Fähnchen schwenken, «hawa-nagila» singen und «schalom» sagen, oft ohne Iwrith - sorry: Hebräisch - sprechen zu können. Wir (er)leben wohl eine neue Ära zwischen der Diaspora und Israel.

Michael Wolffsohn, Prof. em. für Neuere Geschichte, Bundeswehruniversität München, geb. 1947 in Tel Aviv; Bücher u. a. *Israel* (8. Auflage 2014), *Wem gehört das Heilige Land?* (10. Auflage 2013); *Juden und Christen* (2. Auflage 2008)

Tayip Erdoğan's Wahn von den Juden

Der türkische Premier sieht sich einem Medienkomplott ausgesetzt. Und das nicht erst seit dem Grubenunglück in Soma. Kritik an ihm und seiner Politik seien nichts als Hetze – gesteuert von Juden und Israel, wie er und andere Regierungsmitglieder immer wieder verlautbaren. Antisemitismus ist in Erdoğan's Regierung kein Einzelfall.

Ein Gastbeitrag von Günther JIKELI
und Kemal SILAY*

Katastrophen geben Staatenlenkern die Gelegenheit, sich in Zeiten der Krise als Führungspersönlichkeiten zu bewähren. Der türkische Premier Tayip Erdoğan hat diese Gelegenheit beim schwersten Grubenunglück in der Geschichte der Türkei in Soma mit 301 Toten gründlich versäumt. Erdoğan spielte das Unglück herunter, beleidigte protestierende Bergleute, Opfer und deren Angehörige. Sein Berater, Yusuf Yarkel wurde durch ein Foto bekannt, in dem er auf einen am Boden liegenden Bergmann tritt. Erdoğan soll seinerseits einen der Bergleute mit antisemitischen Beschimpfungen belegt und ihn als «Ausgeburt Israels» bezeichnet haben (wörtlich: «Was fliehst du, Samen Israels?»). Die regierungstreue islamistische Zeitung Yeni Akit setzte mit einer eigenen «Analyse» nach: «Wir enthüllen, warum die von den Zionisten gesteuerten Medien Ministerpräsident Erdoğan angreifen: Der Schwiegersonn des Minenchefs ist Jude.»

Antisemitische Entgleisungen aus Regierungskreisen sind leider kein Einzelfall sondern symptomatisch für Erdoğan's Denken und Handeln. Anstatt die eigenen Probleme anzugehen, werden «die Juden» oder «die Israelis» als die Schuldigen ausgemacht. Trotz vereinzelter Lippenbekenntnisse auf diplomatischem Parkett toleriert die Regierung Erdoğan nicht nur Antisemitismus sondern macht ihn sich zu eigen. Das zeigt eine genauere Analyse der antisemitischen Vorfälle der letzten Jahre.

Offen antisemitische Propaganda

Offene antisemitische Propaganda ist in türkischen Medien keine Seltenheit, insbesondere in den islamistischen Tageszeitungen Milli Gazete und Yeni Akit, dessen Vorgänger-Zeitung Vakıf aufgrund antisemitischer Hetze und Holocaustleugnung in Deutschland 2005 verboten wurde. Journalisten beider Zeitungen sind regelmäßig Teil des journalistischen Gefolges Erdoğan's. Statt deren Hetze gegen Juden zu verurteilen, wurde der türkische Premier selbst bekannt für seine antisemitischen Entgleisungen. Anstatt Korruption zu bekämpfen und Fehler einzugestehen, verbreitet die Regierung Erdoğan Verschwörungstheorien und Hass gegen Minderheiten.

Im letzten Jahr «gewann» Erdoğan den zweiten Platz auf der Liste der Top Ten der antisemitischsten und anti-zionistischsten Beschimpfungen. Nur Irans Ayatollah Ali Khomeini toppte ihn auf Platz eins. Nach Massenprotesten gegen die Regierung in zahlreichen türkischen Städten im Juni 2013 reagierten die Finanzmärkte turbulent. Erdoğan machte «die Zinslobby» verantwortlich. Sein Stellvertreter, Beşir Atalay, führte aus: «Es gibt einige Kreise, die neidisch auf das Wachstum in der Türkei sind. Sie machen gemeinsame Sache und auf einer Seite ist die jüdische Diaspora.»

Der Wahn von «den Juden» wirkt sich auch auf die Auslandspolitik der Türkei aus. Partner und Feinde werden nach ideologischen Gesichtspunkten anstatt nach nationalen Interessen ausgesucht. Erdoğan's enge Verbindungen mit Gaddafi beruhten unter

anderem auf dem gemeinsamen Hass auf Israel. Erdoğan erhielt 2010 Gaddafis gut dotierten Menschenrechtspreis (!) nachdem er eine Krise der türkisch-israelischen Beziehungen vom Zaun brach. Als 2013 der ägyptische Präsident Mohammed Morsi abgesetzt und die Muslimbruderschaft entmachtet wurde, erklärte Erdoğan seinen Parteifreunden: «Israel steht hinter dem Coup in Ägypten. Wir haben Beweise.» Welche? Eine französische Fernsehdebatte aus dem Jahr 2011 mit einem «französisch-jüdischen Intellektuellen» (später identifiziert als Bernard-Henri Levy), der die Muslimbruderschaft als undemokratisch und unhaltbar bezeichnete. Im Wahn eines Antisemiten ist der Fall klar. In den Worten Erdoğan's: «Wer steckt dahinter? Israel.»

Israel-Hass als politische Strategie

Seinen verbal geäußerten Hass auf Israel setzte er in die Tat um, als er die Mavi Marmara in See stechen ließ, um die militärische



Der türkische Premier Erdogan

Blockade des Gazastreifens zu durchbrechen. Das Schiff war von der NGO IHH gechartert worden, einer islamistischen Organisation mit Verbindungen sowohl zur terroristischen Hamas als auch zur türkischen Regierung. Offensichtlich nicht gänzlich zufrieden mit größtenteils sehr kritischen bis israelfeindlichen Medienberichten nach dem Tod von neun türkischen Passagieren der Mavi Marmara beim Versuch der israelischen Armee, das Schiff an der Weiterfahrt zu hindern, äußerte Erdoğan sich so: «Wenn von «Medien» die Rede ist, kommt einem Israel und Israels Administration in den Sinn. Die haben die Fähigkeit, nach ihrem Belieben zu manipulieren.» Erdoğan's «Kritik» an Israel gleicht einer Dämonisierung. Er beschuldigt Israel, in den Worten des britischen Philosophen Bernard Harrison, «gänzlich außergewöhnlicher Verbrechen» – das heißt derart übertriebener Verbrechen, dass es mit der Realität nichts mehr zu tun hat und nur als Antisemitismus erklärbar wird. In einem CNN Interview sagte er 2011: «Wir wissen dass hunderttausende Palästinenser getötet wurden» und beschuldigte «das israelische Volk» des Genozids. Der Premier

hatte unter seinen islamistischen Anhängern in der Türkei und im Ausland anfänglich Erfolg mit seiner Strategie, sich als starker Mann gegen Israel und die Juden zu präsentieren. Mit seiner Außenpolitik ist er jedoch weitgehend gescheitert: Ehemalige Partner sind entmachtet (Morsi), gelyncht (Gaddafi), oder heutige Gegner (Assad). In der Türkei ist er nach wie vor populär, auch wenn die Zahl seiner Gegner zunimmt und sich Opposition in Massenprotesten äußert.

Beliebte Verschwörungstheorien

Drei Faktoren tragen maßgeblich zu Erdoğan's Antisemitismus bei. Erstens ist der Antisemitismus fester Bestandteil der islamistischen Ideologie türkischer Prägung, wie sie seit den 1960er Jahren von politischen Parteien formuliert wurde, allen voran von Necmettin Erbakans Milli Görüş (Nationale Sicht). Unter türkischen Islamisten sind Verschwörungstheorien weit verbreitet.

Doch während Erbakans Auffassung von der EU als zionistische Machenschaft in Ver-

Besonders fatal scheint, dass sich kaum jemand außer einer Handvoll Intellektueller wie Rifat Bali und einiger Menschenrechtsaktivisten um die NGO «Sag Stopp zu Rassismus und Nationalismus» an dem grassierenden Antisemitismus zu stören scheint. Die kleine jüdische Gemeinde, die direkt betroffen ist, wagt kaum Kritik, da sie weitere Anfeindungen fürchtet. In jüngster Zeit gab es allerdings sogar Stimmen von Islamisten wie Mehmet Şevket Eyyi und Abdurrahman Dilipak, die erkannten, dass der antisemitische Wahn das Denken korrumpiert. Der Oppositionspolitiker und Mitglied des Parlaments Aykan Erdemir (CHP) warnte Anfang des Jahres, dass die 12 Jahre der Regierung Erdoğan Antisemitismus in der Türkei gestärkt und gefestigt haben.

Verehrung für Necip Fazıl Kısakürek

Drittens ist Erdoğan's Weltsicht durch und durch antisemitisch. Bereits 1974 schrieb, leitete und spielte er in der Hauptrolle das Theaterstück «Mas-Kom-Ya», das Freimaurer, Kommunisten und Juden verteufelt. Bis heute verehrt er den Schriftsteller und Aktivisten Necip Fazıl Kısakürek. Kısakürek, dessen Ideologie vom «Großen Osten» der islamistischen Terrororganisation «Front der Vorkämpfer für den Islamischen Großen Osten» als Grundlage und zur Inspiration diente, war ein glühender Antisemit und Feind der säkularen Türkischen Republik. Zu seinen Veröffentlichungen zählen die türkische Übersetzung der «Protokolle» und Hochreden auf Henry Fords «Der internationale Jude». In dem von ihm veröffentlichten politischen Programm heißt es: «Alle möglichen Maßnahmen sind zu treffen, um das türkische Heimatland so zu gestalten, dass dessen einzige Einwohner Muslime und Türken sind und dass es von Kopf bis Fuß von Verrätern und dunklen Kräften gesäubert wird. Unten den verräterischen und hinterlistigen Elementen, die entfernt werden müssen, sind vor allem die Dönme und die Juden.» Der türkische Premier preist Kısakürek noch heute als Leitfigur für sich und zukünftige Generationen.

Bei seiner Wahlkampf-Rede in Köln am 24. Mai hielt er sich mit antisemitischen Aussagen zurück. Seine schwarz-weiß Weltsicht, in der alle Kritiker böse sind und sich Medien gegen ihn verschwören, wurde trotzdem deutlich. Im Interesse der Türkei, seiner Minderheiten, Nachbarn und Verbündeten, insbesondere der EU und der USA, können wir nur hoffen, dass Tayyip Erdoğan nicht die Gelegenheit bekommt, seine gefährlichen Wahnvorstellungen als zukünftiger Präsident der Türkei zu verbreiten.

Dr. Günther Jikeli ist Fellow am Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Universität Potsdam und der Groupe Sociétés, Religions, Laïcités am Nationalen Zentrum für wissenschaftliche Forschung, Paris.

Prof. Dr. Kemal Silay ist Professor für Türkeistudien und Leiter des Turkish Flagship Centers der Indiana University, Bloomington, USA.

*Die Autoren danken Rifat Bali und Sean Singer für ihre Anregungen.

gessenheit geraten ist, erfreuen sich Gerüchte über Israels angebliche Expansionspläne bis in die Türkei zunehmender Beliebtheit. Auf der Basis eines biblischen Verses wird behauptet, Israel wolle expandieren, vom Euphrat bis zum Nil und unterstütze daher PKK Terroristen. Verschwörungstheorien über die «Israellobby», die einen Putsch der islamistischen Regierung betreibe und hinter dem «Ergebnokom Komplott» stecke sind ebenfalls keine Seltenheit.

Zweitens ist Antisemitismus weit verbreitet in der türkischen Gesellschaft und Gegenstimmen sind kaum vorhanden. Nach der kürzlich erschienenen Umfrage der Anti-Defamation League können 69 Prozent der türkischen Bevölkerung als antisemitisch eingestuft werden. «Mein Kampf» wird auf offener Straße an Büchertischen angeboten; im Jahr 2005 wurden 100.000 Kopien innerhalb von zwei Monaten verkauft. Antisemitische Filme und Fernsehserien wie «Das Tal der Wölfe» und «Ayrılık» (Trennung) erfreuen sich hohen Einschaltquoten. Erstere wurde von der Regierungspartei angepriesen; letztere wurde vom staatlichen Sender TRT-1 ausgestrahlt.

«Zu viel» Kritik am Reformator?

Extrem differente Benotungen für eine Masterarbeit an der Humboldt-Universität Berlin geben Rätsel auf

Von Henri ZIMMER

Im Studiengang «Religion und Kultur» an der Humboldt-Universität Berlin schrieb die Studentin Luise Mohnhaupt ihre Abschlussarbeit zum Thema «Antijudaismus als Herausforderung an die evangelische Theologie». Die Bewertungen bewegten sich zwischen 1,0 und 4,0. Eine Gerichtsverhandlung scheint nicht mehr ausgeschlossen.

Eher zu Seltenheiten gehört es, wenn eine universitäre Abschlussarbeit mit drei vollen Noten Unterschied bewertet wird. Kommt so eine Spanne durch höchst unterschiedliche Leistungseinschätzung dann doch vor, so schlägt die Stunde des Drittgutachters. Von ihm erhofft man sich besondere Objektivität und Sorgfalt, und häufig wirkt sein Gutachten «entschärfend» oder klärend. Es kann aber auch vorkommen, dass mit jedem Gutachten mehr Fragen als Antworten entstehen. Derzeit erlebt die Theologische Fakultät der Humboldt-Universität Berlin (HUB) so einen brisanten Fall: Sie hält ihn – glaubt man den jüngsten Statements – für abgeschlossen, doch die betroffene Absolventin Luise Mohnhaupt zieht nun entschlossen vor Gericht. «Lutherische Notengebung» hat der Philosoph und Erziehungswissenschaftler Micha Brumlik die Vorkommnisse in einem Gastkommentar für die Berliner Tageszeitung «taz» genannt. Andere indizieren einen handfesten Skandal.

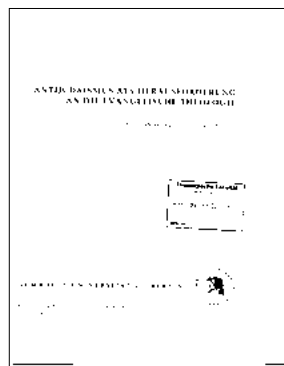
Was ist geschehen? Im Studiengang «Religion und Kultur» der Theologischen Fakultät der HUB – wohl gemerkt, einem säkularwissenschaftlich konzipierten Fach – reichte die Studentin Luise Mohnhaupt Anfang 2013 ihre Masterarbeit zum Thema «Antijudaismus als Herausforderung an die evangelische Theologie» ein. Mohnhaupt ging unter anderem aus religionswissenschaftlicher Perspektive der Frage nach, ob und in welcher Form die christliche Theologie – vorzugsweise die protestantische – ihr Bild vom Judentum und damit auch zentrale Glaubensfragen neu überdenken müsse. Im Vorwort der Arbeit stellte sie die heikle und bis heute sehr unbequeme Frage, wie Auschwitz und der Holocaust im Herzen eines dezidiert christlich geprägten Kontinents geschehen konnten. Ausdrücklich grenzt die Autorin sich von Forschern ab, die vom mittelalterlichen, durchaus exzessiven Judentum eine Linie bis zu den Gaskammern der Nazis ziehen wollen. Es ist aber auch nicht ihr Stil, die dunklen Seiten der christlich-jüdischen Beziehungsgeschichte auf dem «Alten Kontinent» beschönigen zu wollen. Sie zeichnet im machbaren Rahmen einer Masterarbeit nach, wie spätantike und mittelalterliche Judenfeindschaft – und später auch politischer Antisemitismus – durch christliche Polemik gegen «das Volk der Christumörder» befeuert wurden, und mit welchem Ergebnis.

Analysen, die weh tun

Mohnhaupt beschreibt den christlichen Antijudaismus deutscher und europäischer Prägung, welcher nach 1945 zunächst verstummt schien, mit analytischer Schärfe, und das kann mitunter weh tun. Sie lässt dabei weder die anti-jüdischen Wortführer unter den Kirchenvätern des 4. Jahrhunderts aus, noch macht sie einen Bogen um den exzessiven Judentum von Reformator Martin Luther. Nachweislich haben führende evangelische Theologen im Dritten Reich und selbst der Chefredakteur des berüchtigten NS-Hetzblattes «Der Stürmer», Julius Streicher, Luther als historischen Kronzeugen

bemüht, um ihr rabiaten Vorgehen gehen die jüdische Minderheit auch moralisch zu rechtfertigen. Und in der Tat: Mit seiner Sendschrift «Von den Juden und ihren Lügen» von 1543 hatte Luther praktische Empfehlungen für einen radikalen Ausschluss der Juden aus der übrigen Gesellschaft gegeben, die in ihrer Radikalität kaum zu überbieten waren. 400 Jahre später wurde er damit offensichtlich sehr ernst genommen. Zudem hatten gerade deutsche protestantische Theologen ab 1933 – und teils auch zuvor schon – eine erstaunliche Affinität zur nationalsozialistischen Bewegung entwickelt, wie beispielsweise die Neutestamentler Ethelbert Stauffer und Gerhard Kittel

Es hat nach dem Zweiten Weltkrieg und der Ermordung von 6 Millionen europäischer Juden noch einige Jahrzehnte gedauert, bis beide Großkirchen sich der Frage zuwandten, ob die eigene antijüdische Tradition diese



Katastrophe möglicherweise begünstigt hat. Der Umdenkprozess, wenn auch wohl eher die Sache einiger weniger Repräsentanten, Theologen

und stark interessierter Laien, zeitigte zunächst hoffnungsvolle Resultate, erkennbar etwa an der Vatikanischen Erklärung «Nostra Aetate» im Jahre 1965, in der das jüdische Volk – heilsgeschichtlich gesehen – endlich auch als verwandtes, quasi geschwisterliches Volk respektiert wurde. Auf protestantischer Seite ließ der Rheinische Synodalbeschluss von 1980 aufhorchen, der von «Mitverantwortung und Schuld der Christenheit in Deutschland am Holocaust» sprach und die «bleibende Erwählung des jüdischen Volkes als Gottes Volk» unterstrich. Auch diese bemerkenswerte Entwicklung wird in Luise Mohnhaupts Arbeit nachgezeichnet. Zugleich geht die Autorin auf Theologen der Gegenwart ein, die sich aus religiöser Perspektive mit Auschwitz auseinandersetzen, einen neuen Zugang zum Judentum suchen und ihre Vorstellungen einer Re-Formulierung christlicher Dogmatik zur Debatte stellen, im deutschen Raum beispielsweise Friedrich Wilhelm Marquardt.

Einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Abschlussarbeit verwendete Luise Mohnhaupt darauf, Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung und die heutige, innerkirchliche Reflektion des «gestörten» Verhältnisses zum Judentum in Beziehung zu setzen. Eine spannende Perspektive, mag man meinen, bei der die methodischen Vorteile eines interdisziplinär gehaltenen Studienganges – «Religion und Kultur»-sinnvoll genutzt werden können. Anknüpfungspunkte für weitere Studien in dieselbe Richtung scheinen gegeben. Vielleicht aber will demnächst auch niemand das Feld betreten.

«Nicht zu bewältigen...»?

Die Benotungen, die Luise Mohnhaupt für ihre Arbeit erhielt, schickten sie in ein Wechselbad der Gefühle. Zunächst war es am Potsdamer Historiker und Direktor des Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Julius H. Schoeps, seine Einschätzung als externer

Erstgutachter abzugeben. Schoeps forscht seit langem zur deutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte, aber auch zu jüdischer Migration heute und zu Antisemitismus und Judenfeindschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Er benotete die Arbeit in einem ausführlichen Gutachten mit der bestmöglichen Note 1,0 und unterstrich die seiner Meinung nach sehr profunde Darstellung im historischen Teil der Arbeit.

Als Zweitgutachterin bestellte der Prüfungsausschuss der Theologischen Fakultät die der Humboldt-Universität angehörende Kirchenhistorikerin Dorothea Wendebourg. Diese konzentrierte sich wohl vorzugsweise auf den religionswissenschaftlichen Teil der Arbeit. Allerdings kam sie hier zu radikal anderen Schlussfolgerungen als ihr Potsdamer Kollege – und benotete mit 4,0. Gleich an mehreren Stellen erklärte Wendebourg, die Arbeit hätte «in dieser Form eigentlich gar nicht angenommen werden dürfen» – womit sie vorrangig die Themenstel-



Absolventin Luise Mohnhaupt vor der Humboldt-Universität Berlin.

lung als solche erwähnte, welche auf 80 bis 100 Seiten einfach nicht zu bewältigen sei. Weshalb die streitbare Zweitgutachterin es deshalb nicht von vornherein ablehnte, ein Gutachten zu erstellen, gehört zu jener Kette von Merkwürdigkeiten und Rätseln, die den Fortgang des Falles seither flankieren. Im Gutachten selbst erwies sich Wendebourg, die im Privatleben über Jahre hinweg auch als Vorsitzende der Theologischen Kammer der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) fungierte und die an theologischen Orientierungstexten und Positionen – auch über das Verhältnis zu nichtchristlichen Religionen – federführend mitwirkte, als wenig zimperlich. Unter anderem wirft sie der Absolventin vor, sich für eine Revision der heidenchristlich bedingten, künstlichen Herauslösung des Christentums aus dem Judentum stark zu machen, gleichzeitig aber für eine (theologische) Aufarbeitung des Christentums ohne Selbstaufgabe zu plädieren.

Theologischer Drittgutachter

Schoeps als Erstgutachter – wie auch die Absolventin selbst – schlugen der Prüfungskommission der Theologischen Fakultät nun vor, beim notwendigen Drittgutachter auf eine Kapazität aus den Kulturwissenschaften zurückzugreifen – damit fernab des möglichen Verdachts, zu eindimensional historisch oder rein theologisch an die Sache heranzugehen. Der Vorschlag fand bei der Prüfungskommission wohl wenig Gefallen. Stattdessen wurde als Drittgutachter der evangelische Alttestamentler Markus Witte nominiert, seines Zeichens Leiter des «Institutes Kirche und Judentum» an der gleichen Theologischen Fakultät der HUB. Witte schloss sich in seinem Gutachten tendenziell dem Wendebourgschen Urteil an und benotete mit 3,3 – unter anderem kritisierend, Luise Mohnhaupts Arbeit beruhe nicht auf eigenständigem Studium historischer Quellen.

Ein Vorwurf, den die Absolventin vehement als Unterstellung zurückgewiesen hat, mittlerweile auch über ihren Anwalt.

Inzwischen hatte die Prüfungskommission der Theologischen Fakultät entschieden, sich voll und ganz der Benotung von Markus Witte anzuschließen, möglicherweise beeindruckt von dessen üppiger Methodenkritik, vielleicht aber auch dem Prinzip folgend: «Die eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.» Witte selbst bekundete in der Entgegnung auf Luise Mohnhaupts Widerspruch zur hohen Benotung der Arbeit, er könne «das Urteil von Professor Schoeps, die Verfasserin befinde sich auf dem neuesten Forschungsstand und reflektiere sehr systematisch», nicht nachvollziehen. Seine Kollegin Dorothea Wendebourg entschloss sich derweil offenbar zu einer Kommunikationspause mit Erstgutachter Schoeps. «Ich hatte versucht, meine Sicht der Dinge auf die Arbeit noch einmal inhaltlich zu erklären, und ein Plädoyer für einen neutralen Drittgutachter hinzugefügt. Auf diese Email an Frau Wendebourg erhielt ich nie eine Antwort», erklärte Schoeps sichtlich überrascht. «Auch über die Note des Drittgutachters und die endgültige Note bin ich von der Theologischen Fakultät nicht mehr informiert worden.»

Absolventin Mohnhaupt entschloss sich ihrerseits, die Dinge so nicht auf sich beruhen zu lassen. «Ich weiß nicht, wie erfolgreich mein Widerspruch sein wird, aber das bin ich schon meiner eigenen Selbstachtung schuldig», erklärte sie gegenüber der Jüdischen Rundschau. Da die Theologische Fakultät ihren Einspruch gegen die hohe Benotung, wie auch gegen ihren Antrag, ein weiteres Gutachten durch eine neutrale Person zu erstellen, abgewiesen hat, läuft der Konflikt nun auf eine gerichtliche Verhandlung hinaus. Auf deren Ausgang darf man sehr gespannt sein.

Strukturelle Dilemmata

Drei erstaunliche Dinge offenbart der Fall aber schon jetzt: Erstens scheinen Deutschlands Universitäten nicht gänzlich gefeit dagegen, dass in heiklen Fällen nicht Leistung, sondern Meinung benotet wird. Zwar werden der Autorin von Zweit- und Drittgutachter vordergründig methodische Schwächen vorgeworfen, zugleich aber auch Widersprüche in der «theologischen» Argumentation. Unweigerlich stößt man damit auf das zweite Dilemma, ein lokales und strukturelles: Der Studiengang «Religion und Kultur» an der Humboldt Universität ist kultur- und religionswissenschaftlich konzipiert. Lehrkörper und Gremien werden aber fast ausschließlich von Theologen bestimmt – die theologisch denken, urteilen und bewerten. Man könnte an dieser Stelle aber noch weiter gehen, und die grundsätzliche Frage aufwerfen: Wie trägt sich die Existenz von konfessionsgebundenen theologischen Lehrstühlen an staatlichen Universitäten überhaupt noch mit dem Grundsatz einer objektiven und unvoreingenommenen Forschung im 21. Jahrhundert?

Drittens scheint der Verdacht nicht ganz unbegründet, dass zumindest einem Teil der protestantischen Szene, inklusive Theologen der Humboldt-Universität, dezidierte Kritik am exzessiven Judentum von Martin Luther kurz vor dem 500jährigen Reformationsjubiläum (2017) recht unangelegen kommt. Luise Mohnhaupts Arbeit beschäftigt sich mit Luthers Judenfeindschaft allerdings nur auf ganzen drei Seiten. Von daher stünde den Erben des Reformators wohl etwas mehr Entspannung gut zu Gesicht.

Gefährliche Ressentiments der Mitte

Die Berliner Professorin Monika Schwarz-Friesel über Hass-Mails und gebildeten Antisemitismus als Herausforderung an die deutsche Gesellschaft

Frau Professor Schwarz-Friesel, in Ihren jüngsten beiden Publikationen – «Aktueller Antisemitismus – eine Phänomen der Mitte» und «Die Sprache der jüdenfeindschaft im 21. Jahrhundert» kommen Sie zu schockierenden Ergebnissen. Es sind Ergebnisse, die sich aus der Analyse von Tausenden Emails an den Zentralrat der Juden in Deutschland und an die Israelische Botschaft in Berlin ableiten. Unter anderem kommen Sie zu dem Schluss, dass sich sämtliche antijüdische Feindbilder, wie sie aus dem Mittelalter überliefert sind, auch in den deutschen Köpfen gehalten haben. Was sind für Sie dabei aktuell die problematischsten Bilder und Stereotypen?

In der Tat finden sich trotz aller Aufklärungsarbeit und historischer Aufarbeitung nach der Schoa nach wie vor geradezu ungebrochen auch im modernen Diskurs alle seit dem Mittelalter bekannten Stereotype wie «Juden als Wucherer, als Lügner, als Verweigerer des wahren Glaubens, als Verräter, rachsüchtige Intriganten» usw. All diese spezifischen Stereotype basieren auf der Grundkonzeptualisierung «Juden als Die Anderen», als «die ultimativ Bösen». Die jüdische Existenz wird als Gegenentwurf zur christlichen, zur abendländischen Existenz gesehen. Daran hat sich auch im aktuellen Antisemitismus nichts geändert: Wurden im Mittelalter Juden als Teufel und Anti-Christen klassifiziert und dies stets mit der Unterstellung «Juden allein sind schuld daran, wenn man sie hasst», finden wir diese Vorstellungen in zwei modernen Varianten: «Juden sind schuld am Antisemitismus, weil sie den Holocaust ausbeuten und die Erinnerung nicht ruhen lassen» und Juden sind schuld am Antisemitismus, weil sie sich solidarisch mit Israel zeigen.» Oft werden auch deutsche Juden synonym mit Israelis gesetzt (also das alte Stereotyp «Juden sind Fremde» kodiert). Israel wird als «der Schurke unter den Staaten», als «das größte Übel der in der Welt» charakterisiert. Moderne Antisemiten argumentieren dabei stets, dass der aktuelle Antisemitismus nur durch die angeblichen «Verbrechen Israels im Nahost-Konflikt» wachgehalten werde. So werden die klassischen jüdenfeindlichen Ressentiments auf den jüdischen Staat projiziert: «Israel stört den Weltfrieden» basiert auf dem uralten Muster «Juden sind Störenfriede». Natürlich ist jedem klar, dass der Antisemitismus auch bei einer einvernehmlichen Lösung in Nahost nicht aufhören würde.

Ein weiteres Ergebnis der Studie war, dass viele der Email-Verfasser mit hoch problematischen antisemitischen Vorurteilen aus der deutschen Mittelschicht kommen, sich aber unter politischem Blickwinkel ebenfalls eher in der gesellschaftlichen Mitte verorten. Können Sie das auch etwas quantifizieren?

Von allen untersuchten Schreiben (es waren über 14.000) kommen mehr als 60 Prozent aus der Mitte der Gesellschaft; z.T. sind es hochgebildete Menschen mit akademischen Abschlüssen und entsprechenden Positionen. Dies ist aber keineswegs etwas Neues, wenn man einen Blick auf die lange Geschichte der Judenfeindschaft wirft. Was oft vergessen oder missachtet wird: Judenfeindschaft ist nie nur ein gesellschaftliches Randphänomen gewesen. Im Gegenteil: die letzten 2.000 Jahre zeigen doch sehr deutlich, dass Judenfeindschaft immer zuerst in

den Schreibstuben der Gelehrten, auf den Kanzeln, in den Pamphleten, Romanen etc. niedergelegt wurde, bevor sie die Straße erreichte. Wir finden jüdenfeindliches Gedankengut in den Schriften von Augustinus, Luther, Hegel, Fontane; und im 19. sowie frühen 20. Jahrhundert offiziell in den Parteiprogrammen der großen Parteien Deutschlands.

Es ist ein gern gehegter Irrglaube, Judenfeindschaft und Antisemitismus seien das Phänomen einiger weniger Rechtsradikaler oder Fundamentalisten. Antijudaismus war immer gesellschaftsfähig, war jahrhundertlang völlig normal und habituell; das ist ja das Problem bei der Bekämpfung des Antisemitismus heute. Was sich nun aber in den letzten



Professorin Monika Schwarz-Friesel

15 Jahren (nach einer Nachkriegsphase von ca. 40 Jahren, in der Verbal-Antisemitismen öffentlich tabuisiert waren) verändert hat, ist die Bereitschaft, antisemitische Sprachgebrauchsmuster wieder offen zu artikulieren bzw. zu akzeptieren.

In besonderer Weise zeigten sich bei den von Ihnen und Ihrem Team untersuchten Emails Hass und Vorurteile gegenüber Israel. Sehen Sie einen allgemeinen Trend in Deutschland dahingehend, dass Antisemitismus gegenüber jüdischen Nachbarn und Kollegen im allgemeinen unterdrückt wird, sich aber umso heftiger in Angriffen gegen Israel und die israelische Gesellschaft auslebt?

Auf jeden Fall. Gerade die gebildeten Antisemiten leugnen ja vehement, antisemitisch eingestellt zu sein. Das passt nicht zu ihrem nach Außen getragenen Selbstkonzept. Sie sehen sich als «Humanisten», als «Anti-Rassisten», als «besorgte und verantwortlich fühlende Bürger». Sie dämonisieren aber Israel und artikulieren dabei zahlreiche judeophobe Klischees.

Diesen ist zum Teil bewusst, dass ihre Äußerungen brisant oder moralisch zweifelhaft sind und als solche wahrgenommen werden könnten. Doch der Wunsch, das unbedingte Bedürfnis, sich gegenüber dem «zionistischen Störenfried», dem «Verbrecher- und Apartheidsstaat» artikulieren zu wollen, ist stärker als die Bedenken, die ihnen bei dieser Artikulation kommen. Ein wirklich verantwortungsbewusster Mensch würde z. B. niemals dämonisierende NS-Vergleiche benutzen. Somit zeigt sich auch bei gebildeten Antisemiten aus der Mitte der Gesellschaft

die für das gesamte Phänomen des Antisemitismus charakteristische obsessive Komponente.

Dieser «Antisemitismus ohne Antisemiten» gibt sich anti-rassistisch und ehrbar, bedient sich aber in seiner israelbezogenen Umwegkommunikation jüdenfeindlicher Stereotype.

Wie waren die israelischen Reaktionen auf Ihre jüngsten Studien?

Man hat einerseits mit großer Betroffenheit darauf reagiert. Nachdem z. B. Artikel in der Zeitung Haaretz und auf 124News erschienen waren, meldeten sich viele Israelis (sowohl in Israel auch in Berlin lebende) bei mir und bekundeten ihr Entsetzen, erzählten von eigenen antisemitischen Erlebnissen.

Andererseits gab es aber auch immer wieder die Nachfrage «Wie kann das sein»? Auch in Israel glauben viele Menschen, dass der Antisemitismus in Deutschland nach 1945 nur noch in der rechtradikalen Ecke zu finden sei. Da war der Schock angesichts unserer empirischen Ergebnisse groß. Der in Israel wichtige TV-Sender Channel 10 wird am 25. Mai eine Sondersendung zum aktuellen Antisemitismus geben, in dem auch über meine Forschung berichtet wird.

Im Juni haben Sie an der Technischen Universität Berlin ein Tagessymposium mit Experten aus dem In- und Ausland organisiert, das sich speziell mit dem Problem «Gebildeter Antisemitismus» auseinandersetzt. Gibt es dafür aktuelle Anlässe?

Zum einen wollten wir über die gesellschaftlichen Auswirkungen der Diskussionen zu den Texten von G. Grass und J. Augstein sprechen und – zusammen mit Politikern, Stiftungsvertretern und anderen – erörtern, inwieweit gerade der gebildete Antisemitismus eine Gefahr für unsere Zivilgesellschaft darstellt. Die meisten Menschen in Deutschland wenden sich mit Abscheu ab, wenn ein rechtsradikaler Hooligan platte jüdenfeindliche Hassparolen artikuliert. Wenn jedoch ein linker Journalist, ein bedeutender Literat oder ein Universitätsprofessor israelkritische Äußerungen von sich gibt, die oberflächlich wie politische Meinungen aussehen, bei näherer Betrachtung aber die Realität verzerrende, den jüdischen Staat diffamierende Verbal-Antisemitismen sind, hören die Leute zu. Oft erkennen sie gar nicht, dass antisemitische Stereotype dabei transportiert werden. Und dann kann sich das Manipulationspotenzial, das jeder Sprachäußerung inne wohnt, unbewusst entfalten. Daher ist langfristig der gebildete Antisemitismus viel gefährlicher und einflussreicher als der Vulgär-Antisemitismus der Extremisten. Die Geschichte der Judenfeindschaft zeigt dies sehr deutlich.

Rechnen Sie damit, dass sich in der akademischen Szene in Deutschland Initiativen und Strukturen herausbilden können, die einen akademischen Boykott israelischer Einrichtungen anstreben?

Diese Initiativen haben wir doch längst. Zwar sind diese (noch) nicht so aggressiv und präsent wie in den USA und GB (wo ein starker «Campus-Antisemitismus» existiert), doch überall in Deutschland treffen wir auf anti-israelische Boycott-Aufrufe, oft initiiert von der BDS. Ein Beispiel: An der TU Berlin fand am 6.2. 2014 ein Israel-Tag statt. Prompt gab es massive Proteste und Versuche, diese akademische Veranstaltung zu verhindern und zu stören. Und es gibt auch eine ganze Reihe von deutschen Akademikern, die in Vorlesungen und Artikeln zum Nahostkonflikt ein de-realisiertes, einseitiges Israel-Bild vermitteln und auf Sprachgebrauchsmuster zurückgreifen, die höchst bedenklich sind, die anti-israelische Pamphlete (unter)schreiben und mit großem Eifer «Lösungsvorschläge» zum Nahostkonflikt vorlegen.

Der virulent oder auch offen zutage tretende Antisemitismus in Deutschland bildet eine Herausforderung, der sich nicht zuletzt auch die Politik stellen muss. Wo sehen Sie Möglichkeiten der etablierten Politik, das Phänomen künftig effektiver zu bekämpfen?

Da Antisemitismus kein Vorurteilssystem ist, das auf Übergeneralisierungen basiert, sondern ein tief in den abendländischen Denk- und Gefühlsstrukturen verankertes Weltdeutungs- und Glaubenssystem, erweist sich die Aufklärungsarbeit als sehr schwer. Vor allem die ausgeprägte emotionale Dimension ist kaum rational anzugehen. Judenfeindliches Gedankengut ist in allen wesentlichen Schriften der abendländischen Kultur und damit im kollektiven Bewusstsein der Gesellschaft geradezu eingeebnet, gehörte 20 Jahrhunderte lang zur gültigen Welt- und Werteordnung. Der rassistische und eliminatorische Antisemitismus der NS-Zeit im 20. Jahrhundert stand ja am Ende einer langen, langen Entwicklung.

Die politisch und sozial Verantwortlichen müssen sich daher zunächst immer wieder klarmachen, dass die moderne Verurteilung von Antisemitismus erst wenige Jahrzehnte alt ist. 50 Jahre Aufklärungsarbeit stehen über 1.900 Jahren judeophober Kulturgeschichte gegenüber. Während Zivilgesellschaft, Politik und Medien rechtsradikale und rassistische Judenfeindschaft bekämpfen, werden die verkappten Verbal-Antisemitismen im Gewand der sogenannten «Israel-Kritik» ohne energischen Widerspruch geduldet oder sogar als «Meinungsfreiheit» verteidigt (auch wenn klar erkennbar antisemitische Stereotype dabei kodiert werden). Vor diesem Hintergrund benötigen wir eine erhöhte Sensibilisierung für die Gefahren eines feindbildkonstruierenden und stereotypvermittelnden Sprachgebrauchs. Das Schweigen der Mehrheitsgesellschaft sowie der politisch relevanten Funktionsträger verstärkt die Tendenz, anti-israelische Verbalbrachialismen mit antisemitischen Tendenzen öffentlich zu benutzen. Judenfeindliche Inhalte bleiben damit ungebrochen im kommunikativen Gedächtnis der dt. Gesellschaft erhalten. Hier muss man mit historischer Reflexion und sprachkritischer Analyse ansetzen; alles andere ist vergeblich, da ein nur oberflächliches, nicht aber die Wurzeln des Problems bekämpfendes Bemühen.

Das Interview führte
Katharina SCHMIDT

Lernen am authentischen Ort

Die Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt bietet historische Spurensuche, pädagogische Programme, Fortbildungsseminare und Zeitzeugengespräche

Von Patty STROHBACH

Halberstadt, traditionsreiche Bischofs- und Handelsstadt am Rande des Harzes, besaß über Jahrhunderte hinweg eine der größten und bedeutendsten jüdischen Gemeinden in Deutschland. Seit dem 17. Jahrhundert wuchs hier eine organische Gemeinschaft mit starkem Zusammenhalt und großer Liebe zur Tradition. Das jüdische Viertel mit Synagoge, Lehrhaus, Ritualbad und Wohnhäusern befand sich direkt unterhalb des Petershofes, des Bischofspalastes und späteren Sitzes der preußischen Regierung. Zwei jüdische Friedhöfe sind in der Stadt bis heute erhalten. Kunstvoll gearbeitete Barockgrabsteine auf dem älteren von beiden zeugen davon, dass sich die jüdische Gemeinde spätestens im 18. Jahrhundert zu einer gut etablierten Community entwickeln konnte. Und tatsächlich: Sie hatte Förderer in ihren Reihen, die nahezu ideale Rahmenbedingungen schufen. Schon 1712 wurde eine prächtige Barocksynagoge eingeweiht, finanziert vom berühmten Hofjuden Berend Lehmann (1661-1730). Lehmann galt als ein sehr erfolgreicher Bankier, Münzagent und Berater von «August dem Starken», sächsischer Kurfürst und König von Polen. Zugleich war er auch ein sehr frommer Jude, der sich zudem sozial und kulturell stark engagierte. Zusätzlich zum barocken Gotteshaus für die Gemeinde stiftete er später ein Rabbinerseminar mit eigener Synagoge – der sogenannten «Klaussynagoge».

Zentrum der Neo-Orthodoxie

Die erfolgreiche Entwicklung der Gemeinde setzte sich im 19. Jahrhundert nahtlos fort. Rabbiner, Theologen, Religionslehrer auf der einen und Unternehmer wie Industrielle auf der anderen Seite stärkten sie nach Kräften. Jetzt wurde die Gemeinde sogar zu einem spirituellen Zentrum der Neo-Orthodoxie, die als Antwort

familie Hirsch. Sie ließ Ende des 19. Jahrhunderts die barocke Synagoge erweitern und modernisieren. Der Begründer der Firma «Aron Hirsch & Sohn» war zugleich Sohn des Klausrabbiners Hirsch Göttingen. Das Unternehmen entwickelte sich bald zu einem der führenden in der deutschen Metallindustrie. Auch die Familie Hirsch repräsentierte die neo-orthodoxe Ausrichtung: Gesetzestreuere Judentum und traditionelle Gelehrsamkeit, kombiniert mit bürgerlicher Kultur und moderner Weltoffenheit.

Zerstörte Gemeinschaft

Mit dem Machtantritt der Nazis tobte sich auch in Halberstadt die Judenfeindschaft exzessiv aus. In der Pogromnacht vom 9. November 1938 wurde die Barocksynagoge geplündert und geschändet, sämtliche Torarollen wurden auf der Straße verbrannt. Noch im gleichen Monat erfolgte der Abriss des Gotteshauses. Die Klaussynagoge wurde zwar nicht zerstört, aber als Eigentum einer jüdischen Stiftung «arisiert» und in ein so genanntes Judenhaus umfunktioniert. Am 12. April 1942 wurden alle hier einquartierten jüdischen Bewohner von Halberstadt in die Todeslager im Osten deportiert, und damit die jüdische Gemeinde der Stadt ausgelöscht.

Der Nachwelt blieben zahlreiche Spuren von der einstigen Gemeinde erhalten, die sich allerdings nicht auf den ersten Blick erschließen ließen. Glücklichen Umständen ist es zu verdanken, dass nach der politischen Wende im Osten und der deutsch-deutschen Wiedervereinigung hier wieder etwas ganz Neues entstehen konnte. 1996 gründete sich die Stiftung «Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt» – auf Initiative der ursprünglich aus Halberstadt stammenden jüdischen Familie Nussbaum. Die Stiftung kooperiert eng mit dem Moses Mendelssohn Zentrum in Pots-

dam und mit der Moses Mendelssohn Stiftung in Erlangen. Noch 1996 konnte das Gebäude der Klaussynagoge mit privaten Mitteln für die Stiftung angekauft werden. Im Anschluss an eine grundlegende Restaurierung nahm die Moses Mendelssohn Akademie (MMA) ihre Arbeit 1998 auf. Seit 2001 mit integriertem Berend Lehmann Museum, hat sie ihren Sitz direkt auf dem historischen Gelände, in der rekonstruierten Klaussynagoge im Rosenwinkel 18 und am Ort der zerstörten Barocksynagoge. In der Klaussynagoge erzählt eine Daueraus-

Museum, Bibliothek, Archiv

stellung die Geschichte des Hauses, unter anderem auch mit erhaltenen wertvollen theologischen Büchern und der Sukkot-Laubhütte einer ehemaligen Rabbinerwohnung. Im einstigen Synagogenraum mit hoher Empore finden regelmäßig Kunstausstellungen und öffentliche Veranstaltungen statt.

Die Klaussynagoge birgt heute zugleich Seminarräume, ein hauseigenes Archiv und eine gut besuchte Bibliothek. Diese zählt rund 20.000 Bände und umfasst unter anderem die Privatbibliothek des aus Wien stammenden Historikers Walter Grab, welcher den überhaupt ersten Lehrstuhl für Neuere Geschichte an der Universität Tel Aviv innehatte. Seit einigen Jahren besitzt die Akademie zudem die komplette Bibliothek der ehemaligen jüdischen Gemeinde von Ostberlin (DDR) als Dauerleihgabe. Sämtliche Bestände stehen der Öffentlichkeit als Präsenzbibliothek zur Verfügung.

Im Berend Lehmann Museum wird anhand der historischen Ausstellung im Mikwenhaus mit der Geschichte der Jüdischen Gemeinde Halberstadt exemplarisch auch die Geschichte der Juden in Preußen nachgezeichnet. Im Hof der heutigen Akademie erinnert das Kunstprojekt «Und der Lebende nehme sich das zu Herzen...» von Olaf Wegewitz an die zerstörte Barocksynagoge. Der Grundriss der Synagoge ist gekennzeichnet, die Strukturierung der Erdoberfläche

folgt den historischen Abmaßen. Ein streng gefasster Weg führt zu den zentralen Orten der Liturgie des jüdischen Gottesdienstes: dem nach Osten ausgerichteten Toraschrein und der Bima in der Mitte der Synagoge.

Zum pädagogischen Angebot gehören nicht nur Führungen in Museum und Hof, historische Rundgänge durch das jüdische Halberstadt und themenspezifische Führungen in Absprache mit den jeweiligen Lehrern. Die Schüler können vor Ort und unter Anleitung auch mit geeigneten historischen Quellentexten – wie sogenannten Schutzbriefen, autobiographischen Berichten und Adressbüchern – arbeiten und dabei Lebensgeschichten und Gemeindeereignisse aus früheren Zeiten selbst rekonstruieren. Die Akademie verfügt außerdem über ein thematisch passendes Filmangebot und über Video-Interviews mit jüdischen Zeitzeugen. Bei starkem Interesse organisiert die Akademie auch Begegnungen mit Zeitzeugen. Hierbei hilft ihr guter Kontakt zu ehemaligen jüdischen Halberstädtern, die heute in Israel, den USA oder England wohnen, aber durchaus bereit sind, ihren ehemaligen Heimatort zu besuchen und dort mit Kindern und Jugendlichen über ihre Lebensgeschichte und die Erfahrungen der Verfolgung zu sprechen.

Fotos, die die jüdische lokale Geschichte aus unterschiedlichster Perspektive illustrieren. Häufig kommen sie von jüdischen Familien mit Halberstädter Vergangenheit. «Die systematische Archivierung, Dokumentation und digitale Erfassung des Materials ist eine riesige Herausforderung», sagt die Leiterin der Moses Mendelssohn Akademie, Jutta Dick. «Wir freuen uns sehr, dass uns dabei auch ehrenamtliche Kräfte unterstützen. Natürlich werden sie fachkundig angeleitet.» Auch Studenten aus der Region sowie von der Universität Potsdam helfen bei der Bearbeitung des Materials. Fachkundige Unterstützung kommt darüber hinaus vom Salomon Ludwig Steinheim Institut in Duisburg, von Professor Meir Hildesheimer von der Bar-Ilan-University Tel Aviv und vom Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam.

Aus der Geschichts- und Kulturszene von Halberstadt ist die Mendelssohn Akademie



Rundgang durch den historischen Hof.



Die Moses Mendelssohn Akademie in der Klaussynagoge.

auf die Reformbewegung im Judentum ihren Ursprung ebenfalls in Deutschland nahm. Aus der Gemeinde kamen bedeutende Rabbiner wie Benjamin Hirsch Auerbach (1808-1872), vor allem aber auch Esriel Hildesheimer (1820-1899). Hildesheimer gilt neben Samson Raphael Hirsch (1808-1888) als der Begründer der modernen Orthodoxie und leitete in späteren Jahren das europaweit berühmteste Rabbinerseminar in Berlin.

Großes Engagement in der Halberstädter Gemeinde entwickelte auch die Industriellen-

dam und mit der Moses Mendelssohn Stiftung in Erlangen. Noch 1996 konnte das Gebäude der Klaussynagoge mit privaten Mitteln für die Stiftung angekauft werden. Im Anschluss an eine grundlegende Restaurierung nahm die Moses Mendelssohn Akademie (MMA) ihre Arbeit 1998 auf. Seit 2001 mit integriertem Berend Lehmann Museum, hat sie ihren Sitz direkt auf dem historischen Gelände, in der rekonstruierten Klaussynagoge im Rosenwinkel 18 und am Ort der zerstörten Barocksynagoge. In der Klaussynagoge erzählt eine Daueraus-

langst nicht mehr wegzudenken. Sie hat sich aber auch überregional als ideale Tagungs- und Seminarstätte herumgesprochen. Historiker treffen sich hier ebenso wie Unternehmer, Journalisten und andere Multiplikatoren. In Kooperation mit Partnern wie der Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt bietet die Akademie auch Seminare an, welche als Lehrerfortbildungen anerkannt sind.

Doch während jüdische Geschichte in Halberstadt aktiv erforscht und vermittelt wird, könnte sich möglicherweise auch eine interessante jüdische Zukunft anbahnen. Mit Unterstützung einiger Berliner Protagonisten wurde 2005 wieder eine lokale jüdische Gemeinde gegründet. Viele ihrer Mitglieder sind Immigranten aus der früheren Sowjetunion.

Ein intensiver Studien- oder Seminartag an der MMA, häufig noch erweitert durch Bibliotheksbesuch und historischen Stadtrundgang, kann neben vielen Fragen und großem Kommunikationsbedarf auch gehörigen Hunger und Durst erzeugen. Spätestens dann ist es Zeit, um das nur hundert Meter entfernte Museums-Café «Hirsch» im ehemaligen Kantorhaus in der Bakenstraße aufzusuchen. Das Lokal im attraktiven Fachwerkbau bietet Gerichte an, die sich an der traditionellen jüdischen Küche orientieren, aber auch an israelischen und osteuropäischen Leckerbissen.

«Riesige Herausforderung»

Viel zu tun gibt es für Historiker und andere Interessierte auch im Archiv der Akademie. Immer wieder erhält sie Dokumente und

Weitere Informationen zur Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt finden Sie unter: www.moses-mendelssohn-akademie.de/

«Weiblicher Blick» auf Israels Aufbau

Studien am Moses Mendelssohn Zentrum: Die Historikerin Ines Sonder erforscht Architektinnen aus der dritten Alijah

Von Ilana GRÜNBAUM

Immer wenn Ines Sonder, Kunsthistorikerin, Israelwissenschaftlerin und Forscherin am Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam, über die so genannte dritte Alijah (Einwanderungswelle) nach Palästina doziert, ist ihr ein gut gefülltes studentisches Seminar sicher. Besagte dritte Einwanderungswelle von zionistischen Siedlungspionieren, die vorrangig auf die Jahre 1919–1923 datiert wird, setzte sich zwar größtenteils aus osteuropäischen Juden zusammen. Es befanden sich darunter aber auch rund 2.000 deutsch-jüdische «Exoten», die es gleichfalls aus idealistischen Gründen ins britische Mandatsgebiet Palästina zog. Idealisten deshalb, weil die Rahmenbedingungen für den Aufbau von kollektive Siedlungsgemeinschaften – wie den kollektiven Kibbutzim oder Moschavim – und ein Leben in relativer Geborgenheit noch fast unmöglich waren. Eine Infrastruktur kannte das kurz zuvor noch unter Osmanischer Herrschaft stehende Gebiet kaum, selbst Tel Aviv war erst zehn Jahre alt. Industrie, Verkehrsstruktur, Handel, Städtebau, Gesundheitswesen und vieles andere mehr waren hoffnungslos unterentwickelt, akademische Einrichtungen noch ein ferner Traum. Als zusätzliche Belastungen entpuppten sich rasch das heiße Klima, weit verbreitete Infektionskrankheiten und in manchen Orten bereits auch der anschwellende Konflikt zwischen Juden und Arabern. Europa schien dagegen eine relative heile Welt, trotz aller Nachkriegswirkungen und politischen Turbulenzen und trotz der «giftigen» Atmosphäre, die sich in Deutschland schon lange vor Hitler gegenüber der jüdischen Minderheit richtete. Die ganz überwiegende Zahl der in Deutschland lebenden Juden richtete sich auf eine langfristige Existenz im Lande der Dichter und Denker ein, hoffte auf Anerkennung und untermauerte seine Verbundenheit mit der Nation durch wissenschaftliche Höchstleistungen, künstlerische Beiträge, soziales Engagement und Philanthropie.

2.000 qualifizierte «Exoten»

Besagte 2.000 deutsche Juden, welche «daffke» mit der dritten Alijah nach Palästina siedelten, waren entweder stark ideologisch motiviert oder hatten am eigenen Leib oder in der Familie desillusionierende antisemitische Erfahrungen durchlebt – manchmal mal auch beides zusammen. Die deutschen «Olim» brachten enorm hohe berufliche Qualifikationen mit – als Akademiker, Ärzte, Juristen, Städteplaner oder auch Architekten. Genau die letztere Gruppe ist das bevorzugte Forschungsfeld von Ines Sonder, die bereits ihre Promotionsarbeit über Gartenstadt-Konzepte von Richard Kauffmann geschrieben hatte, einem 1920 von Deutschland/Norwegen aus nach Palästina eingewanderten Architekten sowie Siedlungs- und Stadtplaner. Kauffmann, der nach seiner Ankunft in Jerusalem das Planungsbüro der «Zentralstelle für Besiedlungsangelegenheiten» und damit ganz wesentliche Aufgaben bei der Städteplanung in Palästina/Israel übernahm – später sollte er auch das berühmte Viertel der «Weißen Stadt» in Tel Aviv konzipieren –, hatte fast von Anfang an eine höchst talentierte junge Architektin namens Lotte Cohn mit an seiner Seite. Zu Lotte Cohn (1893–1983) hat Ines Sonder bereits vor Jahren eine viel beachtete erste Biographie geschrieben, in



Dr. Ines Sonder im Gespräch mit dem Architekten Ami Shinar, im Bauhaus Center Tel Aviv.

welcher sich Familienschicksal, Baugeschichte und zionistische Historie in spannender Weise mischen. Parallel zu der beim Jüdischen Verlag im Suhrkamp Verlag erschienen Biographie hatte sie gleichnamige Ausstellungen «Lotte Cohn – Baumeisterin des Landes Israel» in Tel Aviv und Berlin konzipiert.

Kibbutz-Häuser und Hotels

Lotte Cohn, eine der allerersten Architektur-Studentinnen an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg, hatte ihr «Anderssein» als Jüdin frühzeitig zu spüren bekommen. Eine antisemitische Verleumdungskampagne gegen ihren Vater, den Arzt Bernhard Cohn, ließ sie schon in jungen Jahren zur überzeugten Zionistin werden. Und so wie sämtliche ihrer Schwestern wanderte sie kurz nach dem Ersten Weltkrieg kurzentschlossen ins Britische Mandatsgebiet Palästina aus. Als Architektin traf Cohn dabei genau zum richtigen Zeitpunkt ein, glänzte bald mit selbstbewussten eigenen Entwürfen für Kibbutz-Häuser, Bibliotheken und Altenheime, baute die legendäre Pension «Käte Dan» am Strand von Tel Aviv und entwarf während der 1930er Jahre Mittelstands-Siedlungen für die nach Hitlers Machtübernahme in Massen eintreffenden deutsch-jüdischen Flüchtlinge. Durch die zahlreichen gelungenen Großprojekte galt das von ihr geführte, in Tel Aviv ansässige Büro Cohn & Lavie dann über Jahrzehnte als eine führende Architektenadresse im Land.

Aber das war noch längst nicht alles. Im während der 1920er Jahre noch gut überschaubaren Kreis der deutschsprachigen Einwanderer in Palästina war Lotte Cohn – ebenso wie ihre beiden Schwestern Helene und Rosa – eine höchst ungewöhnliche Erscheinung. Denn nur wenige Frauen kamen damals wie die drei Cohn-Schwester, die lebenslang unverheiratet und kinderlos blieben, nicht als Gattinnen ihrer Ehemänner, sondern mit eigenen beruflichen Vorstellungen ins Land. Ebenso wie ihre männlichen Mistreiter legten sie in den 20er, 30er und 40er wichtige Grundsteine für die Infrastruktur des Staates Israel, doch in den Geschichtsbüchern sucht man meist noch ver-

geblich nach ihren Namen. Das verwundert umso mehr, wenn man beispielsweise im Falle von Lotte Cohn bedenkt, dass zu ihrem Freundeskreis nicht nur Architekten-Kollegen, sondern auch der Religionshistoriker Gershom Scholem und der Philosoph Hugo Bergmann gehörten. Noch in den 20er Jahren trat Lotte Cohn sogar dem von Intellektuellen wie Yehuda Magnes und Arthur Ruppin gegründeten «Brith Shalom» («Friedensbund») bei, welcher einen binationalen Staat für Juden und Palästinenser anstrebte. Cohns Verhältnis zum Herkunftsland ließ sich dagegen nach dem Holocaust nicht mehr reparieren. 1954 besuchte sie Berlin zwar noch einmal im Zuge einer Europareise, danach betrat sie aber nie mehr deutschen Boden.

Nachlass auf drei Kontinenten

Ines Sonders Forschungen zum Leben und Werk von Lotte Cohn, rekonstruiert aus Nachlass-Schriften und Briefwechseln, die heute auf drei Kontinenten verstreut sind, machen exemplarisch klar, wie wenig sich die ersten Architektinnen im frühen 20. Jahrhundert überhaupt zu Fragen ihrer Professionalisierung und den Bedingungen ihrer Architekturproduktion in einem stark männerdominierten Berufsfeld geäußert haben. Dies ist für die MMZ-Forscherin Anlass und Motivation, den schriftlichen Nachlass von Lotte Cohn noch einmal weit umfassender als «nur» unter biographischen Aspekten auszuwerten. Im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projektes «Der weibliche Blick beim Aufbau des Landes Israel» erschließt sie mittels quellenkritischer Analyse von Cohns Schriften nun den kontextuellen Raum ihrer Arbeit in der israelischen Bau- und Siedlungsgeschichte und dokumentiert und kommentiert ihn entsprechend.

Es ist klar, dass Cohns Biographie und ihr immenses architektonisches Wirken in Israel – insbesondere bei der Planung von Kibbutzim und später dann von Mittelstandssiedlungen für die vor den Nationalsozialisten geflohenen bürgerlichen deutschen Juden – nur schwerlich außerhalb ihrer eigenen Einwandererwelle,

der dritten Alijah, und ihrer deutschen Protagonisten eingeordnet werden kann. So war es nur logisch, dass Sonder noch ein weiteres Forschungsprojekt mit initiiert hat, das sich all-gemein mit jenen ungewöhnlichen deutschen Juden der frühen 20er beschäftigt, die zu wichtigen Wegbereitern eines neuen Jischuw in Palästina/Israel wurden und nicht nur in der Stadt- und Architekturplanung, sondern beispielsweise auch im medizinischen Bereich und im Bildungswesen bleiben, prägnante Akzente setzten.

Wenige bekannte Biographien

«Diese Gruppe von rund 2.000 deutschen Juden, die mit der dritten Alijah nach Palästina gekommen sind, ist in der historischen Forschung bisher überraschend wenig beachtet worden», erklärte Ines Sonder gegenüber der Jüdischen Rundschau. «Es gibt einige beeindruckende Biographien von herausragenden Persönlichkeiten, doch im Allgemeinen sind die Wirkungen der Gruppe auf das jüdische Gemeinwesen in Palästina und ihre ganz spezifischen Beiträge in verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen noch kaum beleuchtet worden. Eine mögliche Datenbank mit den Biographien der damaligen Einwanderer dürfte da ebenfalls viel Sinn machen.»

Spannend findet Ines Sonder auch, dass die deutschen Juden der dritten Alijah sich zehn Jahre später sehr stark für die in weit größerer Zahl – 50.000 bis 60.000 Flüchtlinge – nach Palästina strömenden jüdischen NS-Verfolgten aus Deutschland einsetzten: «Lotte Cohn ist da wiederum ein höchst prägnantes Beispiel, und natürlich konnte sie durch ihre Arbeit als Architektin für neu zu gestaltende Wohnstruktur Großartiges leisten», stellt die MMZ-Historikerin fest. Dennoch warnt sie davor, von der dritten Alijah ein verklärendes, idealisiertes Bild zu malen. Tagebücher und Briefwechsel aus jener Zeit geben beredten Ausdruck von rauen Lebensbedingungen, Konflikten, Selbsthinterfragungen, aber auch dem Vertrauen in die eigenen Visionen. Es lohnt ganz sicher, den «weiblichen Blick beim Aufbau des Staates Israel» noch ein Stück weiter zu verfolgen.

«Ich bin verboten»

von Anouk Markovits

In aufgeklärten Gesellschaften gilt jede Art des religiösen Fundamentalismus zu Recht als Angriff auf die individuelle Freiheit des Einzelnen; gleichzeitig erlaubt unser Pluralismus ausdrücklich die Existenz religiöser Gemeinschaften, deren Mitglieder sich aus freiem Willen den jeweiligen religiösen Regeln unterwerfen. Wenn man als Außenstehender jedoch einmal das Wagnis eines Perspektivwechsels eingeht, stellt man dabei oft fest, dass klare religiöse Gebote zur Lebensführung durch ihren überpersönlichen Charakter oft auch als Befreiung von der Last der zahllosen Widersprüche einer modernen Ge-



sellschaft wahrgenommen werden. In ihrem klugen Roman aus der hermetischen Welt der Satmar-Chassidim erzählt Anouk Markovits die unwahrscheinliche Geschichte einer großen, lebenslangen Liebe, die weder in der einen noch in der anderen Welt ganz heimisch zu werden vermag. Dabei spannt die Autorin einen großen pittoresken Bogen zärtlichster literarischer Welterkundung vom ländlichen Rumänien der Vorkriegszeit bis ins New York

unserer Zeit. Josef hat 1944 als Zehnjähriger die jüngere Mila im heimatlichen Siebenbürgen vor der Deportation gerettet; während Mila nach dem Krieg im Haus des Kantors Zalman Stern in Paris aufwächst, kommt Josef an den Hof des Satmarer Rebbe im New Yorker Stadtteil Williamsburg. Als er 15 Jahre später aus der Ferne formell um Milas Hand anhält und es zu einem ersten Treffen kommt, ist es wie ein lang ersehntes Wiederfinden. Doch trotz aller ehrlich empfundener Zärtlichkeit und organisch gewachsener Vertrautheit legt sich über die Jahre ein heimlicher Schatten über die Beziehung der beiden. Nach zehn Jahren schmerzlicher Kinderlosigkeit dürfte ihr Mann sie mit dem offiziellen Segen der Gemeinde verstoßen. Obwohl dieser Gedanke Josef vollkommen fern liegt, ist Mila innerlich bereits in komplizierten Auslegungen der biblischen Überlieferung gefangen, die ihr in der Gestalt Thamars einen letzten möglichen Ausweg anzubieten scheint. Mit einer verzweifelten, allerletzten Entscheidung von unstatthafter weiblicher Selbstbestimmung setzt Mila jedoch nicht nur das eigene Glück aufs Spiel, sondern auch das ihres Mannes sowie all ihrer möglichen Nachkommen. Anouk Markovits stiller Roman ist der seltene Glücksfall eines absolut unvoreingenommenen Buchs über die Welt des ultraorthodoxen Judentums, das sich jeden simplen Urteils enthält und beide getrennte Welten in all ihrer Schönheit, Fremdartigkeit und auch in all ihren Widersprüchen gleichberechtigt nebeneinander bestehen lässt. Dabei gelingt es der Autorin auf bewundernswerte Art und Weise, die

Beweggründe für ein bewusstes Verharren in dieser archaischen Welt aufzuzeigen und ehrliches Verständnis für eine geheimnisvolle Parallelwelt zu wecken, deren scheinbar unzeitgemäße Motive auch eine moderne Gesellschaft spirituell zu bereichern vermögen.

Anouk Markovits, «Ich bin verboten», aus dem Amerikanischen von Anne Rademacher, erschienen bei Knaus, 288 Seiten, € 19,99

«Zweite Generation»

von Michel Kichka

Im ersten Bild dieser Graphic Novel starrt der noch kindliche, mit dem Autor identische Ich-Erzähler ratlos auf die instinktiv in Abwehr verschränkten Arme seines Vaters und fragt sich, wer ihm wohl diese sechsstellige Nummer zwischen die Haare seines linken Unterarms geschrieben haben mag. Wenn der Vater beim Essen laut vernehmlich rülpsst, was den Kindern ausdrücklich verboten ist, heißt es: «Bei Papa ist das was anderes. Er war im Lager.»

Und wenn ihm am Mittagstisch ein Gericht besonders gut schmeckt, erinnert es ihn dennoch an Auschwitz: «Weil es dort so etwas nicht gab.» Der amerikanische Zeichner Art Spiegelman hat mit seinen berühmten Maus-Bänden einen in diesem Genre stilbildenden Klassiker geschaffen, in dem er auf düster-depressive Art und Weise das Grauen der Schoah anhand des Leidenswegs seiner Eltern Revue passieren lässt, die auch nach dem Krieg im amerikanischen Exil innerlich nie zur Ruhe kamen und auf diese Weise auch den Sohn als «typischen» Vertreter der sogenannten «zweiten Generation» in seiner Persönlichkeit nachhaltig prägten. Diesem schwierig zu gestaltenden Thema hat sich der belgisch-israelische Karikaturist und Illustrator Michel Kichka nun auf gänzlich andere Art und Weise angenommen. Seine innerhalb eines langwierigen, schmerzhaften

Prozesses der Bewusstwerdung und Verarbeitung der eigenen Familiengeschichte entstandene Graphic Novel orientiert sich eindeutig am leichtfüßigeren europäischen Comic belgischer Prägung. Dabei scheut Kichka kaum eine große metaphorische Geste: auf einer fast die gesamte Seite einnehmenden Zeichnung steht sein Vater einsam am Stacheldraht von Auschwitz bis zu den Knien in seinen eigenen Tränen; auf einem anderen Bild hängt er in der bekannten Pose des Stummfilmstars Harold Lloyd am Zeiger einer riesigen mechanischen Uhr, die exakt am Tag und in der Stunde seiner Verhaftung stehengeblieben scheint. Und «Zeichne mir eine Familie», bittet der

kleine Michel in poetischer Anlehnung an Saint-Exuperys kleinen Prinzen seinen ratlos dreinblickenden Vater auf der Oberfläche eines winzigen Planeten vor dem schwarzen Hintergrund eines menschenleeren Universums. Michel Kichkas wunderbare Begabung besteht in der seltenen Fähigkeit, scheinbar Unsagbares im poetisch-zauberhaften Zusammenwirken von Sprache und Bild für den Leser dennoch unmittelbar erfassbar und zu-



gänglich zu machen. Am Ende seiner Erzählung schwebt der Autor mit weit ausgebreiteten Armen über den aufgeschlagenen Seiten seines vollendeten Buches: «Noch niemals hatte ich mich so gut gefühlt.» Diese allumfassende positive Annahme des eigenen Schicksals sowie des Lebens an sich scheint er explizit auch auf den irritierend gut unterhaltenen Leser ausweiten zu wollen, der schließlich das nachhaltig befreiende Gefühl eines tieferen Begreifens genießen darf.

Michel Kichka, «Zweite Generation», aus dem Französischen von Ulrich Pröfrock, erschienen bei Egmont, 111 Seiten, € 19,99

«Bagdad Marlboro»

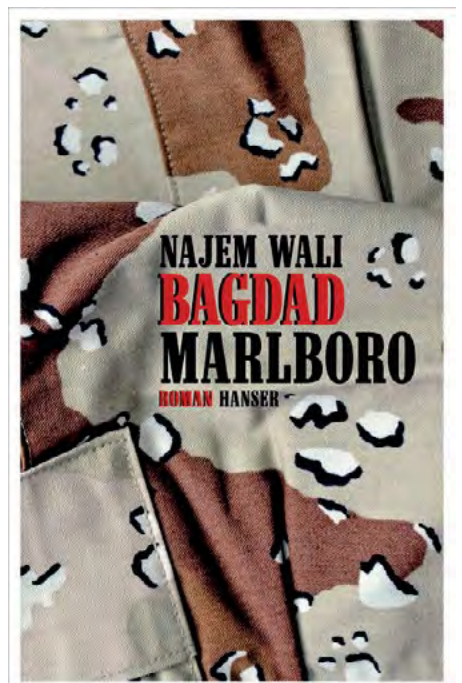
von Najem Wali

Der irakische Schriftsteller Najem Wali gehört zu den wenigen international anerkannten Autoren aus dem arabischen Kulturraum, die sich vehement für einen friedlichen Ausgleich mit dem jüdischen Staat einsetzen. Damit besitzt er eine unverkennbare Stimme, die man im Westen naturgemäß gern zitiert, auch wenn sie in ihrer eigenen Kultur vielleicht weniger stark wahrgenommen werden kann. Wali ist vor einigen Jahren sogar persönlich nach Israel gereist, um sich ein Bild von den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen im Lande zu machen sowie das direkte Gespräch mit dem postulierten Feind zu suchen. In seinem soeben erschienenen, neuen großen Roman erzählt er nicht nur die allerjüngste bittere Geschichte seines Landes, sondern lässt vor allem die vergangenen kriegerischen dreißig Jahre Revue passieren, die seit seiner Flucht im Jahr 1980 vergangen sind. «In diesem Land muss- te ich wählen zwischen der Rolle des Mörders

und der des Ermordeten», lässt er seinen Protagonisten am Ende des Buches sagen. «Ich entdeckte, dass ich für die erstere Rolle nicht taugte. Ich machte mir klar, dass ich alles sein könnte, bloß kein Mörder, und dass ich, um der letzteren Rolle, der des Ermordeten, die man für mich vorgesehen hatte, zu entkommen, weggehen musste.» «Bagdad Marlboro», die versöhnlich vereinende Kombination von zwei für ihre beiden unterschiedlichen Herkunftsländer stehenden Zigarettenmarken beschreibt die selbstquälerisch-tapferen Versuche eines ehemaligen amerikanischen Soldaten sowie eines desillusionierten irakischen Dichters, eine direkte und persönliche Aussöhnung mit dem erklärten Feind zu wagen, an dem beide während ihrer aktiven Militärzeit in massivem, kaum zu bewältigendem Ausmaß schuldig geworden sind. Der Dichter Salmân Mâdi hat während des ersten Golfkriegs auf Befehl seines Vorgesetzten gemeinsam mit seinen Kameraden das Feuer auf eine

Gruppe bereits entwaffneter amerikanischer Kriegsgefangener eröffnet, der von Natur aus friedfertige Marine Daniel Brooks musste als Führer eines Bulldozers hunderte von wehrlosen irakischen Soldaten lebendig im Wüstensand begraben. Najem Wali erzählt in seinem sprach- und bildmächtigen, epischen Roman die bisher ungeschriebene bittere Geschichte der intensiven, jedoch öffentlich verdrängten Beziehung zwischen zwei Staaten und ihren unglücklichen Bürgern, die einander weder Freund noch Feind sein können.

Doch «Bagdad Marlboro» ist weit mehr als eine bloße Aufzählung der auf beiden Seiten begangenen Verbrechen sowie der zahlreichen verpassten Gelegenheiten, sondern vor allem ein eindringliches literarisches Plädoyer für die grenzüberschreitende Kraft bedingungsloser Mitmenschlichkeit und ein unmissverständlicher Aufruf, sich kollektivem Hass nicht zu beugen, sondern mutig aufeinander zuzugehen.



Najem Wali, «Bagdad Marlboro», aus dem Arabischen von Hartmut Fähndrich, erschienen bei Hanser, 350 Seiten, € 21,90

«Sommer in Brandenburg»

von Urs Faes

Es gibt Phasen im Leben eines Menschen, die von ihm so intensiv erlebt werden, dass er ihnen später alles, was sich davor oder danach zugetragen hat, unweigerlich unterordnet. Diese Zeit des Übergangs lässt sich oft nur im Nachhinein zeitlich bemessen; sie ist dem einzelnen aber ein lebenslang gegenwärtiger Quell einer unstillbaren Sehnsucht und vermag ihn nachhaltig innerlich zu stützen: sie bleibt der unverrückbare Bezugspunkt der eigenen Persönlichkeit.

Der Schweizer Schriftsteller Urs Faes hat in seiner jüngst erschienenen eindringlich-berührenden Recherche über eines von 32 Hachschara-Lagern in Nazi-Deutschland, die junge deutsche Juden auf die angestrebte Auswanderung nach Palästina vorbereiteten, die Stimmung einer solchen «goldenen Zeit» unter denkbar schwersten Rahmenbe-

dingungen auf kongeniale Art und Weise eingefangen. Die Hachschara-Stätte Ahrensdorf erscheint dem Leser lange Zeit als eine der aus den Fugen geratenden Außenwelt noch einigermaßen erfolgreich entrückte ländliche Idylle, die zwar von der Sorge um die der stetig eskalierenden staatlichen Entrechtung ausgesetzten Freunde und Familienmitglieder wirksam berührt, jedoch selbst noch kaum von der Obrigkeit behelligt wird und in der alle Mitglieder des fragilen, aber innerlich starken und kämpferischen Gemeinwesens mit ganzer Kraft auf das große, realistischer Weise noch erreichbare Ziel hinarbeiten. Besonders Lissy und Ron fühlen sich von der ersten Begegnung an auf rührende Art und Weise zueinander hingezogen und werden innerhalb des Lagers im Verlauf der Jahre zu jenem exemplarischen Paar der Paare, dem

selbst noch der Unbeteiligte ein gutes Gelingen für ihre in hohem Maße augenfällige, besonders innige Beziehung wünscht. Dennoch wird die Situation mit den Jahren immer schwieriger, die Auswanderung nach Palästina bald nur noch auf hoch riskante, illegale Art und Weise möglich sein. Immer mehr Jugendliche verlassen Ahrensdorf unter dem desillusionierenden Eindruck des allesentscheidenden Paradigmenwechsels der nationalsozialistischen Judenpolitik. Der Autor bleibt dabei stets dicht an der Lagergemeinschaft, streng ortsgebunden und gleichzeitig mit den Geschehnissen. Das Ausbleiben der Nachrichten von außen allerdings, die Sorge um deportierte Freunde und Familienmitglieder sowie

die parallel dazu ablaufenden geschichtlichen Ereignisse und Prozesse stellt Faes jedoch in einigen mit seiner eigenen Person als Schriftsteller namentlich identifizierten Einschüben umsichtig in einen größeren Zusammenhang, indem er unter dem Stichwort «Nacherzählen» von jenen furchtbaren Dingen berichtet, die den Angehörigen seiner Protagonisten widerfahren. Urs Faes' positiv erschütterndes Buch erscheint dem Leser mit seinen zahlreichen unvergesslichen Gestalten und intensiv gezeichneten Stimmungsbildern ähnlich unmittelbar und kostbar wie eine eigene prägende Zeit.

Urs Faes, «Sommer in Brandenburg», erschienen bei Suhrkamp, 262 Seiten, € 19,90



«Die Hände des Pianisten»

von Yali Sobol

Wie leicht der Übergang vom Rechtsstaat zum Totalitarismus in Zeiten allgemeiner Krise von einem Unrechtsregime bewerkstelligt werden kann, das unter der Prämisse des Allgemeinwohls und kurzfristig konsensfähiger sogenannter «notwendiger» Maßnahmen seine Option auf die totale Macht wahrnimmt, zeigt der israelische Schriftsteller und Musiker Yali Sobol auf meisterhafte Art und Weise in seinem neuen Roman, in dem er überaus geschickt mit unserer optimistischen Erwartungshaltung sowie unserem natürlichen Gerechtigkeitsempfinden spielt:

«TEL AVIV, NACH DEM NÄCHSTEN KRIEG» – die Metropole am Mittelmeer ist während des nicht näher bezeichneten Kriegsverlaufs durch zahlreiche feindliche Raketenstreifer erheblich zerstört worden, ihre Bewohner sind noch vollauf damit beschäftigt, sich wieder in ihrem altvertrauten Leben einzurichten. Maßgeblich verantwortlich für das schnelle Ende des Krieges ist ein erfolgreicher Militärputsch. Sehr gekonnt demaskiert der Autor dabei die plumpe, sich volksnah-solidarisch gebende, schnarrige Vertraulichkeit der israelischen Militärs, wie sie auch heute wie selbstverständlich an der Tagesordnung ist, als allgegenwärtige, ganz reale potentielle Gefahr für die israelische Demokratie. Freilich ist auch nach Ende des Krieges keine Rede mehr von einer Rückkehr zu demokratischen Strukturen: eine Reihe von Notstandsverordnungen zementiert die Macht des Generalstabschefs und ermächtigt insbesondere die Polizeiorgane zum Einsatz aller «notwendigen Mittel». Der Autor zeigt mit hinterlistiger Brauour, wie leicht man unter den Bedingungen einer sich frisch entspinneenden Diktatur selbst als vollkommen harmloser, unpolitischer und gesetzestreuer Bürger in die Fänge eines sich in zunehmendem Maße selbst legitimierenden Polizeiapparats geraten kann. Hier trifft es den



hochbegabten klassischen Pianisten Joav Kirsch, dessen einst hoffnungsvolle Karriere seit längerem stagniert, während seine langjährige Ehefrau Chagit als vielbeschäftigte Cutterin beim Fernsehen für den Lebensunterhalt des kinderlosen Paares aufkommen muss. Indessen muss sich der resignierte Polizeioberinspektor Itzak Levi im Rahmen einer neuen Spezialeinheit zur Sichtung, Erfassung, Überwachung und ideologischen Einordnung der israelischen Kunstlerenschaft bewähren. Als der ahnungslosen Chagit eines Tages von einem Kollegen unter geheimnisvollen Umständen ein USB-Stick in die Hand gedrückt wird, gerät sie unweigerlich in die unbarmherzigen Fänge von Oberinspektor Levis Geheimbehörde. Während sich die Lebenswege der einzelnen Protagonisten im Verlauf der Ermittlungen auf schicksalhafte Art und Weise kreuzen, wird auf vorbildliche Art und Weise deutlich, wie die absolute, gänzlich unsanktionierte Macht Menschen zu korrumpieren vermag. Die Hände des Pianisten werden somit zum äußerst zerbrechlichen Symbol des kostbarsten immateriellen Gutes, das wir in einem Rechtsstaat besitzen und mit Nachdruck unter allen Umständen zu vertreten haben. Gerade aufgrund seiner moderaten, den Leser eher mit empathischem Wiedererkennen und unmissverständlichen Andeutungen überzeugenden, als durch brutale Gewaltszenen überrumpelnden Sichtweise ist «Die Hände des Pianisten» ohne Zweifel einer der erstaunlichsten und überzeugendsten politischen Romane, die innerhalb der letzten Jahre aus dem Hebräischen übersetzt worden sind.

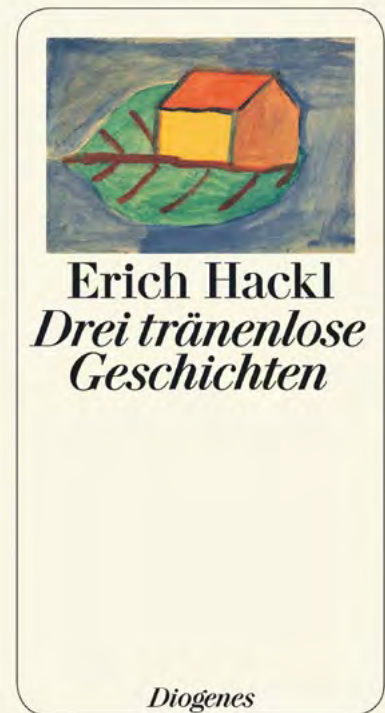
«Die Hände des Pianisten», aus dem Hebräischen von Markus Lemke, erschienen bei Antje Kunstmann, 288 Seiten, € 19,95

«Drei tränenlose Geschichten»

von Erich Hackl

Die Natur familiären Zusammenlebens hat sich in unserer Gesellschaft so signifikant verändert, dass die Erinnerung an den Einzelnen selbst in der eigenen Familie oft schon im Verlauf der nächsten Generation unwiderruflich verloren zu gehen droht: «Wer bewahrt, was [der Mensch] an Hoffnung und Glücksversprechen verkörpert hat, und macht schmerzhaft Erinnerungsbilder erträglich?» Diese universelle Frage stellt der Klappentext völlig zu Recht: was vom Menschen bleibt, besonders von den zahlreichen aufgrund ihrer jeweiligen Zeitumstände im Verlauf des furchtbaren 20. Jahrhunderts Totgeschwiegenen oder gar Ermordeten, war von Anfang an das große singuläre Thema des österreichischen Schriftstellers Erich Hackl, dem es in seinen zahlreichen eindrücklichen biografischen Recherchen stets auf unnachahmliche Art und Weise gelungen ist, diesen Vergessenen eine eigenständige, unverkennbare Stimme zurückzugeben, die überall und von jedem vernommen werden kann. Gerade in seinem neuen Buch, das zwei ältere Texte sowie einen ganz neuen erstmals in Buchform zugänglich macht, wird seine besondere Arbeitsweise vorbildlich deutlich: kleine, nebensächlich erscheinende Details, die unsere Aufmerksamkeit im Alltag vermutlich nicht zu fesseln vermögen oder gar zum Wegsehen verleiten würden, nimmt Hackl mit geschultem Blick zum willkommenen Anlass, eben doch genauer hinzuschauen und mit ehrlich empfundener Empathie und archäologischer Präzision die von den Umständen verschütteten Lebensläufe freizulegen. Der stärkste Text des Buches ist «Der Fotograf von Auschwitz» über den – nach Nazi-Diktion – «reichsdeutschen Arier» Wilhelm Brasse, der lieber seine angestammte polnische Staatsbürgerschaft behalten wollte und in Auschwitz Fotos der Häftlinge und der verbrecherischen medizinischen Experimente sowie auch Porträt- und Gebrauchsphotos von Offizieren und Wachmannschaften anfertigen musste. Aufgrund der durch den Sucher seiner Kamera gesehenen Dinge konnte Brasse seinen Beruf nach dem Krieg nicht mehr ausüben,

war jedoch bis zu seinem Tod als viel befragter Zeitzeuge aktiv und wurde am Ende seines Lebens sogar noch zum Helden eines bewegenden Dokumentarfilms. Doch auch in den beiden anderen Texten entzündet sich zum Teil an ganz gewöhnlichen Familienfotos eine absolut bewegende, von tiefem Verständnis und Mitgefühl geprägte literarische Würdigung der Lebenswege jener stillen Helden, die gerade durch den verant-



wortungsvollen Umgang des Autors ihren verdienten Platz im menschlichen Gedächtnis zurückerhalten – und das um ein vielfaches wirksamer, als es in rein familiärer Erinnerung jemals möglich wäre. Somit muss die Antwort auf die oben formulierte Frage eindeutig ausfallen: der Autor bewahrt es, und er macht es erträglich – es gibt kaum eine höher zu bewertende schriftstellerische Leistung.

Erich Hackl, «Drei tränenlose Geschichten», erschienen bei Diogenes, 154 Seiten, € 18,90

Die Neuerscheinungen wurden vorgestellt von FLORIAN HUNGER.

«Die Musik nach Hause bringen»

Die Neue Jüdische Kammerphilharmonie in Dresden spielt vergessene jüdische Komponisten

Von Claudia TRACHE

Die Gründung der Neuen Jüdischen Kammerphilharmonie (NJK) in Dresden im Jahr 2007 ist untrennbar mit dem Namen Michael Hurshell verbunden. Der amerikanische Dirigent, Pädagoge und Musikwissenschaftler studierte in seiner Heimat Klavier und Komposition, ehe er 1982 in Wien ein Dirigentenstudium aufnahm. Seit 2002 lebt und arbeitet er in Dresden, wo er an der Hochschule für Musik «Carl Maria von Weber» Dirigieren lehrt. Zudem hält er regelmäßig an der Technischen Universität Dresden Seminare, zum Beispiel «Emigranten im Klangrausch» – ein Kurs, der sich mit der Musik emigrierter jüdischer Komponisten in den USA beschäftigt. 2004 erhielt Hurshell eine Einladung als Dirigent zum damaligen Musikfestival «Dreiklang» in die Lausitz. «Gewünscht wurde ein „leichtes Programm“. Dennoch sollte es etwas Besonderes sein», erinnert sich Michael Hurshell. Mit der Slowakischen Staatsphilharmonie aus Bratislava spielte er Filmmusik unter anderem von Franz Waxman, einem Dresdner, sowie von Miklos Rózsa, der in Leipzig studierte. «Im Gespräch mit dem Publikum merkte ich, dass sowohl diese Filmmusik als auch die Komponisten hierzulande unbekannt waren, obwohl viele der geflohenen Komponisten doch aus dieser Region stammten», so der Musikwissenschaftler.

23-köpfiges Streichorchester

Diese Erfahrung war der entscheidende Impuls dafür, die Neue Jüdische Kammerphilharmonie, ein 23-köpfiges Streichorchester, zu gründen. Zurzeit kann Michael Hurshell auf einen Pool von 45 Mitgliedern zurückgreifen, alles Berufsmusiker, die neben ihrer Arbeit in anderen Ensembles auch regelmäßig in der Neuen Jüdischen Kammerphilharmonie mitwirken. Etwa zehn bis zwölf Konzerte bestreitet das Orchester pro Jahr. Alljährliche Gedenkkonzerte anlässlich der Pogromnacht am 9. November 1938 gibt das Ensemble regelmäßig in Dresden, führte es aber auch schon nach Leipzig und Berlin. Neben ihren regulären Synagogenkonzerten in Dresden spielte die Neue Jüdische Kammerphilharmonie bereits mehrmals zu Eröffnungen von Ärztekongressen. Ein besonderes Konzert gestaltete die NJK im vergangenen Jahr in Graupa zur Eröffnung der neuen Richard-Wagner-Ausstellung. Das Programm stellte Wagners Werken Kompositionen jüdischer Komponisten gegenüber, wie Felix Mendelssohn und Franz Schreker. Die neue Dauerausstellung zu Richard Wagner erarbeitete Michael Hurshell selbst als Kurator von 2009 bis 2013. «Ich bin mit Wagners Musik aufgewachsen und von ihr fasziniert. Mein Vater hat als Heldenbariton viel Wagner gesungen», erläutert Micheal Hurshell, selbst Jude, sein Interesse an der Musik Richard Wagners. «Trotz Wagners Antisemitismus waren die meisten vertriebenen jüdischen Komponisten und Dirigenten glühende Wagnerianer», betont er. Klangbeispiele davon sind ebenfalls in der Ausstellung zu erleben. Neben Dresden, Leipzig und Berlin gastierte die Neue Jüdische Kammerphilharmonie bereits in Straßburg und Breslau. Die Begeisterung des Publikums ist überall groß.

Unterschiedliche Reaktionen

Dennoch sind die Reaktionen und Gedanken je nach Alter unterschiedlich, so die Erfahrung



Die Neue Jüdische Kammerphilharmonie Dresden bei einem Gastkonzert in der Berliner Synagoge Rykestraße.

des Dirigenten. Nach einem Auftritt in der Weißen-Storch-Synagoge in Breslau erlebte er auch emotionale Momente. Sehr betagte Zuhörer erzählten ihm, dass sie sich noch selbst an diese Komponisten erinnern. «Das wir das noch erleben, dass diese Musik wieder aufersteht», sagten sie ihm dankbar und unter Tränen. Jüngere Besucher erfreuten sich an der kommunikativen und ausdrucksvollen Musik und waren ebenso sehr dankbar, dass diese Musik wieder gespielt wird. «Mein Wunsch ist es, möglichst viele verfemte Komponisten zur Aufführung zu bringen. Dazu zählen neben den nach Amerika ins Exil gegangene Komponisten auch die unter dem Nazi-Regime ermordeten Musiker, nicht zu vergessen die Theresienstädter Komponisten, aber auch diejenigen, die nach England, Russland oder Israel auswanderten», erklärt Hurshell.

Nie aufgeführte Werke

Komponisten, die in Hollywood gelandet sind, bilden dennoch einen besonderen Schwerpunkt. Einige Noten und Manuskripte fand er in Verlagen bzw. Archiven. Viele seiner Fundstücke sind allerdings noch nie verlegte Musik, die er in Nachlässen fand, darunter auch im Exil geschriebene, noch nie aufgeführte Werke. So hat er persönliche Kontakte in Los Angeles mit der Tochter von Eric Zeisl, in New York mit dem Sohn von Franz Waxman und in Israel mit der Tochter von Marc Lavry. «Die Angehörigen dieser Komponisten haben sich sehr über das Interesse gefreut und darüber, dass diese Musik wieder in Deutschland gespielt wird», so Michael Hurshell. Seinen Recherchen ist es zu verdanken, dass die Neue Jüdische Kammerphilharmonie einige Stücke erstmals in Deutschland gespielt, teilweise auch uraufgeführt hat. So spielten sie 2008 erstmals in Sachsen das Concerto Grosso No. 2 von Ernest Bloch, eine Komposition, die beispielsweise in Amerika zum Standardrepertoire gehört. Später spielten das Kammerorchester der Dresdner Philharmonie sowie das Dresdner Medicanti-Orchester ebenfalls dieses Werk. Eine Entwicklung, die Michael Hurshell begrüßt. Das spezielle Repertoire der NJK soll allgemeines Repertoire werden, so sein Wunsch. Die Neue Jüdische Kammerphilharmonie war das erste Ensemble außerhalb Israels, das Marc Lavrys An den Ufern Babylons aufführte. Das Andante für Streichorchester op. 22a von Miklos Rózsa erfuhr

durch die Neue Jüdische Kammerphilharmonie gar seine Uraufführung.

Akustik angepasst an die Synagoge

Egal, ob Michael Hurshell über Wagner redet oder sein Projekt, Musik jüdischer Komponisten den Menschen wieder nahe zu bringen, er ist ganz in seinem Element, fesselt seine Zuhörer. Doch es geht ihm um mehr als nur die Musik. Er legt Wert darauf, viele Konzerte in der Dresdner Synagoge zu veranstalten, um noch mehr Menschen in das Gotteshaus zu locken. Die Zusammensetzung des Orchesters hat Michael Hurshell ganz bewusst an die akustischen Bedingungen der Dresdner Synagoge angepasst. «Die meisten Menschen kennen das Gebäude nur von außen, haben aber noch nie die warme Atmosphäre des Inneren erlebt», so der 54-Jährige. Wichtig sind ihm auch die regelmäßigen Schülergesprächskonzerte in der Synagoge, die seit 2013 in Zusammenarbeit mit dem Berliner Anne-Frank-Zentrum veranstaltet werden. «Die jungen Leute stellen sehr interessante Fragen zur Musik, aber

auch zur Gemeinde und dem Judentum ganz allgemein», freut er sich. Auch ausländische jüdische Gemeinden zeigen Interesse an der Wiederbelebung bzw. dem Kennenlernen dieser Musik. So plant er eine Konzertreise nach Amerika für Herbst des kommenden Jahres, für die Zukunft ebenso Auftritte in Israel. Michael Hurshell hat noch viele Pläne. Gern würde er groß besetzte Orchesterwerke aufführen, die in Deutschland noch unbekannt sind, eventuell in Kooperation mit anderen Ensembles. Aber für solche Vorhaben müsste die Finanzierung langfristig gesichert sein. Geplant ist künftig auch eine engere Zusammenarbeit mit dem Mitteldeutschen Rundfunk (MDR), der bereits zwei Berliner Konzerte des Ensembles sendete. Für ihn als Gemeindeglied ist die Gemeinde als Ort der Begegnung ein wichtiger Bestandteil seines Lebens. Die Aufführung der Musik jüdischer Komponisten in Sachsen ist für Michael Hurshell «ein Nach Hause bringen der Musik».

Weiteres zur NJK:

www.juedische-philharmonie-dresden.de

Der Chefdirigent

Michael Hurshell, Chefdirigent und künstlerischer Leiter der Neuen Jüdischen Kammerphilharmonie, ist Wahl-Dresdner und kommt aus den USA. An der Brown University studierte er Klavier und Komposition, bevor er an der Universität für Musik in Wien sein Dirigentenstudium aufnahm. Er leitete in Deutschland, Österreich, Großbritannien, Norwegen, Dänemark, Holland und der Schweiz Produktionen von Opern Mozarts, Verdis, Puccinis. Hurshell ist an Häusern wie der Deutschen Oper am Rhein in Düsseldorf oder der Oper Duisburg ein gern gesehener Gast.

Seit 2002 hat Michael Hurshell einen Lehrauftrag für Orchesterdirigieren an der Hochschule für Musik «Carl Maria von Weber» Dresden. Hurshell ist zudem regelmäßiger Gast bei der Slowakischen Philharmonie, mit der auch CD-Einspielungen von Werken Wagners, Liszts, Moussorgskis und Tschairowskis vorliegen.

Zum 200. Geburtstag des wegen seiner antisemitischen Einstellungen höchst umstrittenen, ob seiner Musik aber unter Nichtjuden wie Juden beliebten Komponisten Richard Wagner richtete das Jagdschloss Graupa bei Dresden Anfang 2013 eine Wagner-Daueraus-

stellung ein, die Michael Hurshell kuratierte. Nach Hurshells Konzept entsteht ein interaktives Zusammenspiel von Themenräumen, Veranstaltungssaal, thematischen Sonder-



NJK-Gründer und Chefdirigent Michael Hurshell.

ausstellungen, museumspädagogischen Programmen, Lese- und Hörräumen.

Michael Hurshell ist Mitglied der Jüdischen Gemeinde zu Dresden.

Wenn Bebop auf Klezmer trifft

Alter und neuer Jazz kennt seine jüdischen Protagonisten – und kann hoch politisch sein

Von Harald KRAUSE

Neben meinem Tisch liegt das für Jazzmusiker aller Couleur heilige «The Real Book», das in drei Bänden und ca. 1 000 Seiten die besten amerikanischen Songs, Balladen, Swing-Titel, Jazz- und Blues-Kompositionen vereint.

Dort finden sich Hits wie «Somebody Loves Me» von George Gershwin, «Stompin' At The Savoy» von Benny Goodman, «My Funny Valentine» von Richard Rogers/Lorenz Hart, «All By Myself» von Irvin Berlin und Hunderte weitere Evergreens aus dem sogenannten «American Songbook» verjazzt wieder. Musik, die auch aufgeschrieben, komponiert und dem amerikanischen Lebenstraum von Freiheit und Gleichberechtigung angedient wurde von Einwanderern und Nachkommen dieser Ethnien aus Europa, darunter zahlreiche Juden.

Na klar, dass die ihre Wurzeln in den Ball-sälen von Kansas City und den Clubs der New Yorker Straßen nur finden konnten, wenn sie sich mit der Schwarzen Entwicklung des Jazz auseinandersetzten, die in den Dreißigern gespielt wurde von den «Hotesten» Bigbands, die vorwiegend schwarz besetzt waren. Doch gelang schon damals jemandem wie Benny Goodman, damals in seinen legendären Carnegie-Hall-Konzerten, die Überwindung rassistischer Trennungen im Band-Bereich: Juden und Schwarze spielten zusammen, später auch bei Woody Herman, Gunther Schuller, Bill Evans, Stan Kenton und anderen Größen der Szene.

Jazzler aus jüdischem Elternhaus und ihre schwarzen Kolleg/-innen auf dem Bandstand und im Tonstudio vermittelten sich und ihre technischen und kompositorischen Fähigkeiten unabdingbar und ganz «sattelfest» in den Konzerten gegenseitig.

Nach den Konzerten erlebten sie dramatisch lebens-echt – und unterschiedlich verursacht – ethnische Anfeindung: Rassentrennung zwischen Schwarz und Weiß und subtile Ausgrenzung durch ewiggestrige Antisemiten. Derartige Erfahrungen schweißten zusammen, bei Demos, Protestkundgebungen und natürlich auf der Bühne. Und noch heute jammen Jazzler zu den damaligen Stücken, und wenn sie gut im Stoff stehen, die Akkorde in Moll, Dur und Dominantseptakkord quasi von selbst kommen, dann ist das eine gemeinsame Sprache. Da verständigen sich amerikanische Juden, Europäer, Farbige aller Schattierungen in ihrem Idiom, diese Symbol-Notate durch ihre eigenen Impro-

visations-Künste und Licks so zu verweben, dass ein gemeinsames Produkt entsteht. Das eben macht Jazz als die sogenannte «Klassische Musik des 20. Jahrhunderts» aus.

Wozu der Verweis auf die Klassik? Nun, wir befinden uns in Deutschland, und hier herrschte in den beginnenden Dreißigern ein jazzfeindlicher Ton sondergleichen. NS-Reichsminister Frick trat bereits 1933 in den Reigen der Verdunkelungs-Maschinerie ein mit dem ersten Verbot des Jazz in seiner «Deutschen Kulturwacht.» Nun hieß es «Swing tanzen verboten!» auf allen öffentlichen Tanzsälen, Reichsbahn-Abteilungen, und diese erbärmlichen Sticker kursieren bis heute auf deutschen Flohmärkten für die Zielgruppe netter Spielzeug-Eisenbahn-Sammler.

Damals wurden Stereotype geschaffen, was teils bis heute durch deutsche Amts- und Lehrstuben und in den Kriegsüberlebenden beider deutscher Systeme geistert:

Als klassische, quasi «edle» Musik hat sich hingegen später die sogenannte E-Musik herausstilieren können.

Dagegen scheint der Jazz, dem die Gobelssche Propaganda das Etikett von



Jazz-Legende Ben Sidran bei einem seiner Konzerte in Montreal.

«schmutziger», «dämonischer», «verunzierter», «verniggeter» und «verjudeter Unkultur» anheftete – wovon er sich bis heute nicht völlig befreien konnte – noch immer als U-Musik gebrandmarkt und als «Kunst zweiter Klasse» aus dem Hochbetrieb der Opernhäuser und «geweihten» Konzert-Hallen verbannt. Ausnahmen in einigen wenigen deutschen Großstädten bestätigen wohl eher die Regel. Nicht ohne diesen deutschen Hintergrund ist das kurze und tragisch endende Aufbäumen des besseren Teils der Jugend bis in die beginnenden 40er Jahre als dem Jazz zuträgliche «Swing-Heinis» zu bewerten,

die in dieser Musik ihren Protest gegen die braunen «Stiefelknechte» aufboten. Der von mir geleitete Chemnitzer Jazzclub hat diesem Kapitel vor 10 Jahren mit Unterstützung des Autors Bernd Polster eine eigene Ausstellung gewidmet.

Offene Jazz-Feindschaft war hierzulande nach 1945 noch lange nicht «abgehakt» – jedenfalls nicht im sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat DDR. Denn nach dem Ende der braunen «Teuschtümelei» begannen in Ostdeutschland die Kreml-Marionette Walter Ulbricht und seine kaum weniger barbarische Troika die Jazz-Fans wieder in Arbeitslager einzusperren und Jazz als «Affenmusik» zu denunzieren. Oder aber man warnte – so wie die Nazis – vor «spätimperialistischen Giftanschlägen der amerikanischen Wallstreet-Gangster mit Tönen», die «unsere deutsche Kultur zerstören.»

Im Westen entwickelte sich die Szene derweil unbekümmert weiter. Die revolutionäre Entwicklung im Bebop in den 40er und 50er Jahren kulminierte diese Philosophie und die jene aktuelle Kunst verschmelzende amerikanische «hipp.ste»-Phase im Jazz. Existenzialisten, Maler und Musiker wetteiferten um ihre kulturelle «Befreiung» und «The New Thing», wie sich dann Cool Jazz und Hard Bop nannten. Sie zeigten ihrerseits schon die Dissonanzen der amerikanischen Gesellschaft im rassistisch noch getrennten Alltags-Leben der Menschen auf:

Gemäß einer gern zitierten Anekdote spielte Charlie Parker oft und gerne auf Bar Mizwa-Feiern und damit sicher auch mit Klezmer-Musikern, wenn er von seinen jüdischen Musiker-Kollegen und Agenten dorthin eingeladen wurde. Charles Mingus, selbst ein Kind indianisch-chinesischer Eltern, trug seinen radikalen Anspruch auf den Neuen Jazz zum jüdischen Psychiater und wütete daselbst auch gegen seine jüdischen Mitmusiker. Die spielten längst zusammen den Bebop und später auch den Freejazz – und machten sich lustig über solche Exzesse in Jazz-Anekdoten. Alles in Allem also spielten diese musikalischen «Weltbürger» ausgesprochen oft und viel miteinander, trotz des aufkommenden «Black Panther»-Syndroms. Gerade Archie Shepp, einer der Väter des Freejazz, lud wiederum Burton Green ein, und gemeinsam spielten sie «Fire-Music», eine Widmung an den Führer der Black Panther, Malcom X. ein.

Und das war noch nicht alles, im Gegenteil. Milcho Leviev und Don Ellis spielten in ihrem Big-Band-Kammer-Jazzrock bereits 1971 im

«Bulgarian Bulge» heftigsten Klezmer. Unter anderen Burton Green war es auch, der mit Perry Robinson in den 80er Jahren mit Klezmer experimentierte und diese Bewegung, der sich seitdem hervorragende amerikanische Jazzler in ihrer New Yorker «Knitting Factory» widmen – wie Frank London, David Krakauer, Paul Brody und die Ausnahme-Gitarristen Elliott Sharp und John Zorn – ist symptomatisch für die Auseinandersetzung mit jüdischen «Roots», die auch aus dem Klezmer kommen. Auch Don Byron oder die Marsalis-Gang betreiben ihren Hofmusik-Jazz mithilfe jüdischer Themen: Der Trend heißt also – so sieht es zumindest ein eingefleischter Jazz-Fan oder Jazz-Kranker, der seit über 40 Jahren Jazz hört, liebt und organisiert – immer mehr Verschmelzung denn Abgrenzung! Es sind jüdische Jazzmusiker wie Ahvishai Cohen, die mit ihren arabischen Freunden wie Rabih Abou-Khalil musizieren, sie dürfen das – nur – in einer westlich geprägten Hemisphäre unserer grenz-zerteilten Welt.

Hier wird Jazz politisch, und auch das ist ein Pfund, mit dem Jazzler wuchern können! Sie spielen miteinander, weil sie sich aufeinander zu bewegen – müssen – und nach einer Sprache ringen im Ausdruck dieser individualistischen «Lebens-Kultur»!

Viele Jazzmusiker aus den USA und Übersee, die ich bei Chemnitzer Jazzfesten vorstellen durfte, waren jüdischer Herkunft und jüdisch geprägt, aber sie alle waren beheimatet im Jazz – und der kennt Grenzen nicht! Ein einziges Beispiel, mit konkretem «jüdischen» Namen will ich hier bringen, der für eine genialen Symbiose aus Jazz und Judentum steht: «Life's A Lesson» (Go Jazz Records 1993) von Pianist und Autor Ben Sidran, mit Einspielungen ritueller jüdischer Segens- und Trauer-Songs bis hin zum «Kol Nidre», und das Ganze auf höchstem Jazz-Level gespielt. Einer der Solisten, der die legendäre CD «Life's A Lesson» von Ben Sidran einspielte und den ich hier vor 10 Jahren zusammen mit Jeff Berlin, Paul Wertico, Richard Dreyfuss in der auch als Konzert-Halle genutzten Chemnitzer Markus-Kirche verpflichtet hatte (Berlin amüsierte das, er habe noch nie in einer christlichen Kirche gespielt, fand das aber cool) war der geniale Randy Brecker. Hätte ich ihn zu seinem Judentum befragt, er hätte mir sicher den klassischen Vogel gezeigt, mich für meschugge erklärt und ultimativ bekannt: Wir sind, Jazzler und das ist unsere Welt. Keep swinging und schalom.

«Jazz in the Garden» mit Buttering Trio

Im Rahmen seiner Konzert-Reihe «Jazz in the Garden» hält das Jüdische Museum Berlin für den 27. Juli einen weiteren israelischen Leckerbissen bereit: Buttering Trio beschreiben ihr erst im Mai 2014 veröffentlichtes Debüt-Album »Toast« selbst wie folgt: »Für uns ist es ein etwas schizophres Kind, eine Sammlung von Beats, die von uns allen produziert worden sind, wobei jeder seine größten Stärken eingebracht hat.«

Ihre Musik kombiniert Balladen und Beats auf eine Weise, die den TripHop umdefiniert. Mit dieser Mischung sorgte das Debut-Album

des Trios auf Anhieb bereits für einiges Aufsehen bei Größen wie Gilles Peterson und Snoop Dogg.

Die Mitglieder KerenDun, Rejoicer und Beno Hender (Balkan Beat Box) trafen und fanden sich in Berlin und entwickelten ihren Sound während ausufernden experimentellen Jam-Sessions und endlosen Nächten des Beatbastelns.

Sie lieben es, ihren Sound aus scharfen Synth-Bässen, progressiven Akkorden und unkonventionellen, aber nie unpassenden Beats und Vocals zu einer herausfordernden Klangreise zusammen zu setzen. In Tel Aviv nahmen sie »Toast«

zusammen mit dem Bassisten Beno in ihrem Kicha Recording Studio auf, wo sie mit jeder Menge analogem Equipment und Ableton Live arbeiteten.

Für Kinder wird der beliebte Workshop «Mazzebacken» im Lehmbackofen veranstaltet und Großspielzeuge werden angeboten.

Konzertbeginn am 27. Juli 2014 im Museumsgarten des Jüdischen Museums Berlin ist 11 Uhr. Der Eintritt ist frei.

Cover von Buttering Trio's Debüt-Album «Toast»





Heike Linde-Lembke

Kunst, Religion, der Terror und die Wüste

Der deutsch-israelische Autor Chaim Noll stellte seinen neuesten Roman «Die Synagoge» auf einer Lesereise durch Deutschland vor. Begonnen hat er in Norderstedt bei Hamburg

Von Heike LINDE-LEMBKE

Es ist ein empfindlicher Ort, denn dort ist das Grab eines berühmten Politikers, dort gibt es wissenschaftliche Institute für Solar-Energie und Wüsten-Forschung, eine Hochschule und eine Militärbasis. Es ist ein Ort, in dem Menschen wohnen, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Fleißige Bürger und verkrachte Existenzen, abgehobene Künstler und Weltenflüchtler, Heilige und Unheilige. Chaim Noll hat diesen Ort für seinen neuen Roman «Die Synagoge» erfunden, fast jedenfalls. Der deutsch-israelische Schriftsteller, 1954 in Ostberlin geboren, lebt heute an einem solchen Ort, in Midrehet Sde Boker, gleich neben dem Grab von Israels Gründer Ben Gurion. Jetzt stellte der Autor seinen im April im Berliner Verbrecher-Verlag erschienenen Roman auf einer Lesereise durch Deutschland vor. Start war in der Buchhandlung am Rathaus Norderstedt, gleich neben Hamburg.

«Der Ort ist mit keinem realen Ort identisch. Die Welt in meinem Roman ist ein Klein-Kosmos und steht für ganz Israel und die Spannungen unter seinen Bewohnern», sagte Chaim Noll im Gespräch mit der Jüdischen Rundschau. «Ich zeige einen kleinen Ort in Israel zur Zeit der Intifada. Diese Zeit um 2001 mit ihren fast täglichen Terror-Anschlägen und Tragödien war die große Bewährungsprobe der Israelis», sagt Noll.

Auf der Suche nach Sinn

Die Synagoge im Ort ist prachtvoll, doch meistens leer. Nur selten kommt ein Minjan zustande. Bis ein Fremder in den Ort kommt, ein schwarz gekleideter Mann mit schwarzem Hut, ein orthodoxer Jude. Er will in die Wüste, in die Wüste Israels, dorthin, wo alles anfang. Sein Leben war nicht immer heilig. Im Gegenteil. Er, Amerikaner, strebte wie alle nach Geld und Ansehen. Und merkte, wie hohl sein Leben verlief. Bis er einen Rab-

biner traf und in dessen Gemeinde eintrat. Bis er nach Israel reiste. «Die Sehnsucht der Menschen nach mehr Inhalt im Leben leistet der Orthodoxie Vorschub», sagt Noll zu seiner Figur, die den Roman eröffnet.

Dieser Fremde trifft in dem Wüsten-Kibbuz auf Schmuliks Ehefrau, die alles weiß, was im Kibbuz vor sich geht, auf den schreibblockierten Schriftsteller Abi und die durchgeknallte Künstlerin Livia aus Deutschland, auf den russischen Paul aus England. Sie sind die einzigen, die Trost in der Synagoge suchen. Nur Sally und Bella Benvenisti sind religiös - und der Arzt Chanan. Holly dagegen, Veganer und Wehrdienstverweigerer, der nach einer Europareise mit Depressionen und Aggressionen kämpft, steht der Synagoge skeptisch gegenüber. Sehr skeptisch. Als der schwarze Fremde erscheint, der Rebbe, dreht Holly durch und löst eine Katastrophe aus.

Chaim Noll legt mit «Die Synagoge» einen Roman vor, der sich erst verhalten entwickelt, doch fast soghaft ins verlangsamte Leben in dem Wüstendorf hineinzieht, der minuziös die Charaktere der Bewohner offenlegt. Der deutsch-israelische Autor macht seine Leserschaft sukzessive zu Bewohnern des Kibbuz und arbeitet auch autobiografische Züge in den Roman ein.

Ostdeutsche Wurzeln

Chaim Noll ist 1954 als Hans Noll in Ostberlin geboren. «In der DDR war es unmöglich, Jude zu sein», sagt Chaim Noll in der Diskussion nach der Lesung, in der er seine Zuhörerinnen und Zuhörer von Beer Sheva durch die Wüste Negev ins Kibbuz entführt und die Landschaft und ihre Wirkung auf den Fremden minuziös, mal komisch, mal lyrisch, immer aber spannend beschreibt.

Seine Eltern waren Kommunisten, der Vater Dieter Noll hatte als Schriftsteller eine hohe Funktion. Über die jüdischen Großeltern wurde geschwiegen, auch darüber, dass

die Großmutter in einem Konzentrationslager gewesen war. Sie hatte Nazis wegen Korruption angezeigt und saß im Gefängnis, als die Juden von Chemnitz nach Osten - in den sicheren Tod - deportiert wurden. Die Jüdin im Gefängnis aber vergaßen Hitlers Schergen. Erst später wurde sie wegen Kritik an Hitler verhaftet und nach Theresienstadt verschleppt. Sie überlebte.

Hans Noll studierte Kunst und Kunstgeschichte in Ostberlin. Als er Anfang der 80er-Jahre den Wehrdienst in der DDR verweigerte, ließ ihn das Regime in die Psychiatrie einweisen. 1983 «entließ» ihn die DDR nach Westberlin, und Chaim Noll arbeitete als Journalist. 1991 ging er mit seiner Familie nach Rom, wo er seine Jüdischkeit zum ersten Mal als normal erlebte.

Doch Chaim Noll, und vielmehr noch seine Kinder, zog es weiter, nach Israel. Seit 1995 lebt er in Midrehet Sde Boker, gleich neben dem Plot seines Romans «Die Synagoge». Er unterrichtet unter anderem an der Ben Gurion Universität in Be'er Sheva. «Jetzt habe ich schon fünf Enkel, die in Israel geboren sind, damit ist das Schicksal wohl besiegt», sagt Noll und lächelt fein.

Großes Thema Einwanderung

Einmal im Jahr jedoch, im Mai, geht Chaim Noll auf Deutschland-Tour. «Am 3. Mai hat meine Mutter Geburtstag, und dann gehe ich auf Lesereise», sagt der 59-Jährige, der sich immer noch als Berliner fühlt. Er bezeichnet sich als eingewanderter Israeli im Gegensatz

zu den im Land geborenen Israelis. «Ich schreibe über Israel aus der Perspektive des Einwanderers», bekräftigt Noll. 1994 seien noch 50 Prozent der Israelis Einwanderer gewesen, heute seien es nur noch 24 Prozent.

Die Vielfalt der Einwanderung spiegelt Nolls neuester Roman prägnant wider. Vor allem aber auch seine Bewunderung, dass die Israelis die große Herausforderung des



ARCHIV

Blick in die Negev-Wüste, von Sde Boker aus. Vieles im Roman «Die Synagoge» scheint hier angelegt.

Terrors der Zweiten Intifada nicht nur gemeistert haben, sondern aus der damit verbundenen Wirtschaftskrise als führende High-Tech-Nation hervorgegangen sind.

«An eine Zwei-Staaten-Lösung glaubt niemand, und auch die Palästinenser wissen, dass ihnen bei einer Staatsgründung Millionen Euro an Hilfgeld gestrichen werden», sagt Chaim Noll, der Israeli, der sich als Berliner betrachtet und Deutschlands Hauptstadt jetzt sehr spannend findet.

Chaim Nolls «Die Synagoge» ist im Verbrecher-Verlag erschienen, 448 Seiten, 29 Euro.

JÜDISCHE RUNDSCHAU

Erscheint jeden Dienstag-Freitag. Bezugspreis beider Expedition monatlich 2,- Goldmark, vierteljährlich 5,75 Goldmark. Auslandsendungen werden in der Währung der jeweiligen Länder berechnet. Anzeigenpreis: 7,50 pro Nonpareilzeile 0,50 G.-M. Sonntagshefte 0,25 G.-M.

Redaktion, Verlag und Anzeigen-Verwaltung:
Jüdische Rundschau G. m. b. H., Berlin W15, Meinekestr. 10.
Telefon: J 1 Dismarck 7165-70.
Anzeigenchluss: Dienstag und Freitag nachmittags 4 Uhr
Redaktionschluss Sonntag und Mittwoch nachmittag.

Postzschick-Konten: Berlin 173 92, Basel V 9155, Budapest 650 32, Brüssel 394 33, Budapest 590 93, Danzig 1373, Haag 160 470, Prag 594 40, Riga 4155, Straßburg 164 30, Warschau 100 709, Wien 156 030. Bank-Konten: Deutsche Bank, Depotsamt, Kasse Berlin, Kurfurlenstraße 52, Rumänische Kreditbank, Cernuzi (Bukarest), Anglo-Palästina Co. in Haifa, Jerusalem, Tel-Aviv.

Nummer 27

Berlin, 4. IV. 1933

ה' ניסן תרצ"ג

XXXVIII. Jahrg.

Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina. „Baseler Programm.“

DIE «JÜDISCHE RUNDSCHAU» VOR 100 JAHREN

An dieser Stelle bringen wir Auszüge aus der «Jüdischen Rundschau» von vor genau 100 Jahren und erinnern damit zugleich an eine jüdische Medienlandschaft in Deutschland, die sich Ende der 1930er Jahre unter nationalsozialistischer Repression unwiederbringlich auflöste. Die «Jüdische Rundschau», die 1902 erstmals erschien, war damals nur eine unter vielen jüdischen Zeitungen und Zeitschriften, aber sie besaß ihr unverwechselbares Profil. Sie erschien wöchentlich, bisweilen auch zweimal in der Woche, erreichte zeitweilig eine Auflage von fast 40.000 Exemplaren und spiegelte vor allem die Meinung der zionistischen Bewegung in Deutschland wieder. Maßgeblich geprägt wurde sie von dem berühmten Journalisten, Publizisten, Philosophen und Bibliothekar Heinrich Löwe, der 1933 selbst nach Tel Aviv emigrierte. 1938 wurde die «Jüdische Rundschau» von den Nationalsozialisten verboten. Wie andere Blätter auch, vermittelt die «Jüdische Rundschau» uns heute interessante Einblicke in die spezifische Situation der Juden im Deutschen Kaiserreich, während der Weimarer Republik und im NS-Staat. Wir erfahren von innerjüdischen Debatten, dem Kampf um Emanzipation im Alltag, politischen Aktivitäten, Prominenten und weniger Prominenten, von Deutschlands «Sonderweg» wie häufig auch von Entwicklungen in Palästina und in der jüdischen Diaspora.

In der «Jüdischen Rundschau» vom 3. Juli 1914 warnt der Autor davor, die bestehenden Startschwierigkeiten für zionistische Siedlungspioniere nach ihrer Ankunft in Palästina zu unterschätzen. Er schlägt im Zweifelsfall die Kontaktaufnahme zum Palästina-Amt in Jaffa vor, das seit 1909 von dem deutschen Zionisten Arthur Ruppin geleitet wurde:

«In den letzten Monaten hat die jüdische Einwanderung nach Palästina eine starke Zunahme erfahren. Fast jedes Schiff brachte große Gruppen von Emigranten, die die unhaltbare Lage in ihren bisherigen Wohnländern zur Auswanderung getrieben hatte.

Außer Rußland und Galizien sind neuerdings die früher ottomanischen, jetzt unter griechischer Oberhoheit stehenden Balkangebiete, Herde der Emigration. Es sind bereits eine erhebliche Zahl von Emigranten aus diesen Gegenden in Palästina eingetroffen, die als ehemalige Ottomanen ein besonders wertvolles Kolonisationselement bilden. Infolge dieser Steigerung der Einwanderung, die ein erfreuliches Zeichen für die Zunahme des überall einsetzenden Interesses für das Land Israel darstellt, sind alle Maßregeln getroffen, um den Strom der Zuwanderung in geregelte Bahnen zu führen. Es liegt jedoch im Interesse eines gesunden Fortschritts des jüdischen Kolonisationswerkes, daß die

Einwanderung ohne jede Unterstützung von sich geht. Die Rücksicht auf die Landesverhältnisse Palästinas gestattet ein stetiges, aber vorläufig nur langsames Tempo der Zuwanderung. Es gibt zahlreiche Leute, für die Palästina als Einwanderungsland in Betracht kommt, aber auch sehr viele, die wegen ungenügender Mittel oder mangelnder Berufskennntnisse in Palästina jetzt absolut keine Existenz finden können. Es ist daher dringend zu empfehlen, nicht aufs Geratewohl unter Umgehung der zuständigen Informationsstellen in Palästina und den Emigrationsländern zu handeln. Ueber die Möglichkeit der Ansiedlung in Palästina erteilt das Palästina-Amt in Jaffa bereitwillig die Auskunft.»

In der «Jüdischen Rundschau» vom 10. Juli 1914 schreibt der Wiesbadener Gustav Salomon seine Gedanken über «Theodor Herzl und die Jugend» nieder:

«Schön steht der Jugend die Freude; denn wunderhübsch ist die Zeit, da man die Kräfte in sich glaubt, das Weltall umspannen, alles erjagen und besiegen zu können. Ihr ist die Zukunft. Und doch bleibt ihr Glück nicht ungetrübt; Leid erfährt sie bald. Sie wird nämlich gewahrt, daß das Kommende nicht alles verheißt, daß vielmehr auch die Vergangenheit Kostliches in sich birgt, das keinesgleichen mehr kennt. Gerade ihr hat die Natur vorenthalten, Epochen mitzuerleben, in denen große Männer es verstanden, gewalti-

ge Taten zu vollbringen. Beinahe mit Leid blicken wir auf die alten, die damals mitarbeiten durften, während wir uns damit bescheiden müssen, ihren Berichten zu lauschen, bis vor unserem Geiste das Bild unserer Sehnsucht entsteht.

Vor einem Jahrzehnt ist Theodor Herzl von uns gegangen, und wir konnten damals seinen Verlust nicht ermessen. Wir haben ihn nicht gekannt, aber aus seinen Schöpfungen, die seinen Geist atmen, ward uns Kenntnis über ihn. Bald tritt er uns als gewandter Schriftsteller und feiner Dichter, bald als tüchtiger Organisator und bedeutender Politiker entgegen. Unserem Volke war er ein Führer, dem einzelnen ein guter Freund. Der Jugend ist er mehr.»

In der Ausgabe der «Jüdischen Rundschau» vom 17. Juli 1914 wird von der Eröffnung einer «hebräischen Realschule in Haifa» berichtet, die zu diesem Zeitpunkt «130 Schüler aus Haifa und den Kolonien» zählt:

«Das Beth Hasefer Hareali Hai-bri in Haifa versendet sein Programm. Es ist die vielumstrittene Realschule, die durch das bekannte Kompromiß aus dem Komplex der Technikumsgründungen ausgeschieden ist und der zionistischen Initiative überlassen wurde. Die Schule ist erwachsen aus der in der Kampfzeit auf die hebräische Seite übergegangenen Hilfsvereinschule und umfaßt nach den Neuanmeldungen zu Beginn dieses Semesters etwa 130 Schüler aus Haifa und den Kolonien.

Die Schule wird nach ihrem vollkommenen Ausbau drei Vorbereitung- und Realklassen umfassen, von denen die drei Vorbereitungs- und Realklassen bereits bestehen. Nach Sukkoth wird die vierte und wenn genügend Anmeldungen vorliegen, auch die fünfte Realklasse hinzugefügt werden. Die Schule soll gemäß dem ersten Leitsatz ihres Status zugleich mit einer hebräisch-nationalen Erziehung für technische, überhaupt für praktische Berufe vorbereiten. Die drei obersten Klassen werden neben den Realklassen Parallelkurse für handelswissenschaftliche Vorbereitung aufweisen. Gemäß ihrem Lern-

ziel legt die Schule auf das manual-training besonderes Gewicht und erhofft durch diese Arbeit eine Erziehung zur Ordnung, Präzision und Gewissenhaftigkeit. Durch die Art ihrer Arbeit will sie klare und selbständige Menschen erziehen und in konsequenter Methodik durch stete praktische Bestätigung den Willen stählen. Die immer neu sich bildenden Arbeitsgemeinschaften verlangen die Mitregierung der Schüler, durch die sie in Kameradschaftsgefühl und Selbstdisziplinierung erzogen werden. Auch der körperlichen Erziehung durch Turnen, Sport, vor allem aber durch gemeinsames Wandern legt die Schule großes Gewicht bei. (...) So hofft die Schule: klare, selbständige, willensstarke, uneigennützig Menschen zu erziehen, deren Wirkung in der künftigen Entwicklung des Landes sich geltend machen soll. Die Einleitung des Programms schließt mit den Worten:

«Wir wollen nicht eine neue Stätte zum Erwerb von Berechtigung für akademisches oder technisches Studium sein, wir kennen nur einen Sinn und ein Ziel für unsere Arbeit, neue Helfer für die Erlösung unseres Landes und die Befreiung unseres Volkes zu schaffen.» - «Vom Kleinsten bis zum Größten sollen unsere Jungen lebendig das Gefühl in sich tragen, daß sie Zukunftsmenschen sind, Menschen künftiger jüdischen Herrlichkeit.»

Über Berufsverbote und andere diskriminierende staatliche Maßnahmen gegen jüdische Handwerker im Zaristischen Russland, hier konkret in Kiew, schreibt ein anderer Autor in der «Jüdischen Rundschau» vom 24. Juli 1914:

Nach einer neuerdings getroffenen behördlichen Verfügung werden voraussichtlich acht- bis neuntausend jüdische Familien, insgesamt etwa vierzigtausend Seelen, die Stadt verlassen müssen. Dabei handelt es sich um zwei besonders privilegierte Kategorien von Juden, deren Wohnrecht seit Jahrzehnten unbestritten ist. Als nämlich die russische Regierung unter dem liberalen Alexander II. die Verbreitung der Bildung unter Juden besonders fördern wollte, da erließ sie ein Gesetz, wonach alle derjenigen Juden, die ihre Kinder in die Unterrichtsanstalten Kiews schickten, unbehelligt am Orte wohnen durften. So wohnen gegenwärtig etwa zweitausendfünfhundert jüdische Familien in Kiew nur auf Grund der Erziehung ihrer Kinder in staatlichen Schulen. Da sind nun plötzlich die russischen Verwaltungsbehörden auf den Gedanken gekom-

men, das seit Jahrzehnten bestehende Privileg, ohne jegliche Sanktion seitens der gesetzgebenden Körperschaften umzustoßen! Neben dieser Kategorie soll aber noch eine weit größere, diejenige der Handwerker, schon in den nächsten Wochen der Ausweisung verfallen. Den in Kiew gibt es nicht weniger als sechstausend alteingesessene jüdische Handwerkerfamilien, die also ins große Unglück gestürzt werden. Und womit begründen die Behörden diese Grausamkeit? Sie haben vor einigen Jahren in dem jüdischen Ansiedlungsrayon sämtliche Handwerkerinnungen mit Ausnahme derer von Odesa, Berditschew, Kischinew und Kertsch geschlossen und von den Juden, die als Handwerker in Kiew wohnen, die alljährliche Beibringung eines Zeugnisses einer Innung verlangt, durch die der Befähigungsnachweis erbracht wäre. Nunmehr gehen die Behörden noch einen Schritt weiter. Sie verlangen von jedem, der ein solches Zeugnis beibringt, den Nachweis, daß er seinerzeit, sei es vor zwanzig oder dreißig oder noch mehr Jahren, am betreffenden Orte seine Lernzeit durchgemacht

habe. So absurd auch diese Forderung ist, daß plötzlich sämtliche jüdischen Handwerker Rußlands, wenn sie vom allgemeinen Wohnprivileg Gebrauch machen wollen, den Nachweis erbringen sollen, daß sie ihre Lehrzeit an einem der genannten vier Orte zugebracht hatten, so sehr dies natürlich auch dem Gesetz widerspricht, so ist doch die Gefahr vorhanden, daß die Kiewer Verwaltung die widersinnige Katastrophe herausbeschwören wird. Schon sind zahlreiche jüdische Handwerkerfamilien auf Grund der erwähnten Verfügung ausgewiesen worden und die anderen erwarten von Tag zu Tag das gleiche Schicksal. So werden wohl etwa vierzigtausend jüdische Seelen Kiew verlassen müssen! Die geplante Massenauweisung bedeutet eine Herausbeschwörung von Elend, wie es selbst in Rußland nicht alltäglich ist. Sollte die Menschlichkeit nicht noch im letzten Momente siegen, so wird Kiew damit einen der schrecklichsten Pogrome erleben. Diese Ausweisungen bedrohen aber nicht nur die Existenz der Kiewer Juden, sondern auch die gesamte Wirtschaft des russischen Südwestens.»

Vergessene Menschen, vergessene Kultur

Wie jüdische Frauen und Männer die Entwicklung von Zagreb mitprägten. Eine Spurensuche

Von Martina BITUNJAC

Begibt man sich in der kroatischen Hauptstadt Zagreb auf Spurensuche nach dem jüdischen Leben und Wirken, so muss man keinesfalls lange suchen. Das facettenreiche Gemeindeleben der Juden florierte schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts, als sich die ersten jüdischen Einwanderer, aus der ganzen Habsburgermonarchie kommend, in Zagreb niederließen. Obwohl die Bevölkerungszahl der Juden im österreichisch-ungarischen Kronland Kroatien-Slawonien und ab 1918 im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen bzw. seit 1929 im Königreich Jugoslawien, nie mehr als 1 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte, prägte das aschkenasische und sephardische Judentum nicht nur die verschiedenen lokalen jüdischen Gemeinschaften, sondern auch die wirtschaftliche, politische und kulturelle Entwicklung des südslawischen Landes. Die Teilnahme von Juden am Aufbau von Banken, Großunternehmen und Fabriken war groß und führte zur Modernisierung und zum beschleunigten Wirtschaftswachstum. Gerade in Zagreb war ein gesellschaftlicher Aufstieg für das Judentum gegeben: Auch wenn in der Zwischenkriegszeit nur 12,7 Prozent jugoslawische Juden in Zagreb lebten, gab es dort, betrachtet man die Gesamtzahl der Juden in den jeweiligen Berufszweigen, 17,8 Prozent jüdische Ärzte, 19,2 Prozent jüdische Anwälte und 21,3 Prozent jüdische Industrielle.

Das geschäftige Zentrum der Stadt umfasste zahlreiche Läden jüdischer Händler, in denen Textilien, Schuhe, Schmuck, Bücher, Esswaren und Musikinstrumente zu finden waren. Juden gründeten Kinos und Kaffeehäuser, bauten Hotels und eröffneten Fotoateliers. Erfolgreiche Unternehmerfamilien engagierten sich, neben ihrer beruflichen Tätigkeit, ehrenamtlich für das soziale Wohlergehen ihrer Mitbürger/innen. So richtete der Großhandelskaufmann, Industrielle und königliche Berater Šandor Alexander Sesevski (1866–1929) aus der einflussreichen Familie Alexander, welche ursprünglich aus der burgenländischen Stadt Güssing kam, im Rahmen seiner Stiftung «Ernährung» (Prehrana) Suppenküchen für bedürftige Schüler, Studenten und – seit Ausbruch des Ersten Weltkriegs – für arme Familien ein, deren männliche Familienangehörige zum Kriegsdienst eingezogen worden waren. Verdienst dieser Stiftung war die Gründung der Zentralen Mensa der Universität Zagreb. Leopold (Lavoslav) Schwarz (1837–1906), ebenfalls erfolgreicher Unternehmer, gründete verschiedene soziale Einrichtungen für Juden und Nichtjuden, darunter das erste jüdische Altenheim in Zagreb, welches bis heute seinen Namen trägt. Zudem vergab, auf seine Initiative, die Stadt Zagreb und die Jüdische Gemeinde in Zagreb Stipendien an jüdische und nichtjüdische Studenten.

Andere Unternehmer, wie der Textilhersteller Salomon Berger (1858–1934), erwiesen sich als leidenschaftliche Sammler von Kunstgegenständen. So veranlasste Berger, dass das Ethnographische Museum in Zagreb im Jahre 1919 gegründet wurde. Gravierender technischer Fortschritt in Kroatien ist sicherlich dem Unternehmer und ersten jüdischen Abgeordneten im kroatischen Parlament, dem «Sabor», Dr. Ljudevit Schwarz zu verdanken, der dafür sorgte, dass in Zagreb die Tram, auch heute noch, als eines der wichtigsten Verkehrsmittel genutzt wird. Sein Vater, der damalige Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, führte das erste Telefon in der Hauptstadt ein.



Zagrebs Geschichte wurde von herausragenden jüdischen Künstlern, Unternehmern, Architekten und Intellektuellen mitbestimmt.

Zagreb war im 19. und 20. Jahrhundert auch eine Stadt der jüdischen Erfinder: So würden wir heute nicht mit dem Kugelschreiber unterzeichnen können, wenn der Chemiker und Ingenieur Slavoljub Eduard Penkala nicht den mechanischen (Druck-)Stift erfunden und ihn, gemeinsam mit den jüdischen Unternehmer Edmund Moster (1873–1942), produziert hätte. Der Luftfahrtpionier David Schwarz (1845–1897), der lange Zeit seines Lebens in Zagreb verbracht hatte, erfand ein starres Luftschiff, den Zeppelin. Graf Ferdinand von Zeppelin (1838–1917) kaufte nach dem Tod von Schwarz das Patent für die Erfindung und wurde dadurch weltberühmt.

Auch spielten Juden als Maler, Architekten, Musiker und Schauspieler im kulturellen Milieu eine herausragende Rolle. Zu den wichtigsten aschkenasischen Malern zählen Oskar



Die achtjährige Lea Deutsch bei einem Auftritt in Zagreb im Jahre 1935. Sie wurde 1943 auf dem Transport nach Auschwitz ermordet.

Herman (1886–1968) und Artur Oskar Alexander (1876–1953). Herman war einer der Begründer der kroatischen Moderne. Er studierte bis zur Machterlangung der Nationalsozialisten Kunst in München und floh daraufhin in seine Heimatstadt Zagreb, wo er bis 1941 seinem Beruf nachgehen konnte. Der Zagreber Maler Oskar Artur Alexander besuchte die Pariser und Münchener Akademie der Bildenden Künste. In Paris porträtierte er sowohl Émile Zola (1840–1902) als auch Oscar Wilde (1854–1900). Alexander war Mitglied des Wiener Hagenbundes und Mitbegründer der «Gesellschaft der kroatischen Künstler». Seit Beginn

des Ersten Weltkriegs ging er als Militärmaler an die Front. Viele seiner im Krieg entstandenen Werke sind heute im Militärhistorischen Museum in Wien und in der Österreichischen Galerie Belvedere zu sehen.

Zahlreiche jüdische Architekten, darunter Leo Höningsberg (1861–1911), Julio Deutsch (1856–1922), Hugo Ehrlich (1879–1936), Slavko Löwy (1904–1996), Ignjat Fischer (1870–1948), Rudolf Lubynski (1873–1935) und Aleksandar Freudenreich (1892–1974) kennzeichneten durch ihre Bauten nicht nur das Stadtbild, sondern auch die urbane Identität der Hauptstadt. Den jüdischen Architekten war es zu verdanken, dass jede größere südosteuropäische Stadt (Zagreb, Osijek, Split, Dubrovnik, Novi Sad, Belgrad, Sarajevo und Bitola) eine oder gar mehrere Synagogen besaß.

Juden hinterließen auch als Musiker tiefe Spuren in der Kultur Kroatiens. Einer der bedeutenden jüdisch-kroatischen Musiker war Antun Naftali Schwarz (1823–1891), der erste Operndirigent in Kroatien überhaupt. Er war zudem Kantor der Jüdischen Gemeinde in Zagreb und wurde in Kroatien dafür berühmt, dass er sich zur Zeit des Illyrismus, also der kroatischen Nationalbewegung, für den Gebrauch der kroatischen und nicht der deutschen Sprache in Theatern einsetzte. In den 1930er Jahren gab es allein in Zagreb vierzig jüdische Musiker und Musikerinnen. Der Operndirigent und Direktor des Kroatischen Nationaltheaters Milan Sachs (1884–1968) war zu dieser Zeit der «spiritus movens» des jugoslawischen kulturellen Lebens.

Jüdische Schauspieler/innen wiederum prägten die Bühnen der Metropole: So verzauberte die junge Theaterschauspielerin Lea Deutsch (1927–1943) das Publikum so sehr, dass sie zum Wunderkind ernannt wurde. Bereits im Alter von fünf Jahren stand sie auf der Bühne und feierte nationale und internationale Erfolge. Die junge Künstlerin interpretierte Pünktchen in Erich Kästners «Pünktchen und Anton», Cedric Errol in Frances Burnett Hodgsons «Der kleine Lord», Anjutka in Lav Nikolajevič Tolstoj's «Die Macht der Finsternis» oder Meho in Milan Ogrizović's «Hasanaginica». Im März 1941 trat sie das letzte Mal im Stück «Das lebendige Schachspiel» auf.

Seit der Errichtung des Unabhängigen Staates Kroatien (1941–1945) und der Einführung der Rassengesetze durch die faschistisch orientierten Ustaše im April 1941 durfte Lea Deutsch – wegen ihrer jüdischen Herkunft – nicht mehr auf der Bühne stehen. 1943 wurde sie mit ihrer Familie nach Auschwitz deportiert. Sie starb bereits beim Transport in das Vernichtungslager. Das Leben der talentierten Schauspielerin wurde 2011 vom Regisseur Branko Ivanda im Drama «Lea und Darija» verfilmt.

Mit der Gründung des faschistischen Unrechtsstaates erlosch das jüdische Leben in Zagreb. Von 39.000 Juden, die auf dem Territorium des Unabhängigen Staates Kroatien (Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Syrmien und Teile Dalmatiens) lebten, konnten sich ungefähr 9.000 retten. 4.000 Juden und Jüdinnen überlebten, weil sie sich dem Widerstandskampf anschlossen. Bis heute wurde das individuelle jüdische Leben in Kroatien nicht rekonstruiert. Und obwohl offensichtlich ist, dass die Geschichte der jüdischen Mitbürger/innen gleichzeitig die Geschichte der Stadt Zagreb ist, müssen wir uns fragen, warum selbst heute diesen und anderen wichtigen jüdisch-kroatischen Persönlichkeiten in der Gesellschaft, Wissenschaft, Kultur und Politik kaum oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt wird? Zum einen liegt es daran, dass zuvor in Kroatien, wie im restlichen sozialistischen Jugoslawien, eine staatlich vorgeschriebene Geschichtsschreibung dominierte, die keine nationale oder religiöse Volksgruppe herausstellen wollte. Erst nach dem Zerfall des südslawischen Vielvölkerstaates wurde jüdische Geschichte als Forschungsfeld entdeckt, jedoch beschränkten sich die Themen bisher stark auf regionale jüdische Gemeinden. Einzel- und Familienbiographien wurden und werden kaum berücksichtigt. Zudem sind es meist nur jüdische Forscher/innen, die an das Leben ihrer Vorfahren in Kroatien erinnern wollen. Und anstatt die ermordeten Juden und Jüdinnen Kroatiens zu würdigen, wird die kroatische Gesellschaft und Öffentlichkeit immer mehr nationalistisch geprägt, sei es durch Symbole, Lieder oder gar Monumente. Nur durch Aufklärung und Erinnerung an die Opfer kann diesem Trend entgegengewirkt werden – gesellschaftspolitischer Wille vorausgesetzt.

Vom Olympia- zum Alptraum

Der deutsch-jüdischen Hochspringerin Gretel Bergmann wurde trotz objektiver Siegchancen die Teilnahme an den Olympischen Spielen 1936 in Berlin durch die Nazis verweigert. In ihrer Geburtsstadt Laupheim ist heute ein Stadion nach ihr benannt. Vor kurzem feierte sie ihren 100. Geburtstag

Von Theodor JOSEPH

Anfang der 1930er Jahre waren die Olympischen Spiele 1936 für den Winter nach Garmisch-Partenkirchen und für den Sommer nach Berlin vergeben worden. 1933 hatten die Nationalsozialisten die Macht in Deutschland übernommen. Hitler selbst war zunächst nicht sonderlich interessiert an den Spielen – kein Wunder, standen doch die humanistischen Ziele von Olympia im krassen Gegensatz zur nationalsozialistischen Weltanschauung. Und Deutschland musste sich unter dem massiven Druck des IOC obendrein verpflichten, jüdische Sportler «prinzipiell» nicht von den Olympischen Spielen auszuschließen. Doch das NS-Regime fand Wege, genau dies am Ende doch zu tun.

Anhand von Gretel Bergmann, die zur «falschen Zeit» Olympia-reife Spitzenleistungen im Hochsprung (und im Kugelstoßen) vollbrachte, lässt sich exemplarisch zeigen, wie ein olympischer Traum in einen Alptraum mündete. Gretel Bergmann war Jüdin, und es konnte nicht sein, was nicht sein durfte. Die von den Nazis hartnäckig propagierte Überlegenheit der «arischen» über die «degenerierte» jüdische «Rasse» sollte nicht durch «Muskeljuden» konterkariert werden.

Zurückgekehrt aus Großbritannien

Bergmann hatte Deutschland bereits 1934 in Richtung Großbritannien verlassen und war noch im gleichen Jahr englische Hochsprungmeisterin geworden. In einem geheimen Gestapo-Bericht war davon die Rede, dass jüdische Organisationen, die «jüdische Mehrkämpferin Grete Bergmann» in London für die Olympischen Spiele vorbereiten «lassen». Indes kam alles anders.

Wer sich mit der Biographie von Gretel Bergmann beschäftigt, stößt früher oder später unweigerlich auf die gleiche, ebenso markant wie martialisch klingende Zuordnung: Die Weltklasse-Hochspringerin sei «Hitlers Alibijüdin» gewesen. Bergmann selbst hat diese Formulierung in ihrem Lebensrückblick aufgegriffen. Verbittert reflektiert sie da, dass sie «Bauer im internationalen Schachspiel», die «Trumpfkarte» beim nationalsozial-



Gedenktafel für Gretel Bergmann an einer Sporthalle in Berlin-Wilmersdorf

tischen «betrügerischen Poker» gewesen sei. Mitgespielt in diesem Poker hat auch das amerikanische Olympia-Komitee in Person von Avery Brundage, der zunächst mit einem Olympiaboykott gedroht hatte, wenn deutsch-jüdische Sportler an den Spielen nicht teilnehmen dürften, zugleich jedoch eine Allianz mit der NS-Sportführung zur Sicherung der Spiele von Berlin schmiedete. Fragen nach der Dis-



Das Berliner Olympiastadion im Jahre 1936. Trotz großer Vorbehalte fand sich die Welt zu den Spielen ein.

kriminierung außerhalb des Sports waren für Brundage irrelevant. Er, in dessen Chicagoer Club auch ein «Arierparagraph» galt, bekannte sich zum Grundsatz: «separate but equal».

Den deutschen Nazis blieb Spielraum, ihre Diskriminierungen fortzusetzen.

Unter Drohungen gegen ihre noch in Deutschland lebende Eltern wurde Gretel Bergmann 1934 ins «Reich» zurückbeordert und in die olympische Kernmannschaft aufgenommen. Doch schon für die deutschen Leichtathletikmeisterschaften 1935 erhielt sie keine Starterlaubnis mit der zynischen Begründung, ihr Verein – «Der Schild» des «Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten» – gehöre nicht dem deutschen Leichtathletikverband an. Aus ihrem Heimatverein, dem Ulmer FV, war sie schon im April 1933 ausgeschlossen worden. Jüdische Sportler hatten nicht die geringste Chance, für die Olympiamannschaft nominiert zu werden, weil sie sich «weltanschaulich» nicht qualifizieren konnten.

«Unbeständige Leistungen»

Mit einer persönlichen Bestleistung von 1,60 Meter – ganze 5 Zentimeter unter dem Weltrekord – hatte Gretel Bergmann reelle Siegchancen bei der Olympiade. Im Juni 1936 wurde sie, trotz schlechten Wetters und wenig hilfsbereiter Kampfrichter, württembergische Meisterin. Sie stellte dabei einen neuen deutschen Rekord auf. Dennoch verwehrte man ihr mit einer formalen Begründung die Starterlaubnis bei den Meisterschaften 1936.

Der Deutsche Leichtathletikverband unter Karl Ritter von Halt entledigte sich des «Falls» Bergmann in Bezug auf Olympia dann auf sportlich und moralisch schändliche Weise: Er meldete im Hochsprung der Frauen statt der erlaubten drei nur zwei Teilnehmerinnen, wobei sich eine der beiden anderen (später) als Mann erwies. Sex-Tests gab es 1936 noch nicht. Dora Ratjen wurde Olympia-Vierte. Zum ersten und bisher einzigen Mal war ein Mann in Frauenkleidern bei internationalen Wettkämpfen gestartet und anschließend enttarnt worden. Die Jüdin Gretel Bergmann und die «Arierin» Dora alias Heinrich Ratjen – zwei Sportlerschicksale, die in ihrem Außenseitertum auf bizarre Weise verbunden waren. Auch das war

Berlin 1936. Zwei Wochen vor Beginn der Olympischen Spiele teilte man Bergmann mit, dass sie wegen ihrer unbeständigen Leistungen nicht für die Olympiamannschaft nominiert werden könne. Als Lohn für ihre «Einsatzbereitschaft» bot man ihr stattdessen eine kostenfreie Eintrittskarte für die Leichtathletik-Woche an – eine Stehplatzkarte.

Der Ausschluss aus dem Olympiakader war exakt kalkuliert und erfolgte in dem Moment, als die amerikanische Olympiamannschaft sich nach Europa einschiffte und der Boykottaufruf verstummt war. Die gleichgeschaltete deutsche Sportpresse wurde zum Schweigen genötigt. Offiziell galt Bergmann als «verletzt».

Verbitterung und Emigration

Ihre schmähliche Ausbootung hat die heute in New York lebende Gretel Bergmann nie ver-



2009 wurde Gretel Bergmanns Schicksal in dem Streifen «Berlin 36» verfilmt.

wunden. Sie schwor, Deutschland jemals weder zu betreten, noch die deutsche Sprache zu benutzen – Vorsätze, mit denen sie erst in hohem Alter brach. Mit ihren 1,60 Metern, die sie fünf Wochen vor den Olympischen Spielen unter diskriminierenden Bedingungen gesprungen war, wäre Gretel Bergmann in Berlin mit der Goldmedaillengewinnerin Ibolya Czák, –

welch ein Ironie! – einer ungarischen Jüdin, ins Stechen um den Olympiasieg gekommen. Während im Berliner Olympia-Stadion die besten Leichtathletinnen der Welt um die Medaillen kämpften, sprach Gretel Bergmann beim amerikanischen Generalkonsulat in Stuttgart vor und beantragte ein Visum für die USA. 1937 emigrierte Bergmann in die Vereinigten Staaten und wurde dort im selben Jahr US-Hochsprungmeisterin – so auch 1938 – sowie Meisterin im Kugelstoßen.

«Je wütender, je höher»

Die Hochspringerin Gretel Bergmann besaß im Vorfeld der Berliner Olympischen Spiele eine echte Siegchancen, als «Volljüdin» wurde ihr jedoch keine Chance eingeräumt. An ihrer Person manifestiert sich sozusagen der fest verankerte antisemitische Glaube in letzter Konsequenz: Die Nazis verzichteten lieber auf Erfolg, statt von ihrem Prinzip abzuweichen.

Im Jahre 1983 erhielt Margret Bergmann-Lambert, wie sie seit 1937 heißt, die Goldene Ehrennadel des Deutschen Leichtathletik-Verbandes. Im Diaspora Museum Tel Aviv wurde sie im Jahre 1996 in die «Hall of Fame» aufgenommen. Im August 2009 kam der Film «Berlin 36» in die deutschen Kinos, der das Leben der Sportlerin – und Jüdin – Gretel Bergmann in seinen Mittelpunkt rückt. Und erstmals nach 60 Jahren besuchte Margret Bergmann-Lambert wieder Deutschland, um an der Benennung eines Stadions in ihrer Geburtsstadt Laupheim nach ihrem Namen beizuwohnen. 2012 wurde sie auch in die «Hall of Fame» des deutschen Sports aufgenommen, und in diesem Jahr erhielt sie die Stauermedaille in Gold und die Bürgermedaille der Stadt Laupheim. Als Gretel Bergmann in einem Interview im Jahre 2004 gefragt wurde, wie weit sie vermutlich bei den Olympischen Spielen in Berlin gekommen wäre, antwortete sie: «Gold, nichts anderes wäre es gewesen. Gold. Ich sprang höher, je wütender ich war». Und dann schob sie diesen Satz nach: «Vor 100 000 Menschen zeigen, was ein jüdisches Mädchen vermag, das wäre der Himmel gewesen».

Am 12. April 2014 wurde Gretel Bergmann 100 Jahre alt. Dazu «Masel tow» und «ad mea we eserim».

Von «Bar-Kochba» bis «Ha-Koach»

Deutsch-jüdische Sportler trugen mehr zum Aufbau Israels bei als allgemein angenommen

Von L. Joseph HEID

In der jüdischen Tradition ist Sport weniger im Zusammenhang mit notwendiger körperlicher Ertüchtigung oder als Aspekt des militärischen Trainings gesehen worden. Während beispielsweise für die antiken Griechen Schönheit (und Sport) heilig waren, war für die Juden Heiligkeit schön. Im traditionellen Judentum blieb das Bild des «durchgeistigten» Juden stets positiv besetzt, und der biblische Samson nahm keine notwendige Vorbildfunktion ein. Gesellschaftliche und politische Umstände beeinflussten diese Haltung ebenfalls. Sport wurde mit der fremden und «gefährlichen» hellenistischen Kultur gleichgesetzt. Außerdem waren die Olympischen Spiele mit der Verehrung speziell des Gottes Herkules verbunden.

Der Widerstand gegen Sport hielt sich auch im Diasporischen Rom noch eine Zeit lang, wo Theater und Spiele als Antithese zu Schule und Synagoge verstanden wurden, und das nicht nur wegen der Grausamkeiten, sondern auch, weil Juden zum Gegenstand von Satire, Parodie und Spott wurden.

Geburt des «Muskeljudentums»

Während der Moderne änderte sich diese Haltung grundlegend, insbesondere auch im europäischen Raum. Seit dem Kaiserreich bedeutete gerade denjenigen Juden, denen durch satzungsgemäße «Arierparagrafen» die Mitgliedschaft in der deutschen Turnbewegung verwehrt war, der selbstorganisierte Sport einen wichtigen Beitrag zur Abwehr des Antisemitismus. Jüdischer Sport wurde zu einem kraftvollen Versuch, das weitverbreitete Vorurteil von der körperlichen Minderwertigkeit der Juden zu widerlegen. Ideologe des «Muskeljudentums» war der Arzt und Schriftsteller Max Nordau, ein enger zionistischer Mitstreiter von Theodor Herzl. Jahrhundertlang hatten Juden ihre Muskeln nicht ausbilden können, meinte Nordau, denn: «Alle Elemente der aristotelischen Physik waren uns knickerig zugemessen: Licht und Kraft, Wasser und Boden. In der Enge der Judenstraße verlernten unsere armen Glieder, sich fröhlich zu regen». Doch Nordaus Forderung, die er auf dem 5. Zionisten-Kongress 1901 vortrug, ging weiter: Körperliche Betätigung sollte zugleich ein wesentliches Mittel gegen die «Degeneration der Nation» und für die Rückkehr zur jüdischen Selbstachtung und damit zum Wiederaufbau einer jüdischen Nation werden.

Der moderne Antisemitismus hat die angebliche körperliche Schwäche als negatives Merkmal des Judentums immer wieder hervorgehoben. Dem wollte der moderne Zionismus mit praktischen Schritten entgegenreten. Die nationaljüdische Bewegung begann den «neuen Juden» erfinden, um ihren Gegnern ein Gegenbild zum antisemitischen Image anzubieten. Angesichts des real existierenden, sich manifestierenden Antisemitismus lagen für Nordau die Gründe für jüdisches Turnen und Sport auf der Hand: «Der Welt ist immer noch die Ghettoform des geduckten Jüdens geläufig, die ihren Hohn und ihre Verachtung erregt. Wir müssen uns aus der Karikatur herausarbeiten und uns (...) erheben». Der Diasporajude sollte durch den stolzen, physisch anmutenden Juden ersetzt werden, so das zionistische Leitbild.

Über 100 Makkabi-Vereine in Europa

Was Nordau für den Turnsport propagierte, galt natürlich auch für andere Sportarten – Kampfsport zumal, aber auch Leichtathletik und viele andere mehr. Nordaus Schrift «Das Muskeljudentum» aus dem Jahre 1900 stieß auf große Resonanz im Judentum und beeinflusste vor allem die Einstellung zur körperlichen Aktivität bei den Menschen, die die zweite Aliyah (Einwanderungswelle) während der Jahre 1904-1919 nach Palästina brachte. Angesichts dieser neuen Tendenzen betrachtete eine zunehmende Zahl von Erziehern die körperliche Kräftigung auch als Teil ihres Erziehungsauftrages.

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges gab es in Europa bereits über 100 «Makkabi»-Vereine. Die größten – «Hakoach» in Wien, «Bar-Kochba» in Berlin und «Hagibor» in Prag – waren berühmt für ihre hervorragenden Mannschaften. «Bar Kochba Berlin» war 1898 der erste jüdische Turnverein auf deutschem Boden.



Zieleinlauf der 100-Meter-Sprinter beim Internationalen Sportfest von Maccabi Berlin am 16. Juni 1935. Das Sportfest fand in Berlin Grunewald statt und umfasste Leichtathletik-Disziplinen wie auch Boxkämpfe.

Obwohl die meisten Juden im 19. Jahrhundert unter Umständen lebten, die sportliche Leistungen nicht förderten, gab es in England, Deutschland, Ungarn, Kanada, Frankreich, Österreich und den USA schon eine ganze Reihe von Spitzensportler. 1896 waren unter den Medaillengewinnern der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit in Athen sieben jüdische Athleten, die vierzehn Medaillen gewannen. Allein Alfred Flatow und Gustav Felix Flatow errangen insgesamt fünf Gold- und eine Silbermedaille im Turnen für Deutschland. Alfred Flatow verhungerte im Dezember 1942 in Theresienstadt. Sein Cousin Gustav Flatow, auf 20 Kilogramm Körpergewicht abgemagert, starb im Januar 1945 im gleichen Konzentrationslager.

Sport als nationaler Identitätsstifter

Die jüdische Beteiligung am Sport in Deutschland vor der NS-Zeit war nicht exklusiv zionistisch geprägt: Deutsch-jüdische Sportler trieben vor 1933 ihren Sport nicht exklusiv als Juden. Doch im Gegensatz zu den konfessionellen Sportorganisationen und der Arbeitersportbewegung wurde der jüdische Sportverband «Makkabi» 1933 in Deutschland nicht aufgelöst. Er nahm vielmehr in den folgenden Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung, weil er den aus Vereinen des «Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen» ausgeschlossenen Juden eine letzte Möglichkeit sportlicher Betätigung bot. Der Novemberpogrom 1938 setzte dem organi-

sierten jüdischen Sport in Deutschland ein Ende. Vor dem Hintergrund der politischen Entwicklungen in der NS-Zeit werfen die sportlichen Begegnungen zwischen jüdischen Mannschaften aus NS-Deutschland und Palästina, die es zuletzt 1937 gab, Fragen über die Hintergründe, Motive und Austauschprozesse auf. Unter anderem auch diesem Thema haben sich die Historiker Lorenz Peiffer und Moshe Zimmermann in ihrem Sammelband «Sport als Element des Kulturtransfers. Jüdische Sportler zwischen NS-Deutschland und Palästina» gewidmet. Sie verweisen darauf, dass insbesondere die deutsch-jüdischen Immigranten den Sport als wesentliches Element der zionistischen Identität in Palästina propagierten und förderten. Darüber informieren insgesamt sechs Aufsätze des Bandes im Kapitel «Sport als Element des Kulturtransfers».

Pädagogik und Makkabiaden

In Palästina bekam die Sportpädagogik ganz neue Impulse mit der Zuwanderung jüdisch-

zionistischer Athleten aus Deutschland. Unter ihnen Dr. Emanuel Simon, einer der besten Leichtathleten von Bar Kochba Berlin. Simon und neben ihm vor allem der ebenfalls aus Berlin stammende und 1914 ins Land gekommene Arthur Biram gaben der Sporterziehung in Palästina in den Schulen und der «Makkabi»-Bewegung eine neue Dynamik. Der Pädagoge und ordinierte Rabbiner Biram, ausgestattet mit einer breiten akademischen Bildung, führte in dem Jahrzehnt vor 1948 eine Reihe von Neuerungen auf dem Gebiet der Leibeserziehung und in die Vorbereitung auf den Militärdienst ein,

die zu einem festen Bestandteil des zionistischen Erziehungssystems wurde.

Die «Makkabiade», 1932 als «Jüdische Olympiade» begründet und stets in Palästina/Israel stattfindend, wurde sportlich und politisch nachgerade identitätsstiftend. Der Name «Maccabiah» bedeutet programma-

tisch auch, dass jüdischer Sport nie bloßes physisches Kräfteressen sein, sondern im Zeichen der Freundschaft Körper und Geist ins Gleichgewicht bringen sollte. Nicht von ungefähr wird mit den Makkabiern der Prophetenspruch von der Macht des Geistes und nicht des Körpers verbunden.

Nach der 2. Makkabiade 1935 blieben viele deutsche Teilnehmer im Land, so dass die jüdischen Sportspiele nicht nur wesentliche Impulse für das sportliche Leben setzten, sondern auch Anreiz für die Auswanderung und Emigration nach Palästina wurden.

Der Sammelband von Lorenz Peiffer und Moshe Zimmermann korrigiert die Sichtweise, dass sich Juden erst mit Beginn des politischen Zionismus am Ende des 19. Jahrhunderts dem Sport zuwandten: Die Autoren führen «Beweismaterial» an, wonach es bereits im vor-palästinensischen, vor-israelischen Zionismus, ja in der präzionistischen jüdischen Gesellschaft – und das galt namentlich für Deutschland – eine bemerkenswerte Tradition des Sports gegeben hat. Diese Tradition wurde nach Palästina transferiert und beeinflusste direkt die Entwicklung des Sports in der dortigen jüdischen Gemeinschaft (Yishuv) wie später auch im Staat Israel.

Gerade weil im Judentum die Sicht vom Volk des Geistes so tief verankert ist, musste ein Argument gefunden werden, um den «Muskeljuden» und den jüdischen Sport zu legitimieren. Dieses Ziel schrieben sich die Zionisten auf ihre Fahnen – nicht erst in Zion, sondern bereits in der Diaspora. Der viel beschworene «neue Jude», den sie erschaffen wollten, sollte als muskulärer und körperbetonter «neuer» Mensch im wiedererrichteten Judenstaat entstehen. Dieses Idealbild war das Erbe des deutschen Zionismus, ein Import aus Deutschland.

Sport als Element des Kulturtransfers. Jüdische Sportler zwischen NS-Deutschland und Palästina. Hrsg. v. Lorenz Peiffer und Moshe Zimmermann, Wallstein Verlag, Göttingen 2013, 249 S., 24,90 Euro, ISBN-10: 3835312340

Benefiz-Sportfest bei Makkabi-Berlin am 6. Juli

In der späten Bundesrepublik Alt, insbesondere aber nach der erstaunlichen Zuwanderung russischsprachiger Juden ins wiedervereinigte Deutschland ab Anfang der 1990er Jahre – und dem damit verbundenen, rapiden Wachstum mancher lokaler jüdischer Gemeinden – gibt es wieder in verschiedenen deutschen Städten Sportvereine namens Makkabi. 2015 wird Berlin sogar die «14. European Maccabi Games» ausrichten. Der stärkste unter ihnen – doch zugleich noch der einzige jüdische Sportverein an der Spree – ist TuS Makkabi Berlin e.V., welcher eigene Sektionen für Fußball, Volleyball, Schwimmen, Tennis, Tischtennis, Schach und Sportschießen unterhält. Zum wiederholten Male lädt TuS Makkabi Berlin nun zu einem **Benefiz-Sportfest** zugunsten der Jugendabteilung des Vereins und in Kooperation mit der jüdischen Charity-Organisation WIZO ein. Die Besucher warten ein Benefiz-Fußballturnier mit Berliner Unternehmen, ein Wettbewerb um das DFB & McDonald's Fußballabzeichen, Schach- und Tennisturnier, ein Hüpfburgen-

paradies für die Kids, kulinarische Köstlichkeiten und Getränke und eine Tombola mit Top-Präsenten.



Das diesjährige Benefiz-Sportfest findet am Sonntag, 6. Juli 2014, ab 10 Uhr, auf der Julius-Hirsch-Sportanlage in der Harbigstraße 40, 14055 Berlin statt.

Singen für ein Stück Brot

Über Ghetto und KZ zum Mossad – die Erinnerungen des Abba Naor

Von Joseph DEIH

Abba Naor ist ein schlagfertiger, humorvoller und warmherziger Mann – heute. Doch der Kampf ums Überleben, den die Nazis ihm mit 13 Jahren aufzwingen, prägt sein ganzes Leben. Aus dem mutigen Läufer des Untergrunds im Ghetto von Kaunas, der von Lager zu Lager verschleppt wurde und dabei seine Familie verlor, wurde später zunächst ein Mitglied der Haganah, der vorstaatlichen israelischen Untergrundarmee. Bald drauf wurde er Soldat im israelischen Unabhängigkeitskrieg von 1948



Abba Naor bei einem Vortrag in Schongau.

und schließlich ein Agent des Inlandgeheimdienstes Israels, Shin Beth und des Mossad, dem es 1984 in der Operation «Moses» mit viel Chuzpe gelang, jüdisch-stämmige sogenannte Falaschen aus Äthiopien nach Israel zu bringen. Beim Geheimdienst durfte Naor nicht viel preisgeben, in seinen Erinnerungen gibt er dagegen beredt Auskunft über wichtige Kapitel seines Lebens.

Bis kurz vor seiner Bar Mitzwa hatte der kleine Abke Nauchowicz, wie Abba Naor mit

seinem Kosenamen gerufen wurde, eine ganz normale Kindheit im litauischen Kaunas erlebt. Am 22. Juni 1941 bombardiert die deutsche Luftwaffe die Stadt. Zwei Tage später sind die Deutschen in der Stadt, und unter begeisterter Komplizenschaft litauischer Nationalisten beginnt die Jagd auf die Juden. 6000 von ihnen werden in den ersten drei Tagen auf offener Straße erschossen. Darunter sind seine Mutter, zwei Brüder und fast einhundert weitere Verwandte seiner Familie.

Die unbeschwerte Kindheit ist für den Jungen damit vorbei. Zwar hat er die ersten Tage unter Nazibesatzung überlebt, doch das weitere Leben hängt vielfach vom Zufall ab. Rückblickend ist Abba Naor die Lehre geblieben, dass es nur das nackte Leben gibt und nichts anderes wirklich von Wert ist. Die Nauchowicz' müssen ins Ghetto Kaunas, und der kleine Abke fällt wegen seiner wunderbaren Stimme auf. Er singt vor den SS-Männern, die ihre herausgeputzten Frauen oder Freundinnen mitgebracht haben. Er muss singen, denn er braucht die zusätzliche Ration Brot. Das Orchester der jüdischen Ghettopolizei, das einst berühmte Ensemble der Staatsoper in Kaunas, spielt hervorragend und nur deshalb

hat die SS die Konzerte überhaupt erlaubt. Die Mörder lauschen andächtig, wenn Abke mit seiner schönen, kräftigen Altstimme das jiddische Lied von den zwei Brüdern singt, die sich verlieren und nie mehr im Leben wiedersehen werden. Und seine ganze Aufmerksamkeit gilt diesem einen Stück Brot und ist darauf gerichtet, dem Blick des SS-Mannes auszuweichen, der ihn aus einer Laune heraus zu Tode prügeln oder erschießen kann.

Naor erinnert sich, wie ein blonder Hüne in

Stiefeln 40 oder 50 Juden mit einer Eisenstange erschlägt, auf dem Leichenhaufen posiert und auf einer Ziehharmonika die litauische Nationalhymne spielt, während Zivilisten und Wehrmachtssoldaten gaffen und ihn fotografieren. Angesichts solcher Verbrechen deutscher und litauischer Uniformträger, die über ihre Nachbarn mit atavistischer Gewalt herfallen, wird auch dem Leser einiges zugemutet. Dem Autor freilich bleibt kein Raum für Poesie. Große Literatur kann Naor nicht bieten, das ist auch schwer möglich, doch geleitet er den Leser behutsam von Schauplatz zu Schauplatz. Anrührend tragisch-komisch die Szene, als Abba mit einem Mithäftling in Utting, einem Außenlager des KZ Dachau, einen SS-Mann ins Dorf begleiten muss. Während der Wachmann im Wirtshaus beim Bier sitzt, vom Endsieg träumt oder die drohende Niederlage fürchtet, schleicht sich Abba in den Schweinestall, wo es sich ein Schwein auf morastiger Erde an köstlichen gekochten Kartoffeln gut gehen lässt. Indes das Schwein ist völlig uneinsichtig und will nichts vom Fressen hergeben. Der Diebstahl ist lebensgefährlich, doch lebensnotwendig. Eine Kartoffel hilft, einen Tag länger am Leben zu bleiben. Die Häftlinge verschlingen im Schutz des Stalls Schweinefutter. Zwei Juden haben es gewagt, einem deutschen Schwein das Fressen zu stellen. Naor kommentiert: «Wir „Judensäue“ werden schon für geringere Vergehen erschossen oder aufgehängt.» Welch aberwitziger Humor, mit Entsetzen Scherz zu treiben.

Naors zweites Leben beginnt als siebzehnjähriger Greis mit seiner Befreiung am 2. Mai 1945, einer monatelangen Odyssee durch das Nachkriegseuropa und der anschließenden Einwanderung nach Palästina. Noch ahnt er nicht, dass er künftig seine Freiheit immer wieder aufs Neue behaupten muss – gegen die Erinnerung, die ihn an die Lager und das Ghetto

fesselt. Seinen Familiennamen Nauchowicz hatte er in Europa zurückgelassen, an ihm haftete doch nur Tod und Zerstörung.

Und heute? Naor selbst hat nicht nur Verständnis für das palästinensische Volk, er verurteilt auch die Hardliner auf der eigenen Seite und wünscht sich eine Zwei-Staaten-Lösung. «Kein Quadratmeter Boden ist das Leben eines Juden oder Arabers wert», schreibt er. Ein illusionsloser Streiter gegen jede Form von Ungerechtigkeit, auf welcher Seite auch immer, das ist er stets geblieben. Und was seine Mitarbeit beim Mossad betrifft, namentlich seine Beteiligung an der Operation, die «schwarzen» Juden Äthopiens, die «Falasha», nach Israel zu bringen, die im Stile eines Thrillers erzählt wird, so schloss sich damit für ihn ein Kreis. Das Wort «Falasha» bedeutet «Ausgewanderte» oder «Exilierte» und ist abwertend konnotiert. Nach den Operationen «Moses» (1984), «Joshua» (1985), «Salomon» (1991) und «Taubenflügel» (2011) leben die Falaschen größtenteils – etwa 120.000 – in Israel.

Dass Abba Naor an diesen Operationen maßgeblich beteiligt war, ist alles andere als Zufall. Und damit schrieb er eine Seite im Buch der Jahrtausende alten Geschichte von Verfolgung und Diaspora und konnte etwas von der Hilfe zurückgeben, die ihm nach Ghetto und Konzentrationslager zuteil geworden war.



Abba Naor:
Ich sang für die SS. Mein Weg vom Ghetto zum israelischen Geheimdienst, Verlag C. H. Beck, München 2014, 253 S., 16,95 Euro, ISBN 978-3-406-65983-6.

Verwegene Orient-Expedition

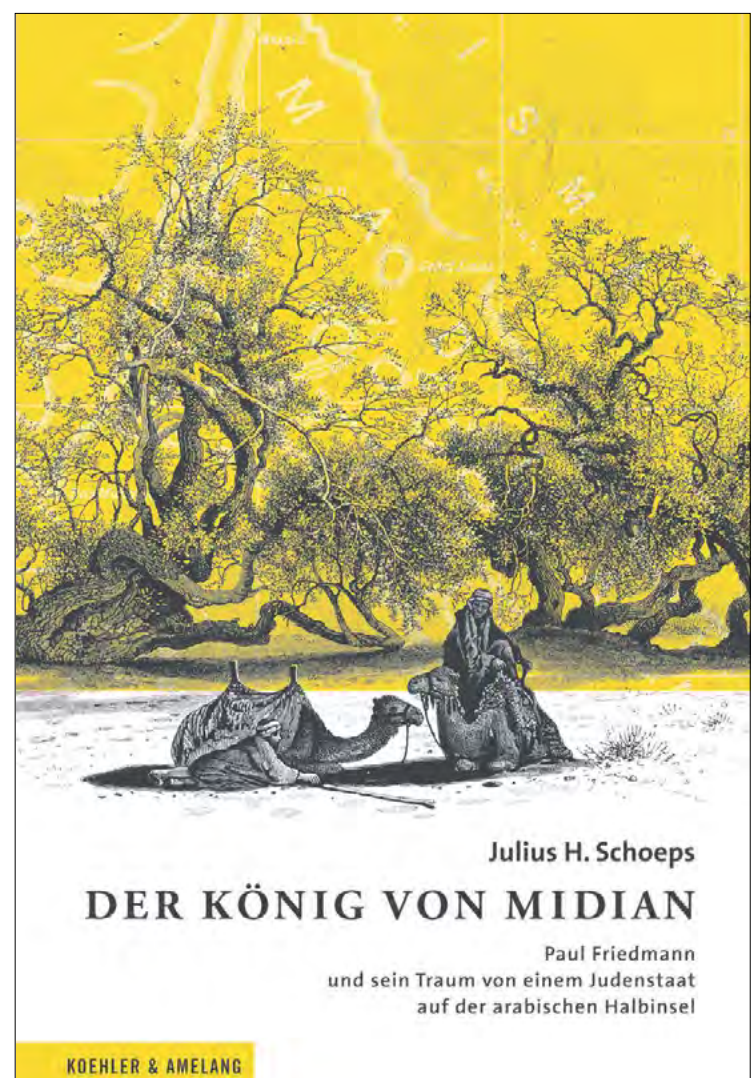
Julius H. Schoeps rekonstruiert in «Der König von Midian» das Leben des Berliners Paul Friedmann

Lange vor Theodor Herzl, dem Begründer des politischen Zionismus, trieb den Berliner Historiker und Philanthropen Paul Friedmann (1840 – um/nach 1911) die Idee, verfolgte osteuropäische Juden am Küstenstrich Midian auf der arabischen Halbinsel anzusiedeln. Sein abenteuerlicher Versuch vom Winter 1891/92, Dutzende dieser Juden im Gebiet zwischen Akaba und der Hafenstadt El Widsch sesshaft zu machen, scheiterte kläglich und sorgte obendrein für ernsthafte diplomatische Verwirrungen wie für weltweite Schlagzeilen. Das neue Buch des Potsdamer Historikers Julius H. Schoeps bettet die Schilderung dieser verwegenen Expedition ein in eine skizzenhafte Lebensgeschichte Paul Friedmanns, beleuchtet dessen Briefwechsel, u. a. mit einem der ersten amerikanischen Zionisten, Richard Gottheil, und schildert die nachher heftigen Debatten um den «König von Midian».

Über Friedmanns Lebensweg in Berlin wie auch später – nach der gescheiterten Expedition – ist bis heute nur wenig bekannt, was eine biographische Annäherung nicht einfach macht. Indes rekonstruiert Julius H. Schoeps – vor allem aus den erhaltenen Briefen und den vorhandenen diplomatischen Akten wie auch aus zeitgenössischen Zeitungsberichten – eine engagierte Persönlichkeit, die das Leiden und die permanente Verfolgung der osteuropäischen Juden mit wachem Blick verfolgt und schließlich Geld, Zeit und auch ein erhebliches individuelles Risiko investiert, um auf unkonventionelle Weise eine jüdische Kolonie auf der Arabischen Halbinsel zu errichten.

Dennoch: Wie kommt es, fragt man sich heute gleichwohl, dass ein Mann, der bereits das 50. Lebensjahr vollendet hatte, der als Historiker des Tudor-Zeitalters sich einen Namen gemacht und das bequeme Leben eines gutsituierten Rentiers hätte führen können, sich auf ein solch abenteuerliches Unterfangen eingelassen hat – ja, es quasi auch suchte? Was, so fragt man sich weiter, hat diesen Mann bestimmt, mit Mitteln aus eigener Tasche eine Expedition auszurüsten, um mit aus Russland geflohenen Juden einen unwirtschaftlichen Landstrich auf der arabischen Halbinsel zu besiedeln?

Was Friedmann Unterfangen von anderen jüdischen Siedlungsprojekten jener Jahre definitiv unterscheidet, war der abenteuerliche Charakter des Ganzen. Weder Baron Rotschild, Hirsch Kalischer noch später Theodor Herzl sind beispielsweise auf den Gedanken gekommen, sich einstiger preußischer Militärs zu bedienen, um eine solche Expedition durchzuführen. Zudem wurde Friedmanns Projekt von vielen jüdischen Zeitgenossen und Frühzionisten als unverantwortlicher «Alleingang» eines Exoten betrachtet, was sich negativ für ihn auch in der Presse niederschlug. Friedmanns Leben und seine unkonventionellen Ideen und Versuche, das jüdische Dilemma im damaligen Osteuropa zu lösen, verdienen gleichwohl die nötige Beachtung. Julius H. Schoeps ist ein spannendes und unterhaltsames Buch gelungen, dem zahlreiche kunstvoll aufbereitete Orient-Holzstiche aus dem 19. Jahrhundert zudem ein mystisches Flair verleihen. AF



Menschen, Schicksale, Daten

Marc Chagall (Moische Chazkelewitsch Schagalow)

6. Juli 1887

Chagall war ein französischer Maler und Expressionist russisch-jüdischer Herkunft, der im heutigen Weißrussland geboren wurde. Er wird oft als einer der bedeutendsten Maler des 20. Jahrhunderts bezeichnet – und das zu Recht. Als ältestes von neun Kindern einer armen orthodoxen jüdischen Familie geboren, hatte er es nicht leicht. Um Moische auf die städtische Schule schicken zu können, die normalerweise keine Juden aufnahm, bestach seine Mutter Feiga den Lehrer. In dieser Zeit malte der Junge seine ersten Skizzen und Bilder. Nachdem er im Jahre 1906 die Gemeindeschule abschloss,

ließ er sich in der Malschule von Jehuda Pen einschreiben. Pen hatte an der Petersburger Kunstakademie studiert, und Chagall wollte in die Fußstapfen seines Meisters treten. Er schaffte die Aufnahmeprüfung an der Petersburger Kunstakademie allerdings nicht. 1908 studierte Chagall kurze Zeit an der Privatschule Saidenberg. In dieser Zeit entstand sein berühmtes schwarz-weißes Bild «Der Tote». Zwei Jahre später reiste Chagall nach Paris – und verliebte sich in diese Stadt. Er blieb, bezog sein eigenes Atelier und begann mit Aktstudien. 1912 zog Chagall in ein neues Atelier, genannt La Ruche. Dort befand er sich inmitten der internationalen Bohème von Paris. Ein Jahr später nahm er am ersten Herbstsalon in Berlin

teil, was ihm internationale Bekanntheit verschaffte. Im Herbst 1915 siedelte Chagall nach Petersburg, wo 1916 seine Tochter Ida geboren wurde. Als die Oktoberrevolution ausbrach, kehrte der Künstler mit seiner Familie nach Witebsk zurück. Da Chagall von der Revolution begeistert war, versuchte er selbst am revolutionären Umbruch in Russland mitzuwirken. Später musste er jedoch das Land verlassen und ging wieder nach Berlin zurück. Während des Zweiten Weltkriegs lebte Chagall in den USA. Im Jahr 1946 fand im Museum of Modern Art in New York eine erste umfassende Retrospektive mit seinen Werken statt. Vier Jahre später übersiedelte Marc Chagall endgültig nach Saint-Paul-de-Vence, wo er 1985 starb.



Yehuda Pen



MARTIN BUREAU, AFP

Courtney «Love» Michelle Harrison

9. Juli 1964

Die Witwe des verstorbenen Rock-Idol Kurt Cobain kann auf eine turbulente und wilde Vergangenheit zurückblicken. Was für einen Durchschnittsbürger als ordinär, vulgär und extravagant gilt, ist für die selbstbewusste Diva-Normalität. Sie wurde auf dem Höhepunkt der Hippiebewegung geboren und wuchs auch in einer Art Hippie-Kommune auf. Ihre Mutter Linda war eine esoterisch orientierte Psychotherapeutin, der Vater Tontechniker. Als Courtney mit 16 Jahren eine beträchtliche Summe erbe, ging sie auf Reisen. 1982 landete sie in eine Liverpoolscher Wohngemeinschaft und fing an sich für Musik zu interessieren. Ihr Geld verdiente sie in dieser Zeit als Stripperin. Mit zwanzig ging Courtney zurück in die USA. Ein erster kleiner Durchbruch in der Musikszene gelang ihr in San Francisco als Sängerin der frühen Band «Faith No More». 1989 Courtney ihre eigene Band namens «Hole». Zwei Jahre später kam das Debütalbum «Pretty On The Inside» heraus, es schaffte Platz 59 der britischen Hitparade. Am 24. Februar 1992 heirate-

te sie Kurt Cobain, den Sänger der legendären Rockband «Nirvana». Ein halbes Jahr später bekamen sie eine Tochter. Viele betrachten die Eheschließung als das Anfang von Ende. Aufgrund von gewaltigen Drogenexzessen gerieten Kurt und Courtney immer öfters in die negativen Schlagzeilen. Als Kurt Cobain im Jahr 1994 Suizid begeht, wurde ihr von manchen Fans die Schuld vorgeworfen. Über die tragische Beziehung wurde im Jahr 1997 eine Dokumentation veröffentlicht. Bereits eine Woche nach Cobains Tod brachte ihre Band das zweite Studioalbum – «Live Through This» heraus, das Platinstatus erreichte. Neben ihrer Musikkarriere ist Courtney Love auch auf der Leinwand zu sehen – mit einer beeindruckenden Filmografie. Erfolgreiche Rollen gelangen ihr u.a. in «Basquiat» von 1996 mit David Bowie als Andy Warhol, in «Larry Flynt – Die nackte Wahrheit» mit Edward Norton, und in «Der Mondmann» von 1999 an der Seite von Komiker und Gesichtsakrobat Jim Carrey, ebenso in «Welcome To Collinwood» aus dem Jahre 2002. Privat blieb hingegen vieles chaotisch: Durch ihre häufigen Exzesse Courtney Love beinahe das Sorgerecht für ihre Tochter.

Isaak Emmanuilowitsch Babel

13. Juli 1894

Isaak Babel war ein russischer Schriftsteller und Journalist, dessen beliebte Kurzgeschichten in jiddischer Sprache zum Besten gehören, was dieses Genre bereithält. Im Stadtteil Odessa's Moldawanka als Sohn von Emmanuel Babel und seiner Frau Fejga in einer Familie von jüdischen Händlern geboren, wuchs er wohlbehütet in der ukrainischen Stadt Nikolajew auf. Im Jahr 1905 überlebte Babel einen Pogrom in Odessa nur deshalb, weil er als Kind bei einer Christenfamilie aufgenommen und versteckt wurde. Als junger Mann ging Babel nach Kiew und studierte am dortigen Institut

für Ökonomie. Im Jahr 1916 schloss er sein Studium ab und zog nach Sankt Petersburg, wo er den Schriftsteller Maxim Gorki traf, der sein enger Freund und Tutor wurde. Babels erste Kurzgeschichten wurden 1916 in dem von Gorki herausgegebenen Magazin «Letopis» veröffentlicht. Am 9. August 1919 heiratete Babel Jewgenija Gronfein, die Tochter eines vermögenden Kaufmannes, die Babel während seines Studiums in Kiew kennenlernte. Ein Jahr später meldete er sich freiwillig bei der Roten Armee und wurde der Ersten Reiterarmee als ein Kriegskorrespondent zugeteilt. Babel kehrte später nach Odessa zurück und begann seine Kurzgeschichten über das Leben in seiner



WIKIPEDIA

Stadt, die sich noch vor der Oktoberrevolution zutrug, zu schreiben. Dabei stellte er das Leben von jüdischen Kleinkriminellen öfters in einem romantischen Licht dar und legte in die Figuren von Dieben, Räubern, aber auch Handwerkern und Kleinladenbesitzern exotische und oft starke Charakterzüge. Seine erste Frau verließ ihn 1925 und emigrierte nach Paris. Er selbst heiratete später Antonina Pirotschkowa. Während der Stalinzeit wurde Babel wegen Verdachtes auf «antisowjetische Tätigkeit und Spionage» erschossen. Stalin selbst hat den Hinrichtungsbefehl unterschrieben. Erst im Jahre 1954 wurde Isaak Emmanuilowitsch Babel rehabilitiert.

Irving Stone (Tennenbaum)

14. Juli 1903

Der in San Francisco geborene Irving Tennenbaum, Lesern auf der ganzen Welt unter dem Pseudonym «Irving Stone» bekannt, gilt als literarischer Archäologe. Für seine Romane unternahm er häufig intensive langjährige Recherchen und bereiste die halbe Welt, um die Kulissen für seine Darstellungen so realistisch wie möglich zu gestalten. Stone porträtierte Persönlichkeiten wie Vincent van Gogh, Michelangelo, Charles Darwin, Sigmund Freud und etliche amerikanische Präsidenten. Stone's Eltern Charles und Poline (geborene Rosenberg) betrieben einen kleinen Einkaufsladen. Bereits mit neun Jahren fing

Irving an, kleine Erzählungen zu schreiben. Ab 1920 studierte er politische Wissenschaften an der University of Berkley. 1923 begann er, an der University of Southern California Wirtschaftswissenschaften zu studieren. Nach einigen eher erfolglosen Jahren in New York wollte Stone lernen, «professionell» zu schreiben, und ging extra dafür nach Paris. Dort angekommen, gelangte er durch einen Zufall in eine Ausstellung von Vincent van Gogh – und war dermaßen von dessen Bildern beeindruckt, dass er schon bald darauf an einem Buch über den berühmten Maler arbeitete. Das Buch erschien 1934 unter den Namen «Lust for Life» und wurde im Jahr 1956 verfilmt. Im 1938 heiratete Stone seine Frau Jean,

die ihm nicht nur zwei Kinder schenkte, sondern auch seine treue Weggefährtin und Unterstützerin wurde. Seit 1950 arbeitete er für mehrere renommierte Zeitungen, darunter die «Los Angeles Time Mirror». Eine weiteres vielbeachtetes Buch von Stone erschien 1961 mit «The Agony and the Ecstasy», worin er dem berühmten Renaissancekünstler Michelangelo ein Denkmal setzt. Der biografische Roman «Der Seele dunkle Pfade» über Sigmund Freud wurde 1971 veröffentlicht. Insgesamt schrieb Stone mehr als zwanzig Bücher, für die er mehrfach ausgezeichnet wurde. Als er 1989 in Los Angeles verstarb, hinterließ er mehrere Fonds, die heute junge Literaturtalente fördern.



WIKIPEDIA

Monica Samille Lewinsky**23. Juli 1973**

Monica Lewinsky ist in die jüngere US-Geschichte als die Liebesaffäre von Präsident Bill Clinton eingegangen. Lewinsky wurde in San Francisco im US-Bundesstaat Kalifornien als Tochter eines Arztes geboren und wuchs wohlbehütet auf. Nach dem Schulabschluss studierte sie Psychologie. Im Jahr 1995 trat sie eine unbezahlte Praktikantenstelle in Weißen Haus an, wobei sie im Büro des Stabschefs Leon Panetta kleinere Aufgaben übernehmen durfte. So musste sie beispielsweise die Post in das Vorzimmer des Oval Office überbringen. Dort traf sie nicht nur Bill Clinton,

sondern auch ihre Freundin namens Linda Tripp, die später ebenfalls einen Part in der Skandal-Story spielen sollte. Tripp war es nämlich, die zahlreiche vertrauliche Gespräche Lewinskys heimlich aufnahm, in denen die Praktikantin über ihre sexuelle Erfahrungen mit den Präsidenten berichtete. Die Affäre soll achtzehn Monate gedauert haben. Anfang 1998 übergab Linda Tripp die Tonbänder dem Sonderermittler Kenneth Starr, der die Sache endgültig an die Öffentlichkeit brachte. Clinton bestritt lange, jemals sexuelle Beziehungen zu Monica Lewinsky gehabt zu haben. Die Angelegenheit löste ein weltweites Spektakel aus, das die

Medien monatelang beschäftigte und die Zeitungen füllte. Nachdem Clinton zugegeben hatte, ein Verhältnis zu seiner Praktikantin gehabt zu haben, entschuldigte er sich im August und im September 1998 nicht nur öffentlich für die Unwahrheit in seiner zuvor gemachten Aussage, sondern gleichfalls für die Sexaffäre mit Monica Lewinsky. Das Leben von Monica ging weiter, sie wurde Handtaschen-Designerin, gründete später eine eigene Firma. 2005 immatrikulierte sie sich an der London School of Economics für ein Studium der Sozialpsychologie, das sie ein Jahr später mit dem Master-Degree erfolgreich abschloss.



ILKKA RANTA / LEHTIKUVA, AFP

Daniel Jacob Radcliffe**23. Juli 1989**

Daniel Radcliffe ist ein britischer Schauspieler, den die ganze Welt als Harry Potter kennt. Viel weniger bekannt ist hingegen, dass seine frühe Filmkarriere bereits 1999 mit dem Film «David Copperfield» begann. Daniel wurde in West-London geboren und wuchs als Einzelkind bei seinen Eltern Alan und Janin auf. Frühzeitig wurde sein schauspielerisches Talent erkannt. Er besuchte mehrere Schulen, musste sich aber, aufgrund der ständigen Dreharbeiten zu «Harry Potter», auch privat unterrichten lassen. Radcliffe ist heute ebenfalls oft auf den Theaterbühnen zu sehen. Im Jahr 2004 spielte er in einer Musikkomödie «The Play What I Wrote», die der berühmte Kenneth Branagh am Wyndham's Theatre in London inszenierte. Drei Jahre später spielte er den psychisch gestörten Stalljungen Alan Strang in Peter Shaffers «Equus». Seit De-



Robyn Beck, AFP

zember 2012 ist er in der Miniserie «A Young Doctor's Notebook» als Dr. Vladimir Borgia neben Jon Hamm zu sehen. Radcliffe ist auch schriftstellerisch aktiv und veröffentlichte 2007 seine Gedichte im «Rubbish»-Magazin. Sein Autorenpsudonym ist Jacob Gershon, er benutzte einfach den jüdischen Nachnamen seiner Mutter. Obwohl Radcliffe Atheist ist, bekennt er sich zum Judentum und erwähnte oft in Interviews, dass er stolz darauf sei. Daniel ist ein bekennender politischer Aktivist, der u.a. für die Rechte der Homosexuellen kämpft und zahlreiche Solidaritäts-Projekte unterstützt, wie ein Projekt, das dem Suizid bei homosexuellen Jugendlichen vorbeugen soll. Daniel Radcliffe besitzt ein geschätztes Vermögen von 52 Millionen Pfund, umgerechnet etwa 64 Millionen Euro. Laut dem Magazin «Forbes» zählte er schon 2008 zu den am besten verdienenden Jungschauspielern in Hollywood.

Elizabeth Berkley**28. Juli 1972**

Die US-amerikanische Fernseh-, Film- und Theaterschauspielerin Elizabeth Berkley wuchs in einem wohlhabenden Teil Michigans auf und besuchte die Cranbrook Kingswood School in Bloomfield Hills. Ihre Mutter war eine Kauffrau und ihr Vater ein erfolgreicher Anwalt. Bereits im Alter von vier Jahren nahm Elizabeth an Tanzkursen teil. Bald wurde ihr Talent erkannt, sie erhielt Tanzunterricht in New York und war schon 1983 in verschiedenen Musicals zu sehen. Ihr Debüt als Schauspielerin gab Elizabeth Berkley 1987 in dem Kinderfilm «Frog». Mit siebzehn Jahren nahm sie Teil am Casting für die Sitcom «California High School – Saved By the Bell», in der sie zwischen den Jahren 1989 und 1992 als Jessica «Jessie» Myrtle Spano zu sehen war. Berkley war 1992 auch in zwei Episoden der Serie «Baywatch» zu sehen. Drei Jahre später erschien der umstrittene Film «Showgirls», in dem Berkley als Hauptdarstellerin die Nomi Malone spielte. Für diesen Film, der als Berkleys Karrieretiefpunkt gilt, bekam sie 1995

die Goldene Himbeere – als die schlechteste Schauspielerin. Danach folgten überwiegend kleinere Rollen, wie etwa in «Der Club der Exfrauen», wo sie neben Bette Middler spielte, «The Real Blonde» von 1997 und in Woody Allens «Im Bann des Jade Skorpions» von 2001. Theaterproduktionen wurden von ihr ebenfalls nicht vernachlässigt und so war sie 1999 in der Rolle der Honey Bruce in der Londoner Theaterproduktion des Filmes «Lenny» und 2005 als Bonnie im Off-Broadway-Theaterstück «Hurlyburly» an der Seite von Eddie Izzard auf der Bühne zu sehen. Von 2008 bis 2009 spielte Berkley in mehreren Folgen der Serie «CSI: Miami» mit, außerdem tauchte sie 2009 in mehreren Folgen der sechsten Staffel von «The L Word» auf. Elizabeth Berkley ist eine bekennende Tierschützerin und ein Mitglied des Tierschutzvereines PETA – und trägt schon mal ein Kleid aus Blumenkohl, um Menschen auf die bei der Pelzproduktion leidenden Tiere aufmerksam zu machen. Seit dem 1. November 2003 ist Berkley mit dem Schauspieler und Maler Greg Lauren, dem Neffen von Fashiondesigner Ralph Lauren, glücklich verheiratet.



VALERIE MACON, AFP

Jakov Bienenfeld**28. Juli 1948**

Jakov Bienenfeld ist einer der erfolgreichsten kroatischen Unternehmer. Er wurde kurz nach dem Zweiten Weltkrieg geboren. Die meisten seiner Familienmitglieder sind während des Holocaust umgekommen. Sein Vater Zlatko Bienenfeld war Generalmajor in der Kroatischen Armee und später der persönlicher Berater des Verteidigungsministers Gojko Šušak. Jakov Bienenfeld entwickelte schon in frühen Jahren florierende Großunter-

men, darunter mehrere Reiseagenturen und Firmen, die sich mit der Entwicklung innovativer Produkte beschäftigen. Im Jahr 1990 ermöglichte für den deutschen Exklusivbrand «Escada» den Einstieg auf dem kroatischen Markt. Bienenfeld ist Vorstandmitglied der Jüdischen Gemeinde in Zagreb. Während des kroatischen Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1991 organisierte er einen Konvoi für die Fähre «Ilirija», um humanitäre Hilfe in das besetzte Dubrovnik zu transportieren. Mit der Hilfe von Slobodan Praljak, organisierte er die

Rettung von mehr als 1.200 Juden aus Sarajevo während des Bosnischen Krieges. Praljak, ein Politiker, Publizist und Mitglied des bosnischen Verteidigungsrates, war später begeistert von Bienenfelds Rolle bei der Aufklärung von Kriegsverbrechen vor dem Internationalen Strafgerichtshof. Trotz der großen jüdischen Verluste in Kroatien während der Zeit des Ustascha-Regimes (1941–44) plädiert Jakov Bienenfeld stark für Versöhnung. So sagte er im Jahr 2012: «Ich glaube, dass es falsch ist zu denken, dass die Kroaten etwas wiedergut-

machen sollen. Um die Geschichte zu vereinfachen: In der Vergangenheit hat ein Teil der Kroaten meinem Volk geschadet. Das ist so. Fertig aus. Amen. Die Kroaten müssen sich für nichts entschuldigen.» Bienenfeld bezweifelt, dass das kroatische Volk heute in irgendeiner Weise antisemitisch sei. Er verweist darauf, persönlich mit Kroaten nie antisemitische Erfahrungen gemacht zu haben, und verweist auf die hohe Wertschätzung, die die Juden heute in dem südosteuropäischen Land hätten

«Meshugge» - was denn sonst...?

Wie ich eine ziemlich unkoshere Nacht inmitten von «Berliner» Israelis erlebte

Von Ruth FISCHER

Letzte Woche kam der Brief von der Anwaltschaft Berlin: «Tatzeit: 07. September 2013. Tatvorwurf: Diebstahl. Tatort: Brunnenstr. 70. Sehr geehrte Frau Fischer, die eingeleiteten Ermittlungen haben bisher leider nicht zur Feststellung des Täters geführt.»

Diejenigen, denen der Name «Brunnen



Werbeposter für eine Berlin-Meshugge-Party, Sommer 2013

70» etwas sagt, horchen jetzt vielleicht auf. Und diejenigen, die unwahrscheinlicher Weise wissen sollten, was in der Nacht des 7. September 2013 gefeiert wurde, können jetzt eins und eins zusammen zählen. Meshugge. Besser gesagt: Eine Meshugge-Party. Es gab am 7. September 2013 zugleich Rosh HaShana, das Jüdische Neujahr, zu feiern. Und kurioserweise erlebte ich den ersten Diebstahl meines Lebens! Wo war ich da eigentlich hingegangen?

«The Unkosher Jewish Night» prangt als Slogan auf der Website der Meshugge Partys. Veranstalter ist seit einigen Jahren Aviv Net-

ter, und mittlerweile hat diese Party-Reihe in der Brunnenstraße einen erstaunlichen Bekanntheitsgrad erreicht. Auch die Medien interessieren sich.

So berichtete die «Berliner Zeitung» im Oktober 2012 unter der Headline «Dont worry, be jewish!» über die Meshugge-Partys, der «Tagesspiegel» am 23.04.2013 über die «Unkoschere Nacht», und auf der

Website der Party-Reihe kann das Video eines RTL-Beitrages bestaunt werden, der mit den Worten endet: «Judentum ist eben nicht nur etwas für das Geschichtsbuch, für's Mahnmal oder für's Museum.» Ah ja. Juden in Deutschland können also auch feiern. Aber erst, wenn es einen israelischen «DJ-Import» wie Aviv Netter gibt? Gefeiert wird hier eigentlich alles: Sich selbst, Israel, gute und schlechte israelische Evergreens, deutsch-Israelische Freundschaft, auch Anlässe wie den israelischen Unabhängigkeitstag oder bestimmte jüdische Feiertage. Wie am besagten 7. September. Angesagt wer das Jüdische Neujahr, viele implizieren damit Apfel, Honig

und die Töne des Schofar. Es begann nun für mich aber weniger feierlich, denn meine Tasche hatte sich «verabschiedet». Ziemlich unkoscher das Ganze, denn heißt es nicht: Du sollst nicht stehlen? Die Leute von Meshugge litten mir mir.

Meshugge-Party ist bei weitem nicht der einzige Ort in Berlin, an dem sich junge Israelis zum fröhlichen Beieinander treffen. Doch es ist einer der meistfrequentierten Szene-Plätze der israelischen «Community» überhaupt. Die zählt mittlerweile nach Zehntausenden, welche sich auf länger in Berlin eingerichtet haben - ein Umstand, den nicht

einmal die Israelische Botschaft bestreitet. Artikel über dieses neuerliche Phänomen erschienen des Öfteren, und mit einem Buch von Fania Oz-Salzberger («Israelis in Berlin», 2001) gab es dazu auch schon einen bemerkenswerten essayistischen Versuch.

Das Thema bleibt spannend, und erst im Juni veröffentlichte «Ha'aretz» einen Beitrag über die unerwarteten «Wahl-Berliner». Eben jene Israelis, an die sich die «Meshugge Party» wohl vorrangig wendet, Szene-Kürzel: LGBT, wohinter sich «Lesbian», «Gay», «Bisexual» und «Trans» verbirgt. Besagter Ha'aretz-Beitrag «Berlin: The 'new Zion' for LGBTQ Israelis?» befasst sich mit einer Studie von Ruth Preser, die sich gezielt mit dem Phänomen von schwulen und lesbischen Israelis auseinandersetzt. Einen Teil der Gruppe trifft man auf den Meshugge Partys mit hundertprozentiger Sicherheit an. Denn hier wird neben deutsch-israelischer Freundschaft auch die Liebe gefeiert. Liebe zwischen allen. Egal ob zwischen Männern und Männern oder Frauen und Frauen. Kein Zweifel: Meshugge ist eine schwul-lesbische Party-Reihe, die aber noch ganz andere Gruppen anzieht.

Mit israelischer Musik «quer Beet», anderes keineswegs ausgeschlossen. Offenbar besteht aber eine ganz gehörige «Anfälligkeit» für israelischen Schlager, wie antiquiert auch immer er daherkommen mag. Wenn aus den Boxen Lieder wie «Haperach Begani» von Zohar Argovqi schmettern, dann tanzen sie alle. Dabei ist dies ein Song, den selbst meine 60jährige israelische Mutter noch kennt. «Haperach begani» heißt «Blume in meinem Garten». Wenn das schon den Anschein von schmalzigem Kitsch hervorruft, dann müssen selbst hartgesottene israelische Schlager-Fans bei dem leidenden Geträller des Sängers kapitulieren, der mit orientalis-folkloristischer Streichinstrument-Begleitung sein Herzessleid zum besten gibt.

Tränen erlaubt.

Vor kurzem habe ich einen Israeli in Leipzig getroffen, der zum ersten Mal Urlaub in Deutschland machte, unter anderem auch Berlin, natürlich. Als ich ihn nach seinen Eindrücken fragte, meinte er salopp, es gäbe zu viele Israelis hier. Er wäre sogar auf eine israelische Party gegangen. Mit schrecklicher Musik. Und zu vielen Männern, so O-Ton. Meshugge - was sonst? Für ihn war es definitiv ein unkosherer Abend, denn auf eine schwul-lesbische Party wäre er wohl in Israel nie gegangen. Zu den israelischen European-Song-Contest-Beiträgen der letzten 50 Jahre hätte er freiwillig auch nicht getanzt. Hat er dann aber doch. Denn das ist auch irgendwie meshugge: Fast 3000 Kilometer von zu Hause entfernt die Schlager der Heimat zu tanzen, ist verrückt. Oder wie es auf Jiddisch heisst: Meshigge.

Meshugge ist wohl auch, wenn ich, obwohl alle meine Papiere, mein Handy, meinen teuren MP3 Player durch den Diebstahl verliere, trotzdem bis in den Morgen auf dieser Party bleibe. Meshugge ist, wenn ein bisschen schüchtern anmutende Berliner jüdische Gemeinde-Jugendliche auf diesen Partys neben verwunderten israelischen Touristen, hartgesottenen Meshugge-Anhängern, deutschen philosemitischen Antifas und anderen «bunten Vögeln» zu Hava Nagila tanzen. Meshugge ist, wenn neben religiöser Hochzeitsmusik der Titelsong der Tel Aviv Gay-Pride-Parade läuft. Meine Tasche ist übrigens nie wieder aufgetaucht. Und ich habe die Vermutung, dass das auch das letzte Mal war, dass ich zu diesem Fall etwas von der Anwaltschaft Berlin gehört habe. Jedoch habe ich auch hier noch etwas Interessantes dazugelernt: Anzeigen bei der Polizei sind nun auch via Internet möglich. Sehr angenehm, nach langen meshuggenen Nächten und bei tanzlahmen Beinen. Ach, und übrigens: Ich denke, ich komme noch mal wieder.

TuS-Reisebüro – Ihr bewährter Reisepartner

Ein erfahrener Reisespezialist lädt Sie ein, an einer Kombi-Tour

„GEORGIEN UND AZERBAJDZHAN“

teilzunehmen. Die Reise dauert 6 Tage.

Im Programm enthalten: Besuch zweier Hauptstädte von Georgien – Tbilissi und Mzcheta; Abendessen in einem traditionellen georgischen Restaurant in Tbilissi; Ausflug nach Kachetien – der Wiege des georgischen Weinbaus – und Besuch des Freiluftmuseums Festung Signagi; Mittagessen bei einer georgischen Familie mit Weinverkostung. In Azerbajdzhan besuchen wir Scheki – eine der ältesten Städte des Landes, und die Stadt Schemach, die Gräber von Diri Baba und Eddi Gumez sowie die Hauptstadt von Azerbajdzhan – Baku.

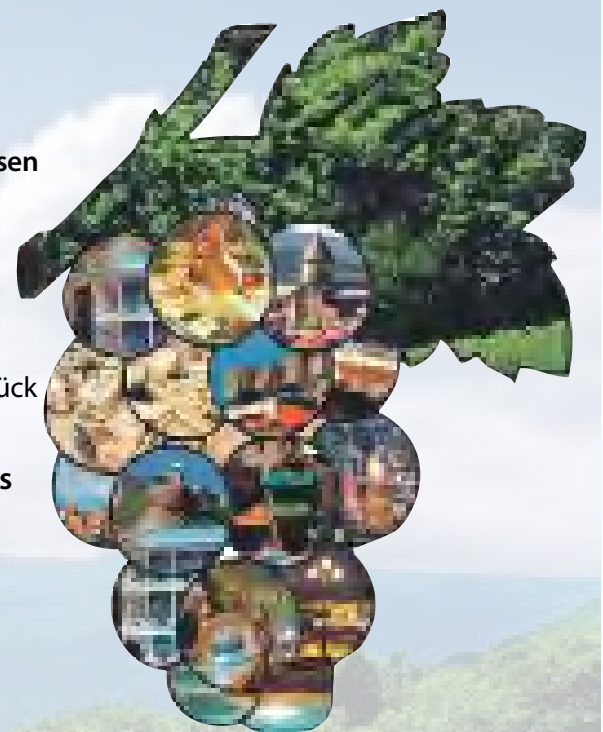
Der Reisepreis beträgt 750 € p. P. und beinhaltet Flug, Übernachtungen in Zweibettzimmern mit Frühstück und Abendbrot, geführte Touren und Busservice, Eintrittspreise und Steuern.

Für weiterführende Informationen und Buchung wenden Sie sich bitte an das TuS-Reisebüro:

- Kantstr. 97, 10627 Berlin
- Telefon: 030/217 61 17, 375 911 31
- Fax: 030/218 38 56
- Web: www.tus-reisen.com
- E-Mail: info@tus-reisen.com

Die Firmeninhaberin Yael Frankfurt und ihre Mitarbeiterin stehen Ihnen bei der Planung und Durchführung Ihrer privaten oder geschäftlichen Israelreise gerne mit Rat und Tat zur Verfügung.

Tausende unserer Kunden sind mit uns zufrieden!



Liebe Leserinnen und Leser,

wir freuen uns sehr, dass Sie sich gerade mit der «Jüdischen Rundschau», einer neuen Monatszeitung mit Deutschland-weitem Publikum, bekannt machen. Verleger und Redaktionsteam stehen für einen liberalen, unabhängig-kritischen und pluralistischen Journalismus, der gleichermaßen für jüdische wie nichtjüdische Interessenten gemacht wird. Auf den 48 Seiten jeder «Jüdischen Rundschau» finden Sie ein Panorama verschiedenster Themen, das sich ausführlich mit Israel beschäftigt, mit der Entwicklung der jüdischen Gemeinschaften in der Bundesrepublik und anderen Plätzen der Diaspora, mit Neuigkeiten aus Kunst, Kultur und Wissenschaft, aber auch mit Trends, die Deutschland, Europa und die Welt ganz allgemein bewegen. Wir werden uns nicht darauf beschränken, Nachrichten und Wissen zu vermitteln. Ereignisse und Trends werden unvoreingenommen kommentiert, und gleichzeitig lädt die Rundschau zum kritischen Forum und Dialog ein. Während der letzten 25 Jahre hat das hiesige Judentum eine atemberaubende Entwicklung genommen, nicht zuletzt dank der Zuwanderung russischsprachiger Juden aus der früheren Sowjetunion. Neue Gemeinden sind entstanden, jüdische Kindergärten, Schulen und Volkshochschulen wurden eröffnet. In größeren Städten finden wir heute jüdische Museen, Galerien, Restaurants, und die alljährlichen Film- und Theaterfestivals wie auch die «Tage der Jüdischen Kultur» erleben immer stärkere Resonanz. Das Interesse an jüdischer Geschichte und Gegenwart ist ein erfreuliches Phänomen im wiedervereinigten Deutschland, und auch diesem Bedürfnis wird unsere Zeitung nachkommen. Lebendiges Judentum ist heute nicht nur in den eigenen Wänden zu Hause. Und nicht zu vergessen: Gesellschaft, Religion, Kunst, Bildung und vieles andere mehr werden von Menschen für Menschen gemacht. Unsere Rundschau wird Charaktere porträtieren, ungewöhnliche Lebensgeschichten erzählen, auf neue Projekte verweisen und so im besten Sinne miteinander vernetzen.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Wir würden uns freuen, mit Ihnen ein Stück gemeinsame Wegstrecke zu gehen, und Ihre Meinung und Rückmeldung ist uns dabei wichtig. Um die «Jüdische Rundschau» von Anfang an ausführlich kennenzulernen, empfehlen wir ein Abonnement, für Studenten zum ermäßigten Preis. Alle wichtigen Hinweise und einen Abo-Coupon finden Sie nebenstehend. Sollte die Rundschau Sie ansprechen und inspirieren, freuen wir uns auch über eine Weiterempfehlung und die Nutzung von Geschenke-Abos (siehe Coupon).

Natürlich besteht auch die Möglichkeit, bei uns ein Probeexemplar zu bestellen (siehe Coupons unten).

Darüber hinaus sind wir dankbar für spontane Rückmeldungen, Kritiken und Hinweise, die gern an die Email-Adresse redaktion@juedische-rundschau.de oder telefonisch an: (030) 54 71 02 50 gerichtet werden können.

Ihre Redaktion der «Jüdischen Rundschau»

COUPON ABO-BESTELLUNG

Hiermit bestelle ich zum nächstmöglichen Termin die Monatszeitung «Jüdische Rundschau» im Abonnement zum Preis (in Deutschland) von

- 39 € für ein Jahr
 73 € für zwei Jahre
 32 € für ein Jahr als Student (mit Nachweis).

Name, Vorname _____
 Strasse, Hausnummer _____
 PLZ _____ Wohnort _____
 Geburtsdatum _____ Telefon: _____ E-Mail: _____

Ich bin damit einverstanden, dass mein Abonnement sich um ein weiteres Jahr verlängert, wenn ich es nicht spätestens sechs Wochen vor dem Ende schriftlich kündige. Mir ist bekannt, dass ich innerhalb von 14 Tagen meine Bestellung widerrufen kann.

Datum _____ Unterschrift ✕ _____

Ich zahle:

- gegen Rechnung
 per Lastschrift (als Dankeschön dafür erhalten Sie 13 statt 12 Ausgaben der Zeitung)

Kontoinhaber: _____
 Konto-Nummer: _____ BLZ: _____
 Kreditinstitut: _____ Unterschrift: _____

Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeitet werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

GESCHENK-ABO

Ich möchte ein Jahresabonnement für die Monatszeitung «Jüdische Rundschau» zum Preis von 39 € schenken an:

Name, Vorname _____
 Strasse, Hausnummer _____
 PLZ _____ Wohnort _____
 Geburtsdatum _____ Telefon: _____ E-Mail: _____

Die Lieferung endet automatisch nach einem Jahr, wenn entweder ich oder der/die Beschenkte (auf eigene Rechnung) nicht das Gegenteil verfügen. Mir ist bekannt, dass ich innerhalb von 14 Tagen meine Bestellung widerrufen kann.

Datum _____ Unterschrift ✕ _____

Ich zahle

- gegen Rechnung. Die Rechnung schicken Sie bitte an:

Name, Vorname _____
 Strasse, Hausnummer _____
 PLZ _____ Wohnort _____

- per Lastschrift (als Dankeschön dafür erhalten Sie 13 statt 12 Ausgaben der Zeitung)

Kontoinhaber: _____
 Konto-Nummer: _____ BLZ: _____
 Kreditinstitut: _____ Unterschrift: _____

Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeitet werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

BESTELLUNG DES PROBE-EXEMPLARS

Empfehlen Sie unsere Zeitung Ihren Bekannten, Verwandten und Freunden oder bestellen Sie einfach für sie ein kostenloses Probeexemplar. Wenn Sie mehrere Coupons brauchen, können Sie diesen kopieren oder uns einfach die entsprechenden Angaben per Telefon, Fax oder Mail mitteilen.

Ich möchte die Zeitung «Jüdische Rundschau» einmalig und unverbindlich kennen lernen. Schicken Sie mir bitte ein kostenloses Probeexemplar an:

Name, Vorname _____
 Strasse, Hausnummer _____
 PLZ _____ Wohnort _____
 Telefon: _____ E-Mail: _____

Mir ist bekannt, dass es dabei um eine freiwillige Aktion des Verlags geht und die wiederholte Beteiligung von ein und demselben Haushalt daran frühestens in sechs Monaten möglich ist. Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeitet werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

Datum _____ Unterschrift ✕ _____

BESTELLUNG DES PROBE-EXEMPLARS

Empfehlen Sie unsere Zeitung Ihren Bekannten, Verwandten und Freunden oder bestellen Sie einfach für sie ein kostenloses Probeexemplar. Wenn Sie mehrere Coupons brauchen, können Sie diesen kopieren oder uns einfach die entsprechenden Angaben per Telefon, Fax oder Mail mitteilen.

Ich möchte die Zeitung «Jüdische Rundschau» einmalig und unverbindlich kennen lernen. Schicken Sie mir bitte ein kostenloses Probeexemplar an:

Name, Vorname _____
 Strasse, Hausnummer _____
 PLZ _____ Wohnort _____
 Telefon: _____ E-Mail: _____

Mir ist bekannt, dass es dabei um eine freiwillige Aktion des Verlags geht und die wiederholte Beteiligung von ein und demselben Haushalt daran frühestens in sechs Monaten möglich ist. Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeitet werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

Datum _____ Unterschrift ✕ _____

Jeder neuer Abonnent der Zeitung «Jüdische Rundschau» erhält einen Gutschein vom TuS-Reisebüro im Wert von 50 Euro, die bei Buchung einer Reise nach Israel verrechnet werden.

Füllen Sie bitte den Abo-Coupon aus, schneiden Sie ihn aus und schicken ihn uns per Post (J. B. O., Postfach 120841, 10598 Berlin), per Fax (030/23328860) oder als Scan per E-Mail an: redaktion@juedische-rundschau.de. Sie können die Zeitung auch auf unserer Website www.juedische-rundschau.de abonnieren.

Keren Shahars Café «Shiloh» verwöhnt in Berlin-Mitte

Von Suzanna KUPFERMANN

Die koschere Welt ist eine andere. Manche ignorieren das, andere halten sich teilweise an die Speisegesetze, die der jüdischen Tradition sozusagen gottgegeben sind. Nicht alle, die daheim koscher kochen, verzichten auf öffentliche Gaumenfreuden, meiden Fleisch und Krustentiere. Einfacher ist es vegetarisch und vegan. Wer gesetzestreu lebt, studiert den «Hechscher» an der Scheibe des Ladens. Welcher Rabbiner hat das Koscher-Zertifikat erteilt? Man kann aber auch zu Hause essen. Gelegentlich werde ich gefragt, wie man Orthodoxe bewirbt. Ich halte Orangen, Nüsse, Bananen, Teebeutel und ein Trinkglas bereit. Manchmal wird sicherheits- halber ein Pappbecher mitgebracht.

Koscher ist eine Lebenshaltung, gespeist aus festem Glauben, Überzeugung und Tradition. Glatt koscher ist dessen perfekte Übersetzung. Die Philosophie des neuen Bistros in Berlins kulinarisch angesagter Torstrasse geht allerdings aufs Vegetarische. Das Lokal befindet sich im Haus Nummer 159, einem unauffälligen, noch altgrauen Gebäude, das einst in jüdischem Besitz war und es seit einigen Jahren wieder ist. Hinter den zwei großen Schaufenstern wird das serviert, was die Menükarte des «Shiloh» als handbeschriebene Tafel auf der Straße einladend offeriert. Die Chefin des Hauses bestätigt nicht erst auf Anfrage, dass ihre Küche vegetarisch und koscher sei, ganz so, wie sie es von zu Hause kenne und wolle.



Keren Shahar kam vor einigen Jahren aus Jerusalem nach Berlin. Der Traum von einem eigenen Restaurant war das logische Ergebnis ihres Catering-Unternehmens, mit dem sie als «Keren's Jewish Kitchen» ihren Einstieg in das kulinarisch noch immer hungri- ge, aber vor allem an jüdischen Speisen armselige Berlin begründete. Ihre Kochleidenschaft wurde ihr zur Profession. Seither kann in großen und kleinen Gesellschaften diese besondere Variante einer hinreißend guten mediterranen Küche geordert und ge- nossen werden.

«Shiloh», der biblische Name, scheint für Kerens erst vor kurzem gestartetes Bisto- Café programmatisch. Shiloh war vor dem Bau des Ersten Tempels die Hauptstadt, ein Pilgerort der Israeliten. Hier machten sie Station, hier stand das Stiftszelt, das den lan- gen kriegerischen Weg der aus Ägypten be- freiten Juden begleitete, als sie unter Moses' Führung ins Gelobte Land strebten. Berlin ist damit nicht zu vergleichen, aber manche Gäste denken dennoch über Zusammen- hänge nach, besonders, wenn sie aus Israel kommen, oder nur übergangsweise in Berlin leben. Für andere ist die Stadt schon das er- strebte Ziel. Was alle eint, ist die Sehnsucht nach dem Geruch, dem Geschmack, nach den Farben und den Tönen der Kindheit.

Essen, Interieur und Kunst

Keren kann mit der bisherigen Entwicklung zufrieden sein. So neu noch, und schon so

akzeptiert. Sie kennt die Regeln der Gas- tronomie aus Israel, wo sie sich wie später in Amsterdam und Berlin durch harte Arbeit das aneignete, was man als den Prozess ku- linarischer Landnahme bezeichnen könnte. Dazu gehört, wie man die Gäste, das Kochen, Backen und Putzen, den Barbetrieb und den Einkauf so vernetzt, dass auch die höchsten Erwartungen übertroffen werden können.

Der minimal gestaltete Gastraum führt über vier Stufen in den zweiten Be- reich. In diesem wird später im Sommer die kleine Leih- bücherei mit zumeist Bü- chern auf Hebräisch, werden Ausstellungen, musikalische Veranstaltungen und Lesun- gen zu erleben sein. Die Be- tonung bei all dem liegt auf Jüdisch. Als Vernissage vor den Hohen Feiertagen wer- den im Herbst Anja Seppäs Werke mit hebräischer Kal- ligraphie präsentiert. Seppä wurde in Südafrika in einer deutsch-finnischen Familie geboren, wuchs dort auf, stu- dierte Kunst, lernte auch in Finnland, und lebt nun seit gut zwei Jahren in Berlin. Das hebräische Aleph Beth hat es ihr angetan. Das gemeinsame

Ausstellungsprojekt mit und bei Keren widmet sich den Bittge- beten, den Slichot. Keren findet in diesen ihre Identität, Anja will sich tiefer in die jüdische Kultur und Tradition vertiefen, und das «Shiloh» ist der dafür passende Ort.

Refugium Küche

Die helle Küche ist ein großes Refugium, hier wird Luft geholt, Stress produziert und abgebaut, in Permanenz gekocht und ge- backen. Berliner Israelis und Andere kommen aber nicht nur um des Essens willen, sondern auch, weil sie neben den grenzüberschreiten- den Rezepten des Orients auch Jazz, jüdische und klassische Musik, Bilder, Gespräche und die dazu gehörende Gemeinschaft lieben. Im «Shiloh» wird meist Hebräisch oder Eng- lisch gesprochen. Stammgast Ricardo, ein Theatermann, kommt allerdings aus Brasilien, wohnt um die Ecke und ist glücklich, bei Keren kulinarisch verwöhnt zu werden.

Keren liebt den Trubel der Küchen. Schon als Kind half sie ihren Großmüttern, lernte von ihnen, von der Mutter, den Tanten, wie typische Gerichte der sephardischen Juden schmecken. Jetzt bietet sie diese in Berlins Torstraße an. Sie beobachtete, wie andere kochten, half, experimentierte allein und in Gesellschaft. Kochen auf traditionelle Wei- se ist für sie Ausdruck ihrer jüdischen Le- bensweise, die tief in der Familientradition wurzelt. Das Koschere, sagt sie, ist gut für die Seele. Es ist eine Mitzwa, eine gute Tat, an der alle Menschen teilhaben können. Sie muss das wissen, denn sie hat über Jahre Tora gelernt, die biblischen Vorgaben sind ihr heilig geworden. Anders zu kochen käme für sie nie in Frage. So versteht sich wie von selbst, dass das Restaurant mit der hellen Mesusa im oberen Drittel der linken Seite der Eingangs-

tür am Schabbat und an jüdischen Feiertagen geschlossen bleibt, während es für gewöhn- lich zwischen 12 und mindestens 20 Uhr ge- öffnet ist.

Keren gefällt die Mischung ihrer sym- pathischen Gäste, die sich im Habitus oft ähneln, aber gleichzeitig voneinander un- terscheiden. Wer wochentags ins «Shiloh»



kommt, wohnt oder arbeitet meist in un- mittelbarer Nachbarschaft. Noch bestimmt vor allem das Wetter, wann sich zufällige Passanten hier einfinden, der Brunch am Sonntag zieht hingegen ab 12 zielgerichtet eine andere Gesellschaft an. Die Gäste sind

aus nah und fern, manche kommen, weil sie «Shiloh» vom Hörensagen kennen, ande- re, weil sie gemächlich, weil sie vegetarisch oder vegan essen wollen, wegen der Kaschrut oder aus Neugier auf das Neue. Alle wissen, dass es bei Keren wunderbar schmeckt, und auch der Kaffee eine Versuchung ist. Schon spricht man über das äußerlich unscheinbare «Shiloh». Auch Facebook und Internet ver- breiten die Kunde.

Alles kommt frisch

Wie jedes unabhängige Unternehmen muss auch Keren für das «Shiloh» die wachsen- de Großstadt, den Kiez, Bewohner aus al- ler Welt, Touristen und Alteingesessene im Auge haben. Mit guter Hausfrauenkost des Orients ist der Erfolg vorhersehbar. Ihr Un- ternehmenskonzept heißt 100 Prozent tra- ditionelle Handarbeit, kein Auftauen, kein Aufwärmen, keine Zusatzstoffe, kein Gluten. Alles kommt frisch aus der Küche. Das haus- eigene Pitabrot besteht aus Wasser und Mehl, Kräuter dürfen sein. Kochen ist ein wahrer Segen. Im «Shiloh» ist slow cooking ange- sagt, gut Ding will eben Weile haben. Keren kann lange darüber sprechen, was ihr dieses Leben bedeutet, wie traditionelle kulturelle Werte es bereichern, warum es für sie keine Alternative dazu gibt. Sie kocht nichts, was sie nicht selber essen würde. Dieses Prinzip sensibilisiere für anderer Leute Vorlieben und Speiseregeln und wecke kulinarische Empfindsamkeiten.

Ja, sie könne zufrieden sein. «Wir sind mit Gästen gesegnet, die wiederkommen und an- dere Gäste mitbringen», sagt sie, und brüht die Blätter für einen Minze-Tee auf. Den Kulturraum sieht sie als einen weiteren Ort jüdisch-israelischen Lebens in Berlin. Jeder ist willkommen, sich dort alsbald mit eigenen jüdischen Ideen einzubringen oder Kunst und Wissen wie das Essen als Gast zu consu- mieren.



Shakhshuka mit Feta – für 2 Personen

- 6 Esslöffel Speiseöl (kein Olivenöl!)
- 1 kleingewürfelte rote Paprika
- 4 geriebene oder gepresste Knoblauchzehen
- 5 sehr reife Tomaten, gewürfelt
- 1 Esslöffel Tomatenmark
- 120 ml Wasser
- 1 Teelöffel süßes Paprikapulver
- 1-2 rote Peperoni
- Meersalz nach Bedarf
- ¼ Teelöffel Kurkuma
- 80 Gramm weicher gekrümelter Fetakäse
- 4 Eier
- Gehackte Petersilie nach Belieben

Die Paprikawürfel weich dünsten, danach den Knoblauch hinzufügen. Ist dieser goldgelb, was sehr schnell passieren kann, die Tomatenwürfel, das Tomatenmark und das Wasser hinzufügen. Langsam alles auf kleiner Flamme dünsten. Sind die Tomaten weich, Gewürze und Käse vorsichtig unterrühren.

Jetzt ein Ei in eine kleine Schüssel geben, vorsichtig ein «Loch» in die Tomatensauce schau- feln, das ganze Ei hineingleiten lassen. Mit den anderen Eiern ebenso verfahren. Die Pfanne wird jetzt bedeckt und mit niedriger Wärme wird weitergekocht.

Sobald die Eier weichgekocht, aber nicht hart geworden sind, werden sie mit der gehackten Petersilie bestreut und mit frischer, noch warmer Challa (Zopf) serviert.